

Sprachvariation Sprachwissen Habitus

Eine qualitative / quantitative Analyse am Beispiel der Stadt Essen

Inauguraldissertation zur Erlangung des akademischen Grades eines Doktors der Philosophie der Universität Mannheim

vorgelegt von: Jörg Kohlscheen

Dekan: Prof. Dr. Matthias Kohring

Referentin: Prof. Dr. Beate Henn-Memmesheimer

Koreferent: Prof. Dr. Dr. h.c. Heinz H. Menge

Tag der mündlichen Prüfung: 5. Mai 2014

Danksagung

Eher zufällig hielt ich vor einigen Jahren das Buch „Tausend Plateaus“ von Gilles Deleuze und Félix Guattari in den Händen. Auf Seite zwölf entdeckte ich eine Stelle, die ich mit einiger Belustigung las. Nun, wo ich diese Danksagung formuliere, will sie nicht mehr aus dem Kopf gehen: „Wir haben den *Anti-Ödipus* zu zweit geschrieben. Da jeder von uns mehrere war, ergab das schon eine ganze Menge.“ Zwar habe ich diese Arbeit allein geschrieben, aber ohne das Wirken einer ganzen Menge von Personen, würde dieser Arbeit etwas fehlen. Ihnen und auch denen, die unerwähnt bleiben, möchte ich meinen Dank aussprechen.

Zuerst möchte ich meinen Interviewpartnern und Interviewpartnerinnen danken. Sie haben sich die Zeit genommen, um „ihr“ Wissen über die Sprache des Ruhrgebiets preiszugeben. Danken möchte ich ebenfalls den unbekannten Interviewten, die den Online-Fragebogen ausgefüllt haben.

Meiner Betreuerin Prof. Dr. Beate Henn-Memmesheimer und meinem Betreuer Prof. Dr. Heinz H. Menge bin ich in besonderer Weise zu Dank verpflichtet. Ihre Unterstützung werde ich stets zu schätzen wissen. Den Teilnehmerinnen und Teilnehmern der linguistischen Kolloquien der Universität Mannheim danke ich für konstruktive Kritik in den letzten Jahren. Prof. Dr. Gunnar Otte und Dr. Georg Cornelissen möchte ich meinen Dank aussprechen für ihre kritischen Anmerkungen zum Fragebogen. Dr. Tilmann Deutler und Ernst Eggers für ihre Hilfsbereitschaft und ihren Ausführungen zur Statistik. Zudem danke ich der Hans-Böckler-Stiftung, die diese Dissertation mit einem Stipendium gefördert hat.

Danken möchte ich auch meiner Frau Silvia Bader für ihren Rückhalt und meinen beiden Kindern Frieda und Clara einfach dafür, dass sie so sind, wie sie sind. Ohne meine Familie hätte mir auf den letzten Metern gewiss das nötige Quäntchen Kraft gefehlt, das Projekt Promotion abzuschließen.

Bochum, 2015

Jörg Kohlscheen

Inhaltsverzeichnis

0 Einleitung.....	1
1 Überblick über die zentralen Begriffe und Probleme: Sprachvariation, Sprachwissen, Habitus....	6
1.1 Sprachvariation.....	7
1.1.1 Stadt Essen als Erhebungsort.....	7
1.1.2 Sprache in Essen.....	10
1.1.3 Einfluss des Polnischen: Wissenschaft und Alltagsmeinung.....	15
1.2 Sprachwissen.....	19
1.2.1 Gegenstandsdefinition: Sprachwissen.....	20
1.2.2 Sprachwissen und Alltagswissen.....	25
1.3 Habitus.....	29
1.3.1 Habitus als Vermittlungskategorie zwischen Struktur und Handlung.....	30
1.3.2 Klasse und/oder Lebensstiltypologie?.....	31
1.3.3 Über Felder und Sprachmärkte.....	40
2 Methodologie und Methode qualitativer und quantitativer Interviewforschung.....	46
2.1 Unterschiede und Gemeinsamkeiten qualitativer und quantitativer Methodik.....	47
2.1.1 Methodologischer Überbau.....	48
2.1.2 Forschungsgegenstand.....	54
2.1.3 Methodische Unterschiede.....	56
2.1.4 Fazit: Methodenintegration.....	58
2.2 Das qualitative Forschungsdesign.....	59
2.2.1 Leitfaden-Interviews.....	60
2.2.2 Zum Sampling-Verfahren.....	63
2.2.3 Transkription.....	67
2.2.4 Grounded Theory.....	68
2.3 Zum quantitativen Forschungsdesign.....	72
2.3.1 Aufriss einer Methodologie der Fragebogenerhebung.....	72
2.3.2 Realisierung der Stichprobe.....	78
3 Qualitative Analyse des Sprachwissens in Essen.....	82
3.1 Zentrale Motive der Interviews.....	82
3.2 Untere Schwelle des Gegenstandes.....	87
3.2.1 Abweichungen: Stigma - Prestige - Normalität.....	87
3.2.2 Normen in der Sprache.....	94
3.3 Benennungspraktiken im Alltag.....	99
3.3.1 Zur Bezeichnung sprachlicher Varianz.....	99
3.3.2 Zum Problem der Zuordnung von Sprachmerkmalen zu Varietäten und Lösungen im Alltag.....	107
3.4 Ein Alternativkonzept zu Spracheinstellungen.....	113
3.5 Zur Ökonomie sprachlichen Handelns: Sprachmärkte.....	122
3.5.1 Sprachbewertungen und Kontextkongruenz.....	122

3.5.2 Sprachmärkte und Imageproduktion.....	127
3.5.3 Reproduktion und Transformation der Ökonomie sprachlicher Märkte.....	131
4 Zur Distribution des Sprachwissens.....	140
4.1 Fragebogenentwicklung.....	140
4.2 Stichprobenbeschreibung nach Lebensstiltypen.....	146
4.3 Korrespondenzen zwischen dem Raum der Lebensstile und Sprachwissen.....	152
4.4 Sprachliche Prägung nach Lebensstiltypen.....	156
4.5 Wahrnehmung des Wohnumfeldes.....	163
4.6 Sprachkapital.....	165
4.7 Das Kapital der Sprache des Ruhrgebiets.....	172
4.8 Bewertung einzelner Merkmale.....	175
4.9 Sprachverhalten als geplantes Verhalten.....	181
5 Schlussbetrachtung.....	195
6 Literaturverzeichnis.....	201
Anhang:	
A Screenshots des Online-Fragebogens.....	I

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Schematische Darstellung des Ruhrgebiets in den Grenzen des RVR.....	8
Abbildung 2: Sozialäquator A40 (Bogumil u.a. 2012: 25).....	10
Abbildung 3: Vereinfachte Darstellung der Korrespondenzanalyse aus Bourdieu (1982: 212f.) nach Bourdieu (1998: 19).....	33
Abbildung 4: Raum der Lebensführung nach Otte (2004).....	36
Abbildung 5: Raum der Lebensstile und Handlungsorientierung (Otte 2004).....	37
Abbildung 6: Sprache des Ruhrgebiets im Sprecherbewusstsein.....	101
Abbildung 7: Modell zur Erklärung sprachlichen Verhaltens.....	120
Abbildung 8: Theorie des geplanten Verhaltens nach Ajzen und Fishbein (1980).....	121
Abbildung 9: Beispiel für ein semantisches Differenzial.....	143
Abbildung 10: Hypothetisches Polaritätenprofil eines semantischen Differenzials.....	143
Abbildung 11: Korrespondenzanalyse.....	153
Abbildung 12: Sprachmarkt und Raum der Lebensstile.....	156
Abbildung 13: Sprachliche Prägung nach Lebensstiltypen.....	159
Abbildung 14: Einfluss durch Ruhr- und Hochdeutsch im Verhältnis.....	160
Abbildung 15: Wahrnehmung der Sprache des Ruhrgebiets im Wohnumfeld.....	164
Abbildung 16: Wahrnehmung der Sprache des Ruhrgebiets nach formellem und informellem Sprachkapital.....	172
Abbildung 17: Verteilung der abhängigen Variable ‚Verhalten‘.....	185

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Modell zur sozialen und situativen Verteilung des Ruhrdeutschen (nach Mihm 1997: 28).....	12
Tabelle 2: Darstellungen der Indikatoren der Kurzversion der Lebensführungstypologie gemäß den Dimensionen Ausstattungsniveau und Modernität bzw. biografische Perspektive nach Otte (2004: 168).....	39
Tabelle 3: Quantitative und qualitative Forschung im Vergleich.....	48
Tabelle 4: Schlussverfahren nach Keller (1995: 140).....	51

Tabelle 5: Leitfadenaufbau und Impulsfragen.....	62
Tabelle 6: Qualitatives Sampling.....	64
Tabelle 7: Zentrale Motive der Interviewten.....	83
Tabelle 8: Liste der Items, welche auf Grundlage von Aussagen (nach Zustimmung) operationalisiert sind.....	142
Tabelle 9: Items nach inoffiziellen und offiziellen Kapital.....	145
Tabelle 10: Liste der Merkmale, welche nach Akzeptanz und Gebrauch bewertet werden.....	146
Tabelle 11: Lebensstiltypen nach ausgesuchten demografischen Standards.....	148
Tabelle 12: Prägung durch Hoch- und Ruhrdeutsch im Verhältnis.....	161
Tabelle 13: Aussagen zu Sprachkapital und sprachlichen Imagestrategien nach Lebensstiltypen	167
Tabelle 14: Wahrnehmung der Sprache des Ruhrgebiets nach den Dimensionen formelles und informelles Kapital.....	174
Tabelle 15: Bewertungen einzelner Sprachmerkmale.....	175
Tabelle 16: Anteile des Gebrauchs linguistischer Merkmale nach Lebensstiltypen.....	177
Tabelle 17: Hauptkomponentenanalyse nach Akzeptanz bewerteter linguistischer Merkmale.....	180
Tabelle 18: Beschreibung der ausgewählten Modellvariablen für die Regressionsanalyse.....	183
Tabelle 19: Korrelationsmatrix der Modellvariablen.....	184
Tabelle 20: SPSS-Output: Informationen zur Modellanpassung.....	186
Tabelle 21: SPSS-Output: Informationen zur Anpassungsgüte.....	186
Tabelle 22: SPSS-Output: Pseudo-R-Quadrat.....	187
Tabelle 23: Ergebnis der Regressionsanalyse.....	188
Tabelle 24: Beobachtete und vorhergesagte Werte.....	190
Tabelle 25: Modellvariablen nach Lebensstiltypen.....	192

Abkürzungsverzeichnis

AS	Aufstiegsorientierte
CA	Korrespondenzanalyse (Correspondence Analysis)
HD	Hedonisten
HZ	Heimzentrierte
KG	Konservativ Gehobene
KV	Konventionalisten
LG	Liberal Gehobene
RD	Ruhrdeutsch
RVR	Regionalverband Ruhrgebiet
RX	Reflexive
SdR	Sprache des Ruhrgebiets
TPB	Theory of Planned Behavior
US	Unterhaltungssuchende
WDA	Großes Wörterbuch der Deutschen Aussprache

0 Einleitung

Im Mittelpunkt dieser Untersuchung steht das Sprachwissen. Allgemein betrachtet ermöglicht das Sprachwissen den Sprechern, Aussagen über die Beschaffenheit von Sprache zu treffen und diese Beschaffenheit zu plausibilisieren. Das Sprachwissen umfasst sprachbezogene Meinungen und Sichtweisen, Sprachtheorien, das Wissen um sprachliche Variation, Grammatikalitätsurteile, Bewertungen usw. Oft ist das Sprachwissen ideologisch gefärbt und normativ, z. B. wenn bestimmte sprachliche Merkmale als hässlich oder falsch angesehen werden. Der normative Gehalt des Sprachwissens wird im Alltag in der Regel nicht hinterfragt. Dies ist auch nicht zu erwarten, wenn man berücksichtigt, dass das Sprachwissen im Alltag reibungslos eingesetzt werden soll, um zum Beispiel sprachliche Handlungswahlen begründbar zu machen.

Wenngleich der Begriff der Volkslinguistik bereits von Menge (1979) in die deutschsprachige Diskussion eingeführt wurde, kann man sagen, dass erst in jüngster Zeit die alltäglichen Sprachanschauungen vor allem im Rahmen dialektologischer Studien¹ an wissenschaftlicher Relevanz gewonnen haben. Dies liegt u. a. an dem hohen Erklärungspotential sprachbezogenen Wissens. Die Erforschung des Sprachwissens dient u. a. dazu, zu erklären, weshalb Sprecher sprechen, wie sie sprechen. Gewiss hat das Sprachwissen für Sprecher steuernde Funktionen. Unter der Annahme, dass Sprecher bestimmte sprachliche Varianten meiden und andere bevorzugen, ließe eine Analyse des Sprachwissens sogar Prognosen über sprachliche Entwicklungsverläufe zu (Schröder u.a. 2009: 64). Daneben sind auch Tendenzen ausfindig zu machen, die primär die Erforschung der Beschaffenheit des Sprachwissens zum Ziel haben (Anders 2010: 18).

Die meisten Sprecher sind in der Lage eine Reihe sprachlicher Merkmale bzw. Dialekte regional zu verorten. Auf diesem arealen Aspekt liegt der Schwerpunkt des dialektologischen Interesses. Daneben hat das Sprachwissen auch eine soziale Dimension. Denn so wie Dialekte räumlich verortet werden, kann Sprache der sozialen Klassifikation dienen. So gilt die Sprache des Ruhrgebiets gemeinhin als eine Sprache einfacher Leute und einzelne Varianten gelten als schlechtes Deutsch. Besonders in Bezug auf Spracheinstellungen tritt diese soziale Dimension besonders zutage: So werden sprachliche Merkmale und Dialekte eher

1 Vgl. hierzu den Tagungsband Anders u.a. (2010).

dann negativ bewertet, wenn sie mit einem niedrigen sozialen Rang assoziiert werden. Auf diesen sozialen Aspekten liegt der Schwerpunkt der vorliegenden Arbeit.

Sprache ist neben anderen semiotischen Systemen wie Kleidung usw. ein Mittel sozialer Distinktion. Insbesondere Bourdieu (1982) analysiert die dynamischen Prozesse der sozialen Distinktion im Bereich der Lebensstile. Beim Lebensstil liegt eine Reihe symbolischer, gesellschaftlicher Praktiken vor, die mit einer sozialen Semantik versehen sind. Die Dinge, die den Lebensstil einer Person ausmachen, haben nicht nur einen unmittelbaren Gebrauchswert, sondern auch einen symbolischen Wert, der darin besteht, den sozialen Status einer Person anzuzeigen. Analog funktionieren die gleichen Mechanismen in der Sprache.

Bourdieu (1990) spricht von Sprachmärkten, auf denen über und mit Sprache ver- und gehandelt wird. Auf den Sprachmärkten geht es weniger um grammatisch richtige Sätze, sondern vielmehr um sozial akzeptierte Sätze. „Die Sprachkompetenz, die ausreicht, um Sätze zu bilden, kann völlig unzureichend sein, um Sätze zu bilden, *auf die gehört wird* [Hervorhebung im Original]“ (Bourdieu 1990: 32).

Sprachmärkte sind dabei keineswegs so einfach strukturiert, wie es auf den ersten Blick scheint. Die Komplexität wird angereichert durch die Vielzahl von sozialen Bedingungen, unter denen sich sprachliche Märkte konstituieren, aber auch dadurch, dass auf den sprachlichen Märkten gehandelt wird:

Auf Bourdieus Märkten agieren leibhaftige Akteure, die Machtstrukturen strategisch benützen und verändern, allerdings auch in ihrem Habitus und in ihren Handlungsspielräumen von eben diesen makrosoziologisch zu beschreibenden Strukturen geprägt werden (Henn-Memmesheimer 1998: XIII).

Dennoch kann das Sprachwissen, welches Bedingung für die Existenz sprachlicher Märkte ist, als Alltagswissen rekonstruiert werden. Damit gilt das Interesse dem „Wissen über Paarbeziehungen, über (die Kraft von) Kategorisierungen im Sinne von Status, sozialer Schicht und Klasse, über den ‚Marktwert‘ symbolischer Kapitale“ (Bourdieu) und über Macht- und Herrschaftsstrukturen“ (Selling u.a. 1989: 9).

Im Mittelpunkt dieser Arbeit steht folgende Fragestellung: Inwiefern und unter welchen Bedingungen kann das Sprachwissen als Sprachkapital auf sprachlichen Märkten eingesetzt werden und wie ist dieses Wissen gesellschaftlich verteilt?

Das Sprachwissen wird anhand der Ruhrgebietsstadt Essen exemplifiziert. Das Sprachwissen über die Sprachvariation im Ruhrgebiet bildet damit den zentralen empirischen Bezugspunkt. Kapitel 1. 1 dient der Vorstellung des Erhebungsraums aus soziologischer und linguistischer Perspektive.

In Anschluss an Niedzielski und Preston (2000: 26) wird das Sprachwissen in Kapitel 1. 2 als verbalisierbares Wissen definiert und damit als beobachtbarer Gegenstand konstituiert. Da das Sprachwissen zum Zwecke einer sozialen Ressource über ein Mindestmaß sozialer Relevanz verfügen muss, wird es über den Begriff der Institutionalisierung nach Berger und Luckmann (1969) gesellschaftlich verankert. Zudem knüpfe ich an Mattheier (1985) an, der recht früh und programmatisch für die Einbeziehung der Methoden der kommunikativen Sozialforschung plädiert.

Kapitel 1. 3 widmet sich der Habitus-Theorie und dem Begriff des sprachlichen Marktes. Der Habitus verpflichtet sowohl zum handlungstheoretischen als auch zum struktur-funktionalistischen Denken. Es sollen sowohl die leibhaftigen Akteure Berücksichtigung finden als auch die Bedingungen, mit denen die Akteure zurechtkommen müssen. Um die gesellschaftliche Distribution des Sprachwissens zu erforschen, bedarf es eines Konzepts gesellschaftlicher Differenzierung. Bourdieu (1982) konstruiert einen sozialen Raum, in dem Klassenfraktionen gebildet werden. An die Stelle von Klassenfraktionen soll die Lebensstiltypologie Ottens (2004) treten: Sie kommt ohne Strukturvariablen wie z. B. Einkommen aus, lässt aber dennoch Rückschlüsse auf beispielsweise ökonomische Ressourcen zu.

In Kapitel 2 werden die Erhebungsmethoden vorgestellt und begründet. Bereits die oben angerissene Definition des Sprachwissens legt es nahe, das Gespräch mit Sprechern zu suchen, um das Alltagswissen zu erforschen, also qualitative Interviewforschung zu betreiben. Da die Distribution des Sprachwissens mittels quantitativer Interviewmethodik erforscht wird, werden Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen beiden Forschungsprogrammen in Kapitel 2. 1 dargestellt. Die Einsicht, dass sich beide Interview-Methoden durch spezifische Stärken und Nachteile auszeichnen, mündet in einem Plädoyer für eine Methodenintegration. Das konkrete qualitative Forschungsdesign wird unter 2. 2 vorgestellt: Die Grounded Theory ist ein interpretatives Verfahren der kommunikativen

ven Sozialforschung, dessen Stärke in der systematischen Theoriegenese auf der Grundlage von Daten liegt. Als Datengrundlage dienen leitfadengestützte Interviews, welche der Autor mit sieben Essenern und Essenerinnen führte. Die aufgezeichneten Interviews wurden für die qualitative Auswertung vollständig transkribiert. Das quantitative Forschungsdesign wird in Kapitel 2.3 vorgestellt. Dabei möchte ich Abstand von dem Begriff der Messung und der Theorie des „wahren Werts“ nehmen und unter Berufung auf Esser (1986; 1990) den Akt der Fragebogenerhebung als soziale Interaktion auffassen, bei der die Befragten spezifische Problemlösungsstrategien verfolgen. Ansonsten wurde die Fragebogenerhebung online auf dem Essener Stadtgebiet durchgeführt. Dem quantitativen Forschungsteil liegen nach der Datensatzbereinigung 830 ausgefüllte Fragebögen zugrunde.

Kapitel 3 stellt das theoretische Kernstück dieser Arbeit dar. Hier wird auf der Grundlage der qualitativen Interviews eine Theorie des sprachlichen Wissens formuliert und der erste Teil der Fragestellung behandelt. Nachdem in Kapitel 3.1 ein Einstieg ins Interviewmaterial geliefert wird, geht es in Kapitel 3.2 darum, welche Formen des Sprachwissens im Alltag eine Wirkungsmächtigkeit entfalten. Im Alltag verwenden Sprecher recht problemlos Begriffe wie Bayrisch, Platt usw. Das metasprachliche Inventar wird in Kapitel 3.3 im Hinblick auf die Konstruktion von „Varietäten“ analysiert. Dabei zeigt sich, dass das metasprachliche Inventar recht losgelöst von einer Sprachwirklichkeit funktioniert, die außerhalb der Köpfe der Sprecher zu finden ist. Unter 3.4 wird auf der Grundlage der Interviewdaten ein Alternativkonzept zum Konzept der Spracheinstellung entwickelt, indem es um weitere sprachsteuernde Faktoren erweitert wird. In Kapitel 3.5 steht die Frage im Mittelpunkt, wie Sprachmärkte im Konkreten funktionieren und welche Handlungswahlen und Strategien sie Sprechern bieten. Eine Analyse der Bedingungen zeigt, dass Akteure auf den Sprachmärkten keineswegs voraussetzungslos agieren, sondern immer auch an Kontextfaktoren gebunden sind. Unter der Berücksichtigung der Imagearbeit nach Goffman (1967) werden in Kapitel 3.4.3 Sprachmärkte betrachtet. Bei der Imagearbeit geht es darum, einen positiven sozialen Wert zu erhalten bzw. aus sprachwissenschaftlicher Perspektive auf den Sprachmärkten erfolgreich zu agieren. Im nachfolgenden Kapitel 3.4.4 geht es um die Transformation sprachlicher Märkte.

Von Handlungsspielräumen abgesehen, die die Sprachmärkte bieten und damit auch immer das Potenzial zur Veränderung von Normen und Geboten, bleibt den Akteuren zwei Optionen: Konformes Verhalten und damit die Reproduktion der Bedingungen, die sie vorfanden, oder der Versuch, die Verhältnisse zu ändern. Solche Versuche sind in vielen Biografien als Sedimente vorhanden, besonders in der Jugendzeit, in der auch sprachliche Autoritäten hinterfragt werden.

In Kapitel 4 wird die Frage nach einer gesellschaftlichen Distribution des Sprachwissens behandelt. Auf der Grundlage der Fragebogenerhebung werden Sprachbewertungsstrategien beleuchtet und diese mit den Lebensstiltypen Ottens (2004) korreliert. Der Aufbau dieses Kapitels entspricht dem Aufbau des Fragebogens nach den jeweiligen Itembatterien.

In der Schlussbetrachtung werden die wichtigsten Ergebnisse zusammengefasst, diskutiert und Anknüpfungspunkte für weitere Forschungsvorhaben aufgezeigt.

1 Überblick über die zentralen Begriffe und Probleme: Sprachvariation, Sprachwissen, Habitus

Vorrangiges Untersuchungsobjekt dieser Arbeit sind sprachliche Alltagstheorien, die entweder von Generation zu Generation überliefert oder mehr oder weniger spontan formuliert werden und ihren Schöpfern dazu dienen, den Phänomenen der sprachlichen Variation eine plausible Form zu geben. Die Sprache des Ruhrgebiets (SdR) dient als Aufhänger und Türöffner, um sprachbezogene Alltagsdiskurse zu produzieren.² Ein Einstieg in das Thema Sprache des Ruhrgebiets wird in Kapitel 1. 1 geboten. Hier wird zum einen begründet, weshalb sich die vorliegende Untersuchung auf die Stadt Essen beschränkt, zum anderen soll der Stand der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Sprache des Ruhrgebiets dargestellt werden. Dies kann in aller Kürze geschehen, da für das Thema relevante Forschungsergebnisse auch in Kapitel 3 einfließen.

Geht es in der Lebensstilsoziologie darum, den Lebensstil als Faktor gesellschaftlicher Differenzierung zu begreifen, so analysiert die Soziolinguistik gesellschaftliche Differenzierung in Hinblick auf Sprache. Soziologie und Sprachwissenschaft an dieser Stelle zusammenzuführen, ergibt ein fruchtbares Verhältnis: Die Soziologie bietet einen Gesellschaftsbegriff, der es erlaubt, in ihr mehr zu sehen als die Summe ihrer Teile. Insbesondere die Lebensstilsoziologie bemüht sich, Alternativen zu entwickeln zu den üblichen und oft mangelhaften Operationalisierungen von gesellschaftlicher Differenzierung über Strukturvariablen wie z. B. Alter, Geschlecht, Einkommen usw. Umgekehrt scheint es lohnend, die Habitus-Theorie anhand von Sprache zu prüfen. Der Lebensstilsoziologie liegt die Überzeugung zu Grunde, dass die Semantik der Stile arbiträren Charakters ist. Da die meisten Praktiken jedoch an zumeist ökonomische Ressourcen gekoppelt sind, wird der arbiträre Charakter durch diese ökonomische Komponente verschleiert. Die Sprache entzieht sich dem jedoch, da der Zugang

2 Im Rahmen der Analyse der qualitativen Interviewdaten, die vorwiegend der Exploration des Sprachwissens dienen, wurde nicht selten ein Punkt erreicht, an dem sich die Frage aufdrängte, inwiefern sich das Sprachwissen, welches im Rahmen der Institution Universität produziert wird, von dem Sprachwissen unterscheidet, welches seine Genese vorwiegend im Alltag und damit in der alltäglichen Interaktion findet. Zuweilen kommt es in der Forschungsliteratur zu einer überrascht dargebotenen Anerkennung des Alltagswissens. Zum Beispiel urteilt Anders (2011): „Linguistische Laien wissen mehr, als man ihnen zutraut!“ Anders (2011: 25). Unabhängig von dem Problem der Quantifizierung von Wissen könnte man jedoch auch zu dem Schluss kommen, dass Linguisten weit weniger über Sprache wissen, als sie es von sich selbst dachten.

zur Sprache nicht durch ökonomische Ressourcen limitiert ist. Sie stellt deshalb eine theoretische Herausforderung für eine soziologische Theorie dar, die deterministische Fehlschlüsse zu vermeiden versucht.

1.1 Sprachvariation

1.1.1 Stadt Essen als Erhebungsort

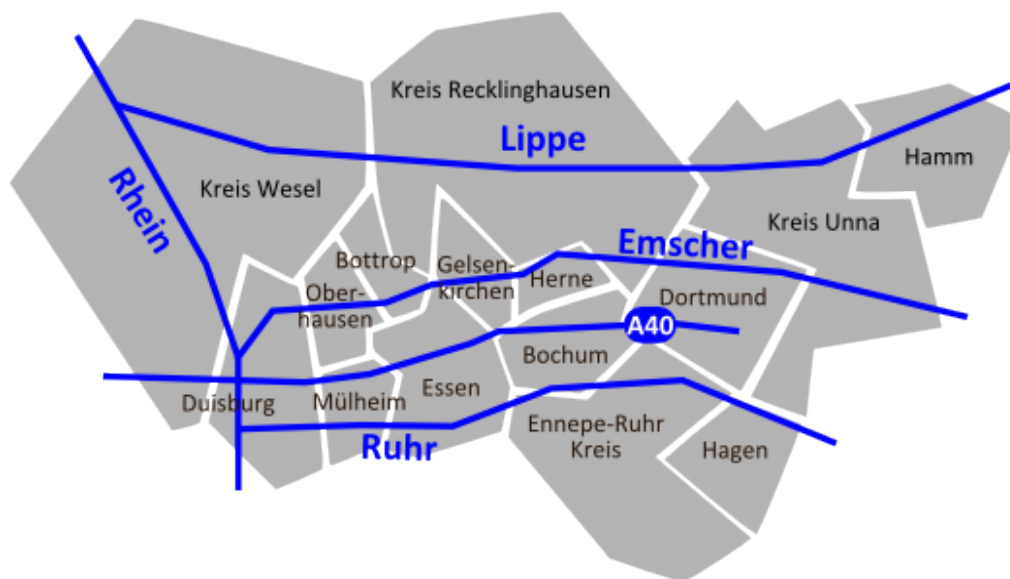
Essen ist mit 575.000 Einwohnern die zweitgrößte Stadt³ im Regionalverband Ruhrgebiet (RVR). Essen gliedert sich in 50 Stadtteile, die Einwohnerzahlen in den Stadtteilen reichen von 1.500 Einwohnern in Schuir bis zu über 31.000 Einwohnern in Frohnhausen. Die 50 Stadtteile sind neun Stadtbezirken zugeordnet. Für eine Untersuchung, die soziale Differenz zum Thema hat, eignet sich die Stadt Essen aufgrund ihrer heterogenen Sozialstruktur besonders gut. Die befragten Essener wurden in erster Linie als Bewohner des Ruhrgebiets und in zweiter Linie als Essener befragt, um den Gegenstand des Sprachwissens nicht zu sehr einzuschränken. Im Vergleich zum gesamten Ruhrgebiet ist die Stadt Essen forschungspraktisch gut handhabbar.

Das Ruhrgebiet ist ein vergleichsweise junger Ballungsraum, in dem jedoch eine administrative Einheit fehlt. Stellen beispielsweise mitteleuropäische Städte wie Berlin oder Paris einen Zusammenschluss mehrerer Städte zu einer Großstadt dar, so ist es im Ruhrgebiet bisher nicht zu einer Ruhrstadt-Gründung gekommen, auch wenn die Idee einer solchen Stadtgründung zyklisch debattiert wird. Eine Stadtgründung hatte auch der 1920 gegründete Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk im Sinn, der gegründet wurde, um städteübergreifend die Besiedlung des Ruhrgebiets zu planen. Seine Nachfolge ist der Regionalverband Ruhrgebiet, welcher bis 2004 Kommunalverband Ruhrgebiet hieß. Zum RVR gehören qua Gesetz elf Städte und vier Kreise, in denen insgesamt rund fünf Millionen Menschen leben. Die Planungskompetenzen des RVR beschränken sich weitgehend auf städteübergreifende Grünflächenzüge und Freizeitangebote, wie der Route der Industriekultur.

³ Dortmund hat Essen vor wenigen Jahren als größte Ruhrgebietsstadt abgelöst und hat nur etwa 5000 Einwohner mehr zu verzeichnen.

Auch wenn die Kompetenzen des RVR beschränkt sind, bietet dieser Städteverbund die einzig institutionalisierte Definition des Ruhrgebiets. Besonders an den Rändern ist die Definition des Ruhrgebiets in den Grenzen des RVR äußerst problematisch, da z. B. am Niederrhein im Kreis Wesel eine eigenständige lokale Identität besteht.

Abbildung 1: Schematische Darstellung des Ruhrgebiets in den Grenzen des RVR



Quelle: eigene Karte

Das Ruhrgebiet ist administrativ und kulturpolitisch weitgehend fragmentiert. Die Ruhrkommunen unterstehen drei verschiedenen Bezirksregierungen, die jeweils ihren Sitz nicht im Ruhrgebiet haben, nämlich Münster, Arnsberg und Düsseldorf. Essen gehört zum Regierungsbezirk Düsseldorf. Aus kulturpolitischer Perspektive bewahrt die alte preußische Provinzgrenze von Rheinland und Westfalen ihre trennende Wirkung. Denn die beiden nordrhein-westfälischen Landschaftsverbände, denen u. a. die Aufgabe der Kultur- und Sprachpflege zukommt, orientieren sich an eben diesen Grenzen. So reicht der Landschaftsverband Rheinland bis Essen, während für das östliche Ruhrgebiet der Landschaftsverband Westfalen-Lippe zuständig ist.

Aufgrund der Fragmentierung des Ruhrgebiets hat es diverse forschungsstrategische Vorteile, den Untersuchungsgegenstand auf eine Ruhrgebietsstadt zu beschränken, die im sog. Kernruhrgebiet liegt. Durch die Städte des Kernruhrgebiets fließt die Emscher oder sie liegen an der Autobahn 40, wobei es sich um

Städte handelt, die vom Bergbau oder von der Stahlindustrie geprägt sind. Im Kernruhrgebiet ist die Regionalidentität an das Ruhrgebiet gekoppelt. Außerdem verfügt die Stadt Essen über eine amtliche Statistikstelle, was im Bedarfsfall die Möglichkeit eröffnet, auf amtliche Daten zugreifen zu können.

Traditionell wird das Ruhrgebiet anhand von fünf Siedlungszonen beschrieben und differenziert.⁴ Sie lauten Rhein-, Ruhr-, Hellweg-, Emscher- und Lippe-Zone. Die Zonen beschreiben siedlungshistorisch die jeweiligen Etappen der Industrialisierung der Ruhr-Region seit dem 18. Jh. und haben bis heute Einfluss auf die Lebensverhältnisse in den jeweiligen Zonen. Das Besondere an der Stadt Essen ist, dass durch Essen mit Ruhr-, Hellweg- und Emscher-Zone drei Zonen verlaufen. Für den folgenden Gegenstand wenig relevant sind Rhein- und Lippe-Zone, die dem jeweiligen Flussverlauf folgen.

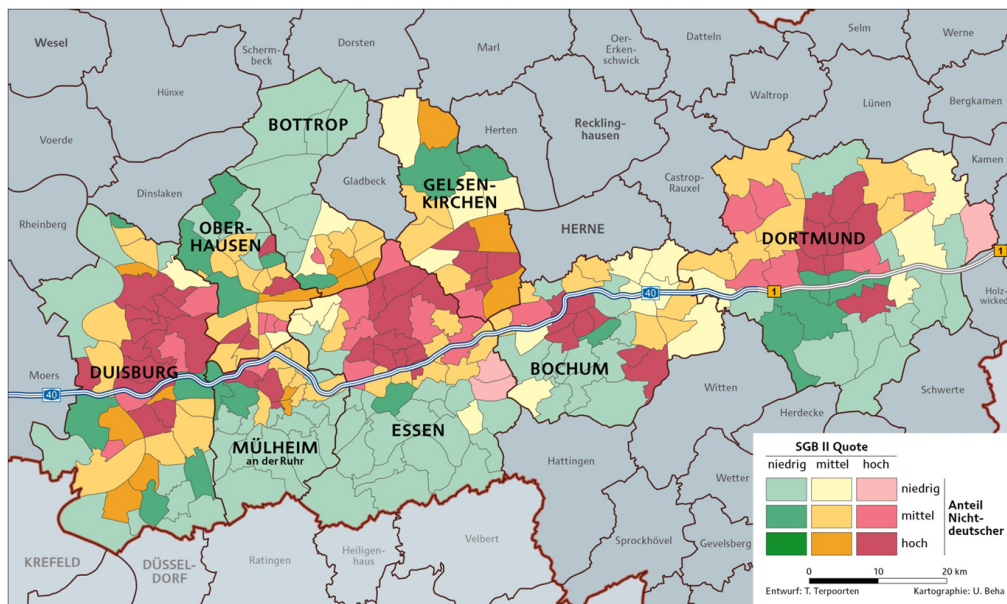
Die Ruhr-Zone folgt der Ruhr im Süden Essens. Im Ruhrtal begann die Industrialisierung des Ruhrgebiets, weil sich die Kohle entweder über Tage bzw. unmittelbar unterhalb der Erdoberfläche befindet, leicht abgebaut und über die Ruhr und über den Rhein nach Rotterdam abtransportiert werden konnte. Die Ruhr-Zone bildet zusammen mit der Lippe-Zone heute den Speckgürtel des Ruhrgebiets. Nördlich der Ruhr-Zone verläuft die sog. Hellweg-Zone entlang der Autobahn A 40, welche in ihrem Verlauf dem alten Handelsweg Hellweg folgt. Diese Zone ist von der Stahlindustrie geprägt, in Essen namentlich von Krupp. Da die Kohlenflöze in Richtung Norden ertragreicher werden, verlagerte sich der Bergbau bis zur sog. Zechenkrise in den 1960er Jahren in Richtung Norden und prägte vor allem die Emscher-Zone, die entlang der Emscher verläuft. Der Essener Stadtteil Katernberg bietet ein gutes Beispiel für einen von der Montanindustrie geprägten Stadtteil in der Emscher-Zone. Hellweg- und Emscher-Zone bilden heute das industriell geprägte Kernruhrgebiet.

Wenngleich die soziale Struktur des gesamten Ruhrgebiets nicht vollständig in diesem Zonen-Modell aufgeht (vgl. Strohmeier u.a. 1996), konzentrieren sich dennoch in diesen Zonen besonders in Essen jeweils spezifische Lebenslagen, die mit dem Verlauf von Industrialisierung und Deindustrialisierung zusammenhängen. Abbildung 2 zeigt diese Segregation sozialer Lebenslagen im Raum für das gesamte Ruhrgebiet. Bogumil u. a. (2012: 25) betrachten die A 40 als So-

4 Das Zonen-Modell geht auf Buchholz u. a. (1971) zurück.

zialäquator, der das Ruhrgebiet in eine Unter- und Oberstadt trennt. In Essen ist residentielle Segregation besonders ausgeprägt.

Abbildung 2: Sozialäquaquator A40 (Bogumil u.a. 2012: 25)



Als Indikatoren zur Beschreibung der sozialen Segregation wird die SGB II Quote und den Anteil der Nichtdeutschen an der Bevölkerung in einem Stadtbezirk gewählt. Die SGB II Quote operationalisiert den ökonomischen Aspekt des Ausstattungsniveaus. Relativ hohe Anteile Nichtdeutscher finden sich in Stadtbezirken, die industriell geprägt sind. In armen Stadtteilen mit recht hohen Anteilen Nichtdeutscher kumulieren soziale Benachteiligungen bei einem gleichzeitigen Desinteresse der Verantwortlichen in Politik und Verwaltung, die Situation vor Ort zu verbessern, da in diesen Stadtteilen die Wahlbeteiligung gering ist. Mit der Konzentration von Lebenslagen im Raum korrespondiert das Konzept des Lebensstils als symbolische Lebensführung. Man nimmt an, „daß Bewohner unterschiedlicher ‚sozialer Räume‘ sich in Bezug auf jeweils typische Verhaltensweisen und Einstellungen voneinander unterscheiden“ (Strohmeier u.a. 1996: 461).

1.1.2 Sprache in Essen

Für die Sprechweise im Ruhrgebiet existiert weder im Alltag noch in der Wissenschaft eine allgemein gebräuchliche Bezeichnung (Hartmann 2006: 196). In-

sofern ist der von mir gebrauchte Ausdruck „Sprache des Ruhrgebiets“ der Versuch eines Kompromisses, die gesprochene Sprache im Ruhrgebiet in einer Art und Weise zu bezeichnen, die möglichst breit akzeptiert wird. Bislang fehlt für das Ruhrgebiet eine Beschreibung der sprachlichen Variation vor Ort in Form einer Ortsgrammatik oder dergleichen. „Versuche, die dortige Alltagssprache areallinguistisch zu beschreiben, hat es bislang offensichtlich nicht gegeben, ebenso wenig für die anderen Städte des Reviers“ (Cornelissen 2011: 98). Gleichwohl existieren verschiedenste Arbeiten zu sprachlichen Merkmalen, die gemeinhin im Ruhrgebiet als verbreitet gelten.⁵ Allgemein kann zu diesen Merkmalen gesagt werden, dass es sich hierbei zum Großteil um Substrate der bodenständigen Dialekte handelt, die im Ruhrgebiet vor der Industrialisierung gesprochen wurden (Menge 1985b). Der Status der Sprechweise zwischen Lippe und Ruhr im Sprachsystem des Deutschen gilt aber eher als ungeklärt. Besonders die Abgrenzung zu anderen Dialekten und zur Standardsprache erweisen sich hierbei als problematisch. Mihm (1997) nähert sich der Sprache des Ruhrgebiets zunächst aus der arealen Perspektive und führt verschiedene Argumente an, die die areale Dimension ungeeignet erscheinen lassen, die örtliche Variation zu systematisieren. In der Hauptsache wären dies:

- a) Das Ruhrgebiet ist weder politisch noch geografisch exakt definiert. Vielmehr handelt es sich um einen modernen, städtischen Ballungsraum, welcher durch interne Mobilität gekennzeichnet ist (Mihm 1997: 21f.).
- b) Mihm (1997: 22) legt eine Liste sprachlicher Merkmale vor, die ein „aufmerksamer Beobachter [...] auf der lautlichen, in der Formenlehre und in der Syntax registrieren“ (Mihm 1997: 23) kann. Allerdings sind sämtliche Merkmale über das Ruhrgebiet hinaus verbreitet (Mihm 1997: 23).
- c) Eine innerstädtische Differenzierung sprachlicher Merkmale kann nach bisherigem Forschungsstand für das Ruhrgebiet nicht angenommen werden (Mihm 1997: 27).

Aufgrund der geringen Differenzierungskraft der arealen Dimension führt Mihm (1997: 27) eine situative und eine soziale Dimension ein. Jede Dimension wird idealtypisch trichotomisiert. Bezüglich der situativen Dimension unterscheidet

⁵ Eine Liste von Merkmalen, welche auf Listen anderer Veröffentlichungen basiert, findet sich in Becker (2003: 395–401).

Mihm die Situationstypen *formell*, *normal* und *entspannt*. Die Sprechertypen werden anhand der Schulbildung bzw. der „Orientierung an überregionalen Normen“ (Mihm 1997: 27) unterschieden:

Der Sprechertyp A mit höherer Schulbildung, gehobenem Berufsstatus und mit intensiver Teilhabe an überregionalen Wertesystemen, der Sprechertyp B mit einer über den Hauptschulabschluß hinausgehenden Schulbildung, einem mittleren Berufsstatus und einer stärkeren regionalen Einbindung und der Sprechertyp C mit Volks- und Hauptschulbildung, der sich dem Berufsstatus der unselbständigen Handwerker und Arbeiter zurechnet und einen starken Bezug auf seine unmittelbare soziale Umgebung aufweist (Mihm 1997: 28).

Auf der Grundlage dieser zwei Dimensionen entwickelt Mihm (1997) ein Modell der sozialen und situativen Verteilung von Nonstandard-Merkmalen. Es folgt dem plausiblen Muster, dass umso mehr Nonstandard-Merkmale verwendet werden, je ungebildeter ein Sprechertyp und je informeller die Situation ist. Umgekehrt gilt, dass je gebildeter ein Sprechertyp und je formeller die Situation ist, desto weniger Nonstandard-Merkmale verwendet werden. Mihm (1997) setzt vier Abstufungen des Ruhrdeutschen an, die sich über die Sprechertypen und Situationen wie folgt verteilen:

Tabelle 1: Modell zur sozialen und situativen Verteilung des Ruhrdeutschen (nach Mihm 1997: 28)

	Sprechertyp A	Sprechertyp B	Sprechertyp C
formell	RD 1	RD 2	RD 3
normal	RD 2	RD 3	RD 4
entspannt	RD 3	RD 4	RD 4

Auf der Grundlage von Seminar- und Examensarbeiten werden die jeweiligen Abstufungen linguistisch expliziert. Diese ist jedoch mit Vorsicht zu rezipieren: Mihm (1997) macht an verschiedensten Stellen darauf aufmerksam, dass diese Einteilung hypothetischer Natur ist und „keineswegs im Sinne einer strikten Implikation“ (Mihm 1997: 30) gedeutet werden kann.

Mihm (1997) weist folgende sprachliche Varianten den in Tabelle 1 dargestellten Ruhrdeutschformen zu⁶:

⁶ Die nachfolgende Liste ist Mihm (1997: 28f.) entnommen. Die in runden Klammern angeführten Beispielen finden sich in der Liste bei Mihm (1997: 21f.).

RD 1:

- *g*-Spirantisierung im Auslaut (*Berch, Tach, Betruch*)
- *r*-Vokalisierung nach Vokal* (*Steean, Spooat*)
- *f* statt *pf* (z. B. *Fanne, Ferd*)
- Senkung der Langvokale (*Lährer, ährlich, mähr*)
- Hebung des langen *ä* (*speter, nemlich*)

RD 2:

- Konsonantenverlust im Auslaut* (*nich(t), ma(l)*)
- Vokalkürzung (*abber, widder, dammals*)
- endungslose erste Singular* (*ich komm, ich glaub*)
- *e*-Synkope* (*gehn, solln, kenn*)

RD 3:

- unverschobene Verschlusslaute bei *dat, wat, et*
- *g*-Spirantisierung im Inlaut (*kriejen, Bürjer*)
- *l*-Schwächung (*soiche* statt *solche*)
- Verkürzung der Endsilben* (*ham* statt *haben*)
- Kontraktion der Pronomina* (*hasse, bisse*)
- unflektiertes Possessivum (*mein Mutter*)
- Verlaufsform (*bisse schonn widder am Schokolade essen*)
- Trennung von Adverbien wie *davon, dafür* (*da weiß ich nichts von*)

RD 4

- endungsloses Adjektiv (*son klein Kind*)
- *r*-lose Pronominal- und Artikelformen im Maskulinum (*dä Lange*)
- *s*-Plural (*die Doktors*)
- endungsloser Akkusativ (*den Bär*)
- übermäßiger Akkusativ (*mitti Füße*)
- übermäßiger Dativ (*am Telefon gehen*)
- fehlende Artikel (*nach Schule, in Bett*)
- Possessivumschreibungen (*mitti Elke ihr Fahrrad*)

Anhand dieser Liste lässt sich zeigen, wie stark die Zuordnung sprachlicher Merkmale zu Varietäten vom Standpunkt abhängt, den der Forscher explizit

oder implizit einnimmt (Löffler 2005: 79). Legt man beispielsweise das Große Wörterbuch der deutschen Aussprache (WDA) (Krech u.a. 1982) zugrunde, welches „keine regionalsprachlichen Varianten aufführt“ (Herrgen u.a. 2001: 1) und auf „einer einheitlichen empirischen Untersuchung der Sprache von Nachrichtensprechern in Ost- und Westdeutschland“ (Herrgen u.a. 2001: 1) basiert, müssten die mit einem Asterisk gekennzeichneten Merkmale als standardsprachlich qualifiziert werden. Aufgrund der Orientierung am Sprachgebrauch berücksichtigt diese Norm eine Reihe realisationsphonetischer Reduktionsphänomenen bzw. schwacher Formen (vgl. Krech u.a. 1982: 76f.), die in Situationen freier Rede üblich sind. Zwar muss man einschränkend anmerken, dass z. B. die *r*-Vokalisierung laut WDA nur unter bestimmten Umständen realisiert wird, z. B. nach langem Vokal und als Realisierung bestimmter Prä- und Suffixe (z. B. *er*- und *-er*) (Krech u.a. 1982: 53), im Ruhrgebiet dagegen in Fällen anzutreffen ist, die laut WDA nicht standardsprachlich gelten, z. B. in (*duich*). Dennoch: Mihms Liste enthält sprachliche Merkmale, die laut Krech (1982) dem Standard zuzuordnen sind. Auch der Konsonantenverlust beim Auslaut in RD2 gilt in hochfrequenten Wörtern wie *nicht* und *ist* im gesprochenen Standard als häufig (Rues 2009: 73).

Das WDA dient Herrgen u. a. (2001) als Norm zur Messung standarddivergenter Sprechformen auf der phonetischen Ebene. Hierzu entwickelten sie ein Punktesystem, wobei divergierende Merkmale mittels eines Punktesystems bewertet werden. Lautungen, die dem gesprochenen Standard nach dem WDA entsprechen, enthalten in diesem System null Punkte. Betrachten wir das folgende Beispiel, um das System Herrgens u. a. (2001) mit der Liste Mihms (1997) zu vergleichen. Das Beispiel ist zwar am Schreibtisch entstanden, könnte aber durchaus in einer Alltagssituation vorkommen:

Beispiel (1)

[iç mʊs ma e:ɱ: ke:zə kaʊŋ]

In Beispiel (1) finden sich vier der von Mihm angeführten Merkmale: Doch es ist nicht der offensichtliche Konsonantenverlust im Auslaut in *mal*, auch nicht die Verkürzung der Endsilbe in *eben* oder der Ausfall des Schwas in *kaufen*, die nach dem Bewertungssystem Herrgen u. a. (2001) Abweichungen vom Standard darstellen, sondern lediglich die Hebung der Vokalqualität von [ɛ] zu [e] in

Käse würde mit einem Punkt bewertet werden. Dabei handelt es sich bei den ersten drei Merkmalen, um diejenigen Reduktionen, die von Sprechern der Sprache des Ruhrgebiets als typisch fürs Ruhrgebiet thematisiert werden (vgl. Kapitel 3. 1). In diesem Falle läge Mihm also dem örtlichen Sprachbewusstsein näher als das WDA. Die Vokalhebung hingegen würde von den meisten Sprechern im Ruhrgebiet auch in formellen Situationen sozial akzeptiert werden, wenn sie überhaupt auffallen würde.⁷

In RD 3 finden sich mit den unverschobenen Verschlusslauten sprachliche Merkmale von eindeutig großer Signalkraft bzw. Merkmale, die von jedermann als Merkmale des Ruhrgebiets identifiziert werden können. Die generelle Richtung des Mihm'schen Vorschlags ist jedoch plausibel: Die Quantität der Verwendung von Nonstandard-Merkmalen (auch nach der WDA-Norm) sollte mit dem Grad der Formalität der Situation als auch mit dem sozialen Status steigen bzw. fallen. Damit ist linguistisch operationalisiert, was dem verbreiteten Sprachbewusstsein entspricht, auch wenn in Einzelheiten das allgemeine Sprachbewusstsein nicht immer der kodifizierten Norm entspricht. Als Beispiel lässt sich hier das temporale *wo* anführen, welches oft als fehlerhaft eingeschätzt wird, obwohl es laut Duden standardsprachlich kodifiziert ist (Davies u.a. 2006: 124f.).

1.1.3 Einfluss des Polnischen: Wissenschaft und Alltagsmeinung

Über die Sprache des Ruhrgebiets halten sich hartnäckig Mythen, wie z. B. dass das Polnische einen enormen Einfluss auf die örtliche Sprache ausübte.⁸ Diese Mythen gelten gegenwärtig im Wissenschaftsdiskurs als erfolgreich widerlegt, waren jedoch auch dort anzutreffen oder wie Menge (1997) formuliert:

Das Bild, das sich Linguisten und Nichtlinguisten von der sprachlichen Situation im Ruhrgebiet machen, ist also in bemerkenswerter Weise kongruent. Das war nicht immer so, und es wäre sicher interessant zu untersuchen, in welcher Weise das eine Bild das andere beeinflusst hat bzw. ob eine wechselseitige Beeinflussung stattgefunden hat (Menge 1997: 41).

Meines Erachtens kann die Erforschung des alltäglichen Sprachwissens zumindest einen Beitrag dazu leisten, Wissensbestände im wissenschaftlichen Diskurs

7 Ob dieses Merkmal außerhalb des Ruhrgebiets wahrgenommen wird, kann nicht gesagt werden. Als außerhalb des Ruhrgebiets auffällig und im Ruhrgebiet unauffällig gilt die Hebung von [ɪ] zu [i] vor Vokal (Menge 2011).

8 Zuletzt widmete sich Schröder und Elmentaler (2009) ausführlich dem Thema des Einflusses des Polnischen im Ruhrgebiet.

zu entdecken, die ihren Ausgang im Alltagswissen haben. Die Verankerung von Konzepten im Alltag verleiht diesen auch im wissenschaftlichen Diskurs Plausibilität und Autorität. Als einleuchtende Hypothesen können sie so ihren Eingang in den Wissenschaftsbetrieb finden und der Versuch ihrer Bestätigung ganze Forschergenerationen beschäftigen.

Die Hypothese, die Sprache des Ruhrgebiets stelle eine Mischform aus den verschiedenen umliegenden Dialekten und Sprachen (zu nennen wäre hier an erster Stelle das Polnische) dar, ist im Alltagsdiskurs nach wie vor weit verbreitet und hat ihren Eingang in die Wissenschaft gefunden. Zuerst wurde im wissenschaftlichen Rahmen diese Hypothese von Himmelreich in den 1930er Jahren formuliert:

Heute wird im Ruhrgebiet die Umgangssprache gesprochen. Sie hat sich aus den Einflüssen der Hochsprache, der Mundart, der Ostdeutschen [gemeint sind Zuwanderer aus den heutigen Gebieten Polens⁹, J. K.] und der Sondersprachen entwickelt (Himmelreich 1939: 19).

Sie basiere ferner auf den enormen Bevölkerungszuwächsen im Umkreis der Fabriken und Zechen um die Jahrhundertwende.

Für Zeitgenossen bedeutete die Industrialisierung des Ruhrgebiets einen bis dahin unbekannten Modernisierungsschub, welcher einen starken Anstieg der Bevölkerung in den Städten der Ruhr zur Folge hatte. Köllmann (1990) zeichnen die Bevölkerungsgeschichte des Ruhrgebiets sehr exakt anhand von Volkszählungsdaten nach. Zum Beispiel ist die Bevölkerung der sog. Hellwegzone in den Jahren 1871-1905 von 392.859 Personen auf 1.455.378 Personen angestiegen. In kürzester Zeit hat sich das Ruhrgebiet von einer dünnbesiedelten agrarisch geprägten Region zu einem industriellen Zentrum Europas entwickelt. In Anbetracht dieser Entwicklung erscheint Sprachwandel als zwangsläufige Folge: Himmelreich (1939: 26) meint: „Soziologische Wandlungen ändern die sprachliche Struktur“. Gut fünfzig Jahre später heißt es bei Thies (1985): „Daß mit dieser ethnischen Umwälzung der Bevölkerungsstruktur auch eine sprachliche Veränderung einhergehen mußte, mag somit auf den ersten Blick einleuchten“ (Thies 1985: 117). Doch nicht jede einleuchtende Hypothese erweist sich als haltbar. Die Hypothese eines weitreichenden Einflusses des Polnischen auf die

9 Wenn Himmelreich (1939) zur Zeit nationalsozialistischer Herrschaft in Deutschland von „Ostdeutschen“ spricht, sind Zuwanderer aus den heutigen Gebieten Polens gemeint.

Sprache des Ruhrgebiets wird lediglich von Laien formuliert, auch wenn diese eine linguistische Ausbildung haben. So äußert Keller (2007) in einem Streitgespräch über Sprachzerfall gegenüber der Zeitschrift GEO WISSEN das Argument:

Im Ruhrgebiet lag im 19. Jahrhundert der Anteil der polnischen Zuwandererkinder in einigen Klassen bei 80 Prozent. Die sprachen anfangs kein Wort Deutsch. Sie haben den Dialekt der Region beeinflusst, untergegangen ist die Hochsprache nicht (Keller 2007: 26).

Lässt man sich nicht von der spontanen Eingebung leiten, nach der das Ruhrgebiet auch sprachlich einen Schmelztiegel darstellt, so lässt sich der kaum vorhandene Einfluss des Polnischen auf die SdR im Übrigen plausibel erklären. Zunächst kann man sagen, dass die Art und Weise, wie die Geschichte der Zuwanderung aus den Gebieten des heutigen Polens ins Ruhrgebiet erzählt wird, selbst zu den Alltagsmythen in der Region gezählt werden kann. Die Zuwanderung unterliegt einer Wahrnehmung, die mit den sozialen Realitäten wenig gemein hat. Die Zuwanderer stammten zum einen aus den preußischen Ostprovinzen und verstanden sich selbst überwiegend als Deutsche bzw. Preußen. Soweit es zu rekonstruieren ist, gab ein überwiegender Teil dieser aus Masuren stammenden Zuwanderer ihre Muttersprache auf, sofern es sich hierbei um Polnisch oder einen masurischen Dialekt handelte. Des Weiteren kann man annehmen, dass die deutsche Sprache bereits in der masurischen Herkunftsregion verbreitet war (Menge 1990: 355). Zum anderen stammen die Zuwanderer aus der Region Posen. In dieser Zuwanderergruppe gab es im Gegensatz zu den Masuren einen Trend, das Polnische an die Kinder weiterzugeben (Menge 1990: 356). Zudem verteilten sich die Zuwanderer aus Posen und Masuren nicht gleichmäßig über das Ruhrgebiet, sondern es bildeten sich Siedlungsschwerpunkte. Der Siedlungsschwerpunkt der Posener lag in Recklinghausen-Süd. Folgte man der Einfluss-Hypothese hätte also der migrationsbedingte Sprachwandel von hier seinen Ausgangspunkt nehmen und sich von dort auf das gesamte Ruhrgebiet ausdehnen müssen. Weder auf der Ebene des Sprachwissens noch auf der Ebene des Sprachgebrauchs sind diesbezüglich Effekte zu verzeichnen. Auch eine exakte Modellierung der Prozesse, die sich sprachlich in vergleichbaren Migrationssituationen abspielen, lässt einen Einfluss des Polnischen auf die SdR als unplausibel erscheinen. Die Einfluss-Hypothese folgt der Logik, dass der sprachliche

Einfluss mit der Größe der Zuwanderung steigt. Betrachtet man diesen Prozess systematisch, so wie es Maas (2008: 86–99) am Beispiel des Türkischen tut, lässt sich plausibel erklären, dass spätestens die dritte Folgegeneration die Sprache ihrer Großeltern nicht oder nur sehr rudimentär an ihre Kinder weitergibt, weil diese Generation nicht mehr ein von einer anderen Sprache geprägtes Deutsch spricht. In dieser Generation

blockieren i. d. R. keine erstsprachlichen Filter den Erwerb des Deutschen - in der Phonologie lassen sich vielmehr die Strukturen ‚waschechter‘ rheinischer, schwäbischer ... Umgangssprache konstatieren, entsprechend den Orten, an denen sie Deutsch gelernt haben (Maas 2008: 92).

Laut Menge (1985c: 151) stellt die Sprachgeschichte im Ruhrgebiet weitgehend einen autochthonen Prozess dar. Große Zuwanderungsanteile in einer Region führen nicht zwingend zu einem großen sprachlichen Einfluss. Meines Erachtens scheint ein naives Raumkonzept, nach dem der Raum ausschließlich einen Container darstellt¹⁰, die Einfluss-Hypothese zu begünstigen. Laut diesem Raumverständnis *muss* das Ergebnis dem entsprechen, was in den Raum hineingelangte. Fasst man jedoch den Raum selbst dynamisch und interaktiv konstituiert auf, so stellt sich auf der Mikro-Ebene die Frage nach den Motiven der Sprecher, polnische Sprachmerkmale in ihren Sprachgebrauch zu übernehmen. Nach allem, was sich aus historischen Arbeiten und Quellen rekonstruieren lässt, spricht nichts dafür, dass sich nennenswerte Sprechergruppen am Polnischen orientierten. Eine Orientierung am Hochdeutschen scheint über soziale Gruppen hinweg weitverbreitet gewesen zu sein: So berichtet Hellberg (1936) im Rahmen seiner dialektologischen Studie zu Beginn der Darstellung von den Schwierigkeiten, geeignete Dialektsprecher im Ruhrgebiet zu finden. Nach Hellberg (1936: 1f.) seien Plattsprecher lediglich im bäuerlichen Milieu in den älteren Generationen zu finden. Im Schlussteil greift Hellberg (1936) diese Problematik wieder auf und führt aus:

Wenn daher auch die ältere Generation noch Platt spricht, so drückt sich der Wille nach höherer Bildung in ihren Kindern aus, die zum Hochdeutschsprechen angehalten wurden. Bedauern kann man diese Entwicklung, die vor ihrem endgültigen Abschluss steht, nur insoweit, als heute an die Stelle der bodenständigen niederdeutschen Sprache ein verderbtes Hochdeutsch tritt, für das der Ausdruck ‚gesunkenes Kulturgut‘ voll und ganz zutrifft (Hellberg 1936: 79).

10 Vgl. zu Raumkonzepten: Löw (2001: 17–68).

Die Aussage illustriert die Bedingungen, unter denen die Übernahme von polnischen Sprachmerkmalen in die örtliche Variation stattgefunden haben soll: Die Orientierung des Industrieproletariats am „Hochdeutschen“ und damit an der Sprache des Bürgertums lässt wenig Motive erkennen, die auf der Handlungsebene eine Übernahme von polnischen Sprachmerkmalen in bedeutender Zahl plausibel machte. Daneben findet sich in dem Zitat ein weiterer Diskurs, der die Gefahr verdeutlicht, die von der Verwissenschaftlichung von Alltagsmeinungen ausgeht. Im Zitat wird ein innovationsfeindlicher wie kulturpessimistischer Topos angestimmt, der das „Neue“ als „verderbt“, „primitiv“ usw. charakterisiert. Laut Davies und Langer (2006: 19) unterscheidet sich wissenschaftliche Linguistik von Laienlinguistik gerade darin, dass in der wissenschaftlichen Linguistik die Differenzhypothese, in der Laienlinguistik hingegen die Defizithypothese vorherrscht.

Die Sicherheit, mit der sowohl Himmelreich (1939) als auch Thies (1985) ihre Hypothesen vom Einfluss des Polnischen auf die örtliche Variation vortragen, bietet ein anschauliches Beispiel für die Möglichkeit der Übernahme von Alltagsdiskursen in die Wissenschaft. Diese Alltagsdiskurse zunächst zu explorieren und mit den Standpunkten der Wissenschaft zu vergleichen, kann helfen, Schritt für Schritt einen Bruch mit Alltagsauffassungen herzustellen.

1.2 Sprachwissen

Je nach Forschungskontext spricht man an Stelle von Sprachwissen auch von sekundären bzw. subjektiven Sprachdaten, Sprachbewusstsein, Sprachbewusstheit, Volkslinguistik, Wahrnehmungsdiagnostik (perceptual dialectology), Laienlinguistik, Sprecherdiagnostik, perzeptive Diagnostik usw. In aller Regel soll die Erforschung des Sprachwissens einen Beitrag zur Beantwortung der Frage leisten, weshalb Sprecher sprechen, wie sie sprechen. Neuerdings wird der Gegenstand des Sprachwissens autonom konstituiert, wie es z. B. bei Anders (2010) der Fall ist. Begründet wird dies u. a. aufgrund der geringen empirischen Erklärungskraft (Lenz 2003: 265). Im Folgenden (Kapitel 1. 2. 1) wird der Gegenstand des Sprachwissens zunächst definiert, um ihn dann als Teil des Alltagswissens zu verorten (Kapitel 1. 2. 2).

1.2.1 Gegenstandsdefinition: Sprachwissen

Eine kurze wie schlüssige Definition von Sprachwissen liefern Preston und Niederselski, die Sprachwissen als „what people say about“ (Niedzielski u.a. 2000: 26) bestimmen. Damit wird einerseits das Sprachwissen als beobachtbarer Gegenstand definiert, andererseits geht mit der vorgestellten Definition des Sprachwissens eine weitreichende Reduktion einher: Es ist evident, dass Sprecher über mehr Sprachwissen verfügen, als sie zu verbalisieren in der Lage sind. Um die latenten Wissensbestände zu rekonstruieren, müssen gewonnene Daten als Symptome für latente Wissensbestände gedeutet werden. Konstruiert man das Sprachwissen als unabhängige Variable (Explanans) und das Sprachverhalten als abhängige Variable (Explanandum), müssen beide Größen ouvert konstruiert werden, möchte man Zirkelschlüsse vermeiden. Wohl aus Gründen der Evidenz, dass das Sprachwissen von Sprechern weit mehr umfasst, als sie zu formulieren in der Lage wären, trennen die wenigsten Ansätze methodologisch als auch methodisch zwischen latentem und ouvertem Sprachwissen, obwohl diese unterschiedlichen Ebenen gesehen und thematisiert werden. Zum Beispiel führt Ziegler (1996) aus:

Ein Sprachwissen beinhaltet im weitesten Sinne all die Wissensbestände und Fähigkeiten, die das sprachliche Verhalten ermöglichen und steuern. Neben dem sprachlichem Regelwissen sowie Sprachgebrauchsregelwissen sind auch die Spracheinstellungen, Meinungen, Urteile sowie Normvorstellungen der Sprecher als integrale Bestandteile des Wissens zu werten. Als unmittelbar handlungsleitend wird das Sprachwissen in konkreten Kommunikationssituationen geschöpft und angewendet. Insofern gibt ein je spezifisches Sprachwissen eine je spezifische Verhaltens- und Handlungsdisposition wieder (Ziegler 1996: 139).

Diese Definition nimmt das Ergebnis eines empirisch erst zu prüfenden Zusammenhangs bereits begrifflich voraus. Trennt man hingegen latente und ouverte Anteile, so könnte man das latente Sprachwissen im Sinne einer Kompetenz auffassen, die Sprachverhalten ermöglicht und welche im Umkehrschluss anhand des Sprachverhaltens rekonstruiert werden kann. Ouverte Anteile (Meinungen, Sprachansichten, Spracheinstellungen usw.) hingegen könnten auf ihre steuernde Funktion überprüft werden. Dem ouvertem Sprachwissen sollte nicht zu vor-schnell eine verhaltensregulierende Funktion zugesprochen werden. Die Forschung zeigt immer wieder, dass zwischen dem ouvertem Wissen und dem Sprachverhalten kein Zusammenhang besteht. Pointiert formuliert Davies

(1999) hierzu: „[E]s ist nicht einfach, unmittelbare Verbindungen zwischen geäußerten Einstellungen und tatsächlichem Verhalten herzustellen - mit anderen Worten, Sprecher tun nicht das, was sie zu tun behaupten“ (Davies 1999: 209). Statt latentem Sprachwissen sollen *ouverte* Sprachwissensbestände in den Mittelpunkt gerückt werden, die die Bedingungen soziologischer Tatbestände erfüllen. Durkheim (1965) definiert diese als

jede mehr oder minder festgelegte Art des Handelns, die die Fähigkeit besitzt, auf den Einzelnen einen äußeren Zwang auszuüben; oder auch, die im Bereiche einer gegebenen Gesellschaft allgemein auftritt, wobei sie ein von ihren individuellen Äußerungen unabhängiges Eigenleben besitzt (Durkheim 1965: 114).

Von soziologischen Tatbeständen geht ein Zwang oder, etwas abgeschwächter formuliert, Druck aus. Dieser Druck wird im Folgenden anhand des Begriffs der Institutionalisierung näher definiert. Indem Durkheim den sozialen Tatsachen ein „unabhängiges Eigenleben“ zuschreibt, konstituiert er soziale Tatbestände als Phänomene *sui generis* und bezieht sowohl Position gegen einen zu seiner Zeit verbreiteten psychologischen Atomismus als auch gegen einen Voluntarismus, der soziales Handeln als Willensakt begreift. Laut Durkheim implizieren soziologische Tatbestände durchaus Handlungsspielräume, weil sie „dehnbar und geschmeidig“ sind, sie können aber „durch den Willen nicht verändert werden“ (Durkheim 1965: 86).

Es ist evident, dass Wissen in einer differenzierten Gesellschaft unterschiedlich verteilt ist, und dass folglich der „Druck“, welcher von diesem Wissen ausgeht, ebenfalls gesellschaftlich verteilt ist. Um diesen Aspekt zu vertiefen, werde ich mich auf die phänomenologisch-orientierte Wissenssoziologie Alfred Schütz‘ und seiner Schüler Peter L. Berger und Thomas Luckmann beziehen und damit Anregungen aufnehmen, die Mattheier (1985) initiiert hat. Schütz hat sich vorwiegend mit Weber und seiner Definition des sozialen Handelns auseinander gesetzt, wobei er zu erklären versucht, worin die Verbindung zwischen Sinn und Handeln liegt (vgl. 2005: 142). Die Auseinandersetzung von Schütz mit Weber nehmen Berger und Luckmann (1969) unmittelbar auf und ziehen eine Verbindung zu Durkheim. Sie formulieren die zentrale Fragestellung der Wissenssoziologie: „Wie ist es möglich, daß subjektiv gemeinter Sinn zu objektiver Faktizität wird? Oder, in der Terminologie Webers und Durkheims: Wie ist es möglich, daß

menschliches *Handeln* (Weber) eine Welt von *Sachen* hervorbringt?“ (Berger u.a. 1969: 20) Das Programm von Schütz beschreiben seine Schüler wie folgt:

Das Lebenswerk von Schütz könnte zutreffend als ein Versuch der Ausführung des von Husserl aufgestellten Programms bezeichnet werden: „... daß doch diese Lebenswelt in allen ihren Relativitäten ihre allgemeine Struktur hat. Diese allgemeine Struktur, an die alles relativ Seiende gebunden ist, ist selbst nicht relativ. Wir können sie in ihrer Allgemeinheit betrachten und mit entsprechender Vorsicht ein für allemal und für jedermann gleich zugänglich feststellen“ (Berger u.a. 1969: 22).

Als phänomenologisch-orientierte Soziologie setzt diese Wissenssoziologie voraus, dass Menschen prinzipiell in der Lage sind, Wissen zu erwerben, zu speichern und ihr Handeln nach diesem Wissen auszurichten. Wissen ist in der Tradition der phänomenologischen Wissenssoziologie keine subjektive Größe, sondern weist Parallelen zu den sozialen Tatbeständen Durkheims auf:

Dieses Wissen ist objektiv und anonym, das heißt, es ist abgelöst und unabhängig von meiner und meiner Mitmenschen Definition der Situation, von unseren einzigartigen biographischen Voraussetzungen und unseren wirklichen und möglichen Zielen, die uns mit unseren jeweiligen Biographien verfügbar sind. (Schütz 1972: 14)

Die Wissenssoziologie wird ausgehend von einer Wirklichkeit konstruiert, welche für jedermann gleich zugänglich ist. Sie „ist die Wirklichkeit der Alltagswelt“ (Berger u.a. 1969: 24). Dieser Wirklichkeit „par excellence“ (a. a. O.) räumen Berger und Luckmann (1969) eine Vorrangstellung ein:

In der Alltagswelt ist die Anspannung des Bewußtseins am stärksten, das heißt, die Alltagswelt installiert sich im Bewußtsein in der massivsten, aufdringlichsten, intensivsten Weise. In ihrer imperativen Gegenwärtigkeit ist sie unmöglich zu ignorieren, ja, auch nur abzuschwächen (Berger u.a. 1969: 24).

Diese objektive Wirklichkeit der Alltagswelt, welche alle Bedingungen von sozialen Tatbeständen erfüllt, dient Berger und Luckmann (1969) als Ankerpunkt, als allgemeine Struktur, von der aus sie von ihr abweichende Wirklichkeiten behandeln.

Spricht Durkheim von Dingen, die in einer gegebenen Gesellschaft allgemein auftreten, so kann Gesellschaft, der Wissenssoziologie folgend, über das Alltagswissen definiert werden. Eine Gesellschaft zeichnet sich durch diejenigen Wissensbestände aus, die als allgemeiner Wissensvorrat für jedermann erreichbar sind. Bedingung für einen solchen allgemeinen Wissensvorrat ist die Fähigkeit zur Typisierung. Typisierung bewirkt, dass in einer Gesellschaft Typen von Si-

tuationen und Typen von Gegenständen als allseits bekannt vorausgesetzt werden können.

Bei der Betrachtung von Gegenständen etwa ist ganz offenkundig, dass wir fortlaufend Typisierungen vollziehen, in denen das Bewusstsein die Ähnlichkeiten und Unterschiede der Gegenstände vergleicht. [...] In diesen Typisierungen sind andere Prozesse inbegriffen, wie etwa Abstraktion (Absehen von ‚unbedeutenden‘ Aspekten), Idealisierung (Hervorheben ‚wesentlicher‘ Eigenschaften) oder Gestalterkennung (Knoblauch 2005: 143).

Der Aspekt der Typisierung macht im Übrigen die oben eingeführte Unterscheidung zwischen *ouvertem* und *latentem* Wissen nicht obsolet, aber zumindest um ein Problem reicher. Aufgrund der Geschmeidigkeit der Typen wohnt dem versprachlichten Wissen immer implizites Wissen inne; eben Alltagswissen, welches stillschweigend vorausgesetzt wird.¹¹ Der implizite Gehalt der Typisierungen kommt im Alltag jedoch nicht oder nur bis zu einem gewissen Grad zum Vorschein: Wenn z. B. über eine Person gesagt wird, dass diese Kölsch spricht, so erwartet der Adressat keine detaillierte grammatische Beschreibung dessen, was man im Allgemeinen Kölsch nennt.

Der Prozess gesellschaftlicher Differenzierung wurde von Durkheim mit dem Prozess der Arbeitsteilung in Verbindung gebracht, in dessen Rahmen verschiedene gesellschaftlich notwendige Arbeiten von unterschiedlichen Gruppen ausgeübt werden, die im Rahmen ihrer Tätigkeiten gruppenspezifisches Wissen als Expertenwissen akkumulieren. Der allgemeine Wissensvorrat strukturiert die Wirklichkeit nach Graden der Vertrautheit: „Ich bin gründlich und eingehend über diejenigen Ausschnitte der Alltagswelt informiert, mit denen ich oft zu tun habe, viel allgemeiner und ungenauer dagegen über die, welche mir fern liegen“ (Berger u.a. 1969: 44f.). Die unterschiedlichen Grade der Vertrautheit führen Berger und Luckmann (1969) auf die „Vis-a-vis-Situation“ als „Prototyp aller gesellschaftlichen Interaktion“ (Berger u.a. 1969: 31) zurück. „Die Typen gesellschaftlicher Interaktion werden in steigendem Maße anonymer, je weiter eine Interaktion von der Vis-a-vis-Situation entfernt ist“ (Berger u.a. 1969: 34).

Wenn im Rahmen sprachwissenschaftlicher Forschung Personen nach ihrem Sprachwissen befragt werden, so repräsentieren sie unter Umständen Experten, welche ausschließlich für eine bestimmte gesellschaftliche Gruppe sprechen. So wäre es unsinnig einen Ostfriesen zu befragen, wenn es etwas über das bairische

¹¹ Vgl. zu dieser Problematik: Knoblauch (2005: 150f.).

Sprachwissen zu erfahren gilt. Dieses Wissen einer Gruppe, welches sich hinreichend als Subsinnwelt (Berger u.a. 1969: 90) von anderen unterscheidet, soll im Folgenden *subjektiver Wissensvorrat* oder *Expertenwissen* genannt werden.¹²

Man kann sich das Verhältnis von subjektivem und allgemeinem Wissensvorrat als Pyramide vorstellen. So wie jedermann weiß, wie man ein Radio einschaltet, so wissen nur wenige über die physikalischen Voraussetzungen Bescheid, die dem Radio zugrunde liegen. Das allgemeine Wissen, welches erforderlich ist, ein Radio zu benutzen, läge in diesem Bild auf dem Grund der Pyramide und das physikalische Wissen wäre in Richtung Pyramidenspitze anzusiedeln. Auch die Relevanz, mit der ein gegebenes Wissen die Mitglieder einer Gesellschaft bzw. einer Gruppe durchdringt, lässt sich über den Begriff der Institutionalisierung fassen und ist durch den Pyramidenvergleich abgedeckt. Es gehört zudem zum allgemeinen Wissensvorrat, dass Relevanzen in Beziehung zu der Distribution des Wissens stehen. Von Tischlern erwartet man andere Fähigkeiten als von Ärzten. Mit Typisierungen können Akteurstypen verbunden sein:

Institutionalisierung findet statt, sobald habitualisierte Handlungen durch Typen von Handelnden reziprok typisiert werden. Jede Typisierung, die auf diese Weise vorgenommen wird, ist eine Institution. Für ihr Zustandekommen wichtig sind die Reziprozität der Typisierung und die Typik nicht nur der Akte sondern auch der Akteure. Wenn habitualisierte Handlungen Institutionen begründen, so sind die entsprechenden Typisierungen Allgemeingut. Sie sind für alle Mitglieder der jeweiligen gesellschaftlichen Gruppe erreichbar (Berger u.a. 1969: 58).

Berger und Luckmann (1969) führen die Existenz von Institutionen ursächlich auf „das Gesetz der Gewöhnung“ (Berger u.a. 1969: 56) zurück, wobei die Gewöhnung durch Wiederholung eine Kraftersparnis zur Folge hat. So entwickelt sich ein Rezeptwissen. Mag der Ursprung einer Institution in dem Bedürfnis nach Variantenreduktion liegen und damit vom Subjekt intendiert, so wirken Institutionen, sind sie als solche in die Welt gesetzt, verhaltenskontrollierend zurück:

Durch die bloße Tatsache ihres Vorhandenseins halten Institutionen menschliches Verhalten unter Kontrolle. Sie stellen Verhaltensmuster auf, welche es in eine Richtung lenken, ohne ‚Rücksicht‘ auf die Richtungen, die theoretisch möglich wären (Berger u.a. 1969: 58).

12 „Der Begriff des ‚subjektiven Wissensvorrats‘, den wir schon als Sammelbegriff für das subjektive Erfahrungswissen verwenden müssen, nimmt eine soziologische Bedeutung erst an, wenn er Wissenselemente enthält, die nicht mehr vom eigenen Bewusstsein konstituiert, sondern von anderen übernommen wurden“ Knoblauch (2005: 152).

Institutionen schaffen erwartbares und voraussagbares Verhalten. Dem Grad der Institutionalisierung sind Grenzen gesetzt. „Sehr formelhaft ausgedrückt, hängt die Reichweite der Institutionalisierung von den Relevanzstrukturen ab“ (Berger u.a. 1969: 84). Berger und Luckmann (1969) spielen zwei Extremszenarien gedanklich durch. Zum einen eine Gesellschaft, „in der die Institutionalisierung total ist. In ihr gäbe es *nur* gemeinsame Probleme, deren Lösungen gesellschaftlich objektiviert werden, und alle gesellschaftlichen Tätigkeiten wären institutionalisiert“ (Berger u.a. 1969: 84f.). In einer solchen Gesellschaft gäbe es keinerlei Spielräume und auch keine Geschmeidigkeit von Typen, wahrlich ein Schreckensszenario. Das andere Extrem zeichnet sich dadurch aus, dass „nur *ein* gemeinsames Problem“ vorliegt und sich die vorhandenen Institutionalisierungen nur auf dieses Problem beziehen. Eine solche „Gesellschaft“ wäre extrem fragmentiert und es gäbe „nahezu keinen gemeinsamen Wissensvorrat [Hervorhebung im Original]“ (Berger u.a. 1969: 85). In einer solchen Gesellschaft müsste jedes Problem und jede Situation erneut typisiert und gelöst werden.

Die einleitend vorgestellte Definition des Sprachwissens nach Niedzelski und Preston (2000) soll um den Aspekt der Institutionalisierung ergänzt werden. Von Sprachwissen im Sinne dieser Arbeit soll dann die Rede sein, wenn ein gewisses Maß an Institutionalisierung dieses Wissens vorausgesetzt werden kann.

1.2.2 Sprachwissen und Alltagswissen

Mit dem Text „Dialektologie der Dialektsprecher - Überlegungen zu einem interpretativen Ansatz in der Dialektologie“ legt Mattheier (1985) Überlegungen zum Verhältnis von sprachlicher Variation und Sprachwissen vor. Am Ende des Aufsatzes formuliert er pointiert:

Dieser Ansatz trägt nichts bei zu dialektologischen Fragen nach der Sprachstruktur, ihrer Systemgeschichte und ihrer Verbreitung. Sobald man jedoch erklären will, warum ein Dialektsprecher Dialekt spricht, wird man auf sein Alltagswissen über Dialekt angewiesen sein, auf seine eigene alltagsweltliche Dialekttheorie“ (Mattheier 1985: 62).

Dieser Ansatz konstituiert seinen Gegenstand zunächst losgelöst vom genuinen Gegenstand der Dialektologie und definiert die alltagsweltliche Dialekttheorie als Explanans, auf den die Dialektologie zurückgreifen muss, sofern sie die Ebene der Sprachbeschreibung verlässt und zu erklären versucht, was sie in Form

von objektiven Sprachdaten beobachtet. In einem etwas längeren Abschnitt heißt es hierzu:

Aber sobald sie [die Dialektologie, JK] erklären will, warum die Sprecher gerade diese Varietät in dieser Situation verwendet haben, welchen Zweck sie damit verfolgten oder welchen gesellschaftlichen Zwängen sie dabei nachgeben mussten und warum sie früher andere Varietäten verwendet haben, kurz, welche Bedeutung der Dialekt zu jedem Zeitpunkt für die Verwender hat, dann muss sie auch in das Alltagswissen einzudringen suchen. Denn nur dort findet sie eine Antwort auf die Frage nach dem Grund der Dialektverwendung. Sowohl subjektive als auch objektive Dialektdaten sind also auf der Folie des Alltagswissens interpretationsbedürftig, wenn man dialektsoziologische Konstellationen adäquat erklären will (Mattheier 1985: 51).

Mattheier (1985) legt also unterschiedliche Datentypen zugrunde. Zum einen die objektiven Sprachdaten, die mit den Methoden der Dialektologie erhoben werden, zum anderen die subjektiven Sprachdaten, also Daten, die nach soziologischen Methoden erhoben werden und metasprachliche Diskurse darstellen, auf deren Grundlage die Dialekttheorie der Sprecher zu rekonstruieren ist. Zur Erhebung dieser Daten schlägt Mattheier (1985) Methoden der kommunikativen Sozialforschung vor und favorisiert vor allem die teilnehmende Beobachtung und die Gruppendiskussion. Mattheier (1985) verortet seine programmatische Position im Rahmen des interpretativen Paradigmas, welches er vom normativen abgrenzt. Die von ihm thematisierte Dominanz des normativen Ansatzes ist nach wie vor gültig (Mattheier 1985: 51). In der Dialektologie bzw. Sprachwissenschaft m. E. mehr noch als in den Sozialwissenschaften. Auch Mattheier (1985) meint:

Das große Problem und zugleich die Schwäche des interpretativen Ansatzes in den Gesellschaftswissenschaften ist, dass sie noch keine mit der Methodologie des normativen Ansatzes irgendwie vergleichbaren methodischen Instrumentarien entwickelt hat, um ihre Ziele zu erreichen, Aussagen über den Aufbau und die Inhalte des Alltagswissens bestimmter gesellschaftlicher Gruppen zu machen (Mattheier 1985: 54).

Tatsächlich haben sich auf allen Forschungsebenen seit dem Aufkommen des interpretativen Paradigmas qualitative Methoden verfeinert und unterstehen einer stetigen Entwicklung. Generell unberechtigt ist es jedoch, die Methoden des interpretativen Paradigmas nach den Maßstäben des normativen zu messen: Die Anhänger des interpretativen Paradigmas wollen gerade nicht die Maßstäbe des normativen Paradigmas erfüllen, weil sie sie für unangemessen halten.¹³

¹³ Wegweisend in diesem Zusammenhang: Glaser und Strauss (1967).

Mattheier (1985: 51f.) bezieht sich zwecks einer soziologischen Bestimmung des Begriffs des Alltagswissens auf den Sammelband der sog. Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen, die seinerzeit eine Vorreiterrolle innerhalb der deutschen Soziologie einnahmen und immer noch einen wichtigen Bezugspunkt für die kommunikative Sozialforschung bilden (Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen 1981). Nachdem Mattheier (1985: 51) die Genese des Alltagswissen in der alltäglichen Interaktion verortet, definiert er es wie folgt:

Die Summe der so in einem Individuum angesammelten Sozialhandlungsmuster bildet das Alltagswissen dieser Person. Dieses Alltagswissen ist danach entstanden in einem jeweils unterschiedlichen Sozialerfahrungs- und Sozialhandlungsraum einer Person und auch an die dadurch festgelegte Lebenssphäre gebunden, also gruppenspezifisch (Mattheier 1985: 51).

Auch wenn die zitierte Definition Mattheiers durchaus bereits soziale Elemente aufweist, erscheint Sprachwissen insgesamt eher als „individuelle Welttheorie eines Sprechers“ (Mattheier 1985: 57). In der Tradition von Alfred Schütz, in der wir uns befinden, ist Alltagswissen stets sozial definiert und steht diametral zu denjenigen Wissensbeständen, über die nur eine oder auch wenige Personen (z. B. als Expertenwissen) verfügen. Die Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (1981), auf die sich auch Mattheier bezieht, definiert es wie folgt:

Alltagswissen ist das, was sich die Gesellschaftsmitglieder gegenseitig als selbstverständlichen und sicheren Wissensbestand unterstellen müssen, um überhaupt interagieren zu können (Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen 1981: 20).

Das Konstituierungsverhältnis von Individuum (als biologischer Körper) und Gesellschaft, scheint mir grundsätzlich erläuterungswürdig: Nicht Überschneidungen des Wissensbestandes einer Summe von Einzelpersonen (als Wissensträger) konstituieren im Rahmen wissenssoziologischer Theorie Gesellschaft, sondern es ist genau umgekehrt: Das anonyme Alltagswissen konstituiert Gesellschaft erst und zeichnet somit eine Einzelperson als Mitglied - im Gegensatz zum Fremden - einer Gesellschaft aus. Legt man die Definition Mattheiers des Begriffs des Alltagswissens zu Grunde, so ist der von ihm formulierte Einwand durchaus gerechtfertigt, dass die atomistische Rekonstruktion des „Alltagswissens“ voneinander abgetrennter Einzelpersonen wissenschaftlichem Streben nicht genügen kann (Mattheier 1985: 57). Er sucht und findet das soziale Band, welches er aus dem Begriff des Alltagswissens entfernte, in der Anbindung des

Alltagswissens „an die soziohistorische Entwicklung des Raumes“ (Mattheier 1985: 57).

Mattheier (1985: 56f.) nennt drei Wissensbereiche, um deren Rekonstruktion die interpretativ verfahrenende Dialektologie sich bemühen sollte, und nennt zahlreiche Fragestellungen, die jeweils mit diesen Wissensbereichen zusammenhängen. Der erste Gegenstand besteht in der Exploration des alltagssprachlichen Begriffsrepertoires, mit dem Sprecher auf sprachliche Phänomene referieren. Der zweite zielt auf „die Vorstellung, die sich ein Dialektsprecher von ‚dem Werden und dem Wesen‘ des Dialekts macht“ (Mattheier 1985: 56). Der dritte Gegenstand befasst sich mit der sozialen Konnotation sprachlicher Phänomene¹⁴. Hier sei explizit auf Spracheinstellungen und auf die Vorstellungen, die sich Sprecher über die soziale Distribution sprachlicher Phänomene machen, verwiesen.

Setzt man diese drei Gegenstandsbereiche und die Anwendung qualitativer Methoden als Kriterium für Forschungsarbeiten, die sich dem Thema Sprachwissen bzw. sekundäre Sprachdaten widmen, so fällt auf, dass die Liste dieser Forschungsarbeiten übersichtlich ausfällt. Die Liste der sich ausschließlich quantitativer Methodik bedienenden Forschungsarbeiten hingegen ist recht lang.¹⁵ Topfink und Ziegler (2006: 207) nennen in ihrem Plädoyer für qualitative Methoden bzgl. der Erforschung von Spracheinstellungen acht Titel, die wenigstens ihrer Ansicht nach unter dem Etikett „interpretatives Paradigma“ eingeordnet werden können. Hierbei handelt es sich ausschließlich um Arbeiten, die u. a. Daten verarbeiten, die nicht mittels standardisierter Fragebögen gewonnen wurden, sondern in verschiedensten kommunikativen Situationen (narrative Interviews, teilnehmende Beobachtungen, Gruppeninterviews) erhoben worden sind. Dennoch gibt es einen Trend, die so gewonnenen Daten mittels quantifizierender Methoden auszuwerten, aber von qualitativen Methoden zu sprechen. Als Beispiel sei Ziegler (1996) genannt. Sie führt aus: „Diejenigen subjektiven Daten, die aus den Gruppendiskussionen sowie narrativen Interviews stammen, wurden dagegen qualitativ, d. h. in Form einer Inhaltsanalyse ausgewertet“ (Ziegler 1996: 169). Die Inhaltsanalyse wird dort charakterisiert als „eine Methode, mit der systematisch zuvor festgelegte Merkmale von Inhalten erfaßt werden“

14 Bei Mattheier (1985) geht es vorwiegend um Dialekt, weshalb ich den etwas globaleren Begriff der sprachlichen Phänomene bevorzuge.

15 Vgl. hierzu folgende Bibliografie des Germanistischen Seminars Kiel (2014).

(Ziegler 1996: 169). Zur Einordnung dieser Aussage muss angemerkt werden, dass dem qualitativen Forschungsprogramm nicht nur eine Ablehnung standardisierter Erhebungsmethoden inhärent ist, sondern zudem eine generelle Kritik an der deduktiv-nomologischen Forschungslogik. Diese soll auch im Auswertungsprozess Berücksichtigung finden, weshalb Verfahren, die sich den qualitativen Daten mit einem vorgefassten Analyseschema¹⁶ nähern, unter der genannten Prämisse keine qualitativen Auswertungsverfahren darstellen.

Auch wenn ich Mattheiers (1985) Kritik an qualitativen Verfahren zurückweise, sei trotzdem eine Schwäche qualitativer Verfahren genannt: Sie sind extrem aufwendig und deshalb in ihrer Reichweite limitierter als quantitative Interviewverfahren. Besonders wenn es darum geht, die gesellschaftliche Distribution des Sprachwissens zu erforschen, sollten unabhängig von der Debatte über Gütekriterien wie Reliabilität, Validität, Repräsentativität, quantitative Verfahren nicht kategorisch ausgeschlossen werden.

1.3 Habitus

Persönliche Präferenzen für Automarken, Sportarten usw. in eine soziologische Theorie zu fassen, ist Aufgabe der Lebensstilforschung. Je nach soziologischer Schule wird dabei mehr oder weniger versucht, eine Theorie der subjektiven Lebensführung mit einer Theorie der gesellschaftlichen Produktionsverhältnisse und -bedingungen zu verbinden. Sofern die Verwendung von Gütern symbolischer Lebensführung an ökonomische Ressourcen gekoppelt ist, mag dies trivial erscheinen. Im Bereich der Sprache kann ein solcher Mechanismus nicht wirken, da das sprachliche Inventar eines Sprechers nicht ursächlich mit den ökonomischen Ressourcen des Sprechers in Verbindung steht. Dennoch findet soziale Distinktion über Sprache statt, die nicht auf eine linguistische Wertigkeit des Sprachgebrauchs zurückgeführt werden kann. Wie ist es also zu erklären, dass gleichwertige grammatische Muster Formen gesellschaftlicher Ungleichheit nicht nur markieren, sondern auch einen Beitrag zur Reproduktion sozialer Ungleichheit leisten? Diese Frage kann nur soziologisch geklärt werden.

¹⁶ Vgl. hier die Kritik an den Anfängen der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring von Kruse (2008: 97).

Die Arbeiten Bourdieus sind nach wie vor wegweisend für die Lebensstilsoziologie. Mit Schwingel (1995), Krais und Gebauer (2002), Fuchs-Heinritz und König (2005) und Rehbein (2006) liegen bereits mehrere deutschsprachige Einführungen vor, wobei m. E. Schwingel (1995) die Rezeption Bourdieus am stärksten beeinflusst hat. In der germanistischen Linguistik wird Bourdieu seit Mitte der Achtziger Jahre rezipiert.¹⁷ Bourdieu (1984) veröffentlichte einen Beitrag auf Französisch über Kapital und Sprachmärkte (*Capital et marché linguistiques*) in der Zeitschrift *Linguistische Berichte*. Nach Auer (1999: 251) bietet der Begriff des sprachlichen Marktes einen starken theoretischen Rahmen, der in Forschungsarbeiten lediglich begrenzt angewendet wird.

1.3.1 Habitus als Vermittlungskategorie zwischen Struktur und Handlung

Die Soziologie Bourdieus ist von der Intention geleitet,

sich zugleich der Theorie des Subjekts zu entziehen, aber ohne den Akteur zu opfern, und der Philosophie der Struktur, aber ohne darauf zu verzichten, die Effekte zu berücksichtigen, die die Struktur auf und durch diesen Akteur ausübt (Bourdieu u.a. 1996: 154).

Über den Gegensatz von Objektivismus und Subjektivismus führt Bourdieu an anderer Stelle aus: „Von allen Gegensätzen, die die Sozialwissenschaften künstlich spalten, ist der grundlegendste und verderblichste der zwischen Subjektivismus und Objektivismus“ (Bourdieu 1993a: 49). Bourdieu hat eine Soziologie im Sinn, die sowohl den subjektivistischen als auch den objektivistischen Standpunkt als Bedingung der eigenen Möglichkeit begreift, statt dogmatisch lediglich an einem der beiden Standpunkte festzuhalten und den jeweils eigenen mit dem Prädikat der Wissenschaftlichkeit zu versehen. Der hieraus resultierende wissenschaftliche Mehrwert besteht in der Öffnung der Perspektive, die notwendig ist, um die Beschränkungen und Grenzen des jeweiligen Standpunkts zu reflektieren und die jeweiligen blinden Flecke benennen zu können. Wenn man insbesondere die handlungstheoretischen Bezüge der Habitus Theorie berücksichtigt, so kann der Habitus nur unzureichend mittels Strukturvariablen operationalisiert werden. Esser (1993) nennt eine auf Strukturvariablen fixierte Soziologie

¹⁷ Vgl. Henn (1988), Henn-Memmesheimer (1990), verschiedene Beiträge in Schlobinski (1987) und Hinnenkamp und Selting (1989).

auch Variablensoziologie. Sie stellt eine Soziologie dar, „die soziale Prozesse gerne als Kausalmodelle von Variablen konzipiert, ohne diese Modelle systematisch auf das sinnhafte Handeln von Akteuren zu beziehen“ (Esser 1993: 597). Zudem verlieren Strukturvariablen wie Einkommen, Bildung usw. seit den 50er Jahren zunehmend an statistischer Erklärungskraft (Wienold 2000: 139).

Der Habitus stellt dem deterministischen Denken der Variablensoziologie eine kreative Kapazität zur Seite, ohne soziale Praxis auf diese voluntaristisch zu reduzieren. Stattdessen werden Effekte berücksichtigt, die durch Bedingungen ausgelöst sein können, die die Akteure vorfinden und mit denen sie zurechtkommen müssen. Meines Erachtens stellt der Habitus ein theoretisches Konstrukt dar, welches die Forschung dazu auffordert, sowohl den Effekten, die von Strukturen ausgehen, als auch der kreativen Kapazität Rechnung zu tragen. Dies gilt für die statistische Operationalisierung des Habitus ebenso wie für die Auswahl der Forschungsmethoden. Besonders qualitative Forschungsmethoden erweisen sich als hilfreich, um die kreativen Kapazitäten zu analysieren.

1.3.2 Klasse und/oder Lebensstiltypologie?

Akteure neigen dazu, homogene soziale Netzwerke zu bilden. Da im Rahmen von Fragebogenerhebungen die größte Untersuchungseinheit zunächst „die Person“ darstellt und nicht etwa eine durch eine bestimmte Interaktionsdichte definierte soziale Gruppe, stellt sich die Frage, auf welcher Grundlage Personen im Datensatz zu Gruppen aggregiert werden.¹⁸ Bourdieu (1982: 212) „löst“ dieses Problem, indem er ausgehend von Berufsgruppen Präferenzen zu Gütern der symbolischen Lebensführung korrespondenzanalytisch rekonstruiert. Die Korrespondenzanalyse¹⁹ wurde in den 1960er Jahren von dem französischen Sprachwissenschaftler Jean-Paul Benzécri zur Analyse der Auftretenshäufigkeit von Vokal- und Konsonantenkombinationen angewendet (Backhaus 2006: 689). Doch erst mit der Rezeption der „Feinen Unterschiede“ (Bourdieu 1982) über Frankreich hinaus stieg international das Interesse an diesem multivariaten Ver-

¹⁸ Zu diesem Problem erläutert Otte (2004: 43–45) vier Problembereiche, die es zu lösen bzw. zu überwinden gilt: 1) Vergleichbarkeit der Typologien; 2) Realitätsgehalt 3) Theoriearmut und 4) Erhebungsaufwand.

¹⁹ Vgl. auch Kapitel 4. 3.

fahren. Es zählt zu den strukturentdeckenden Verfahren und dient dazu, Kreuztabellen mit möglichst wenig Informationsverlust grafisch darzustellen.

Bourdieu (1982) konstruiert eine Kreuztabelle, in der in den Spalten die Berufsgruppen (Hochschullehrer, Kaufleute usw.) aufgetragen sind, und in den Zeilen verschiedene „harte“ Indikatoren (Einkommen, Bildungstitel, Wohnungsgröße usw.) und „weiche“ Lebensstil-Indikatoren, wie z. B. die Präferenz für Getränke, Sport, Musikinstrumente. Im nächsten Schritt ermittelt der Algorithmus der Korrespondenzanalyse aus den Randsummen der Spalten und Zeilen relative Häufigkeiten. Diese gehen als Gewicht in die Korrespondenzanalyse ein. Damit soll einer Verzerrung der grafischen Darstellung entgegengewirkt werden, da eher seltene Muster durch das geringere Gewicht die grafische Darstellung weniger beeinflussen als Muster mit einer höheren Masse. Im zweiten Schritt werden die einzelnen Variablen derart in einem zweidimensionalen Raum (meist als Punkte) dargestellt, dass der Abstand der Punkte den in der Ursprungstabelle enthaltenen Häufigkeitsrelationen möglichst entspricht.²⁰

20 Ausführlich ist die Korrespondenzanalyse in Blasius (2001) dargestellt.

Abbildung 3: Vereinfachte Darstellung der Korrespondenzanalyse aus Bourdieu (1982: 212f.) nach Bourdieu (1998: 19).

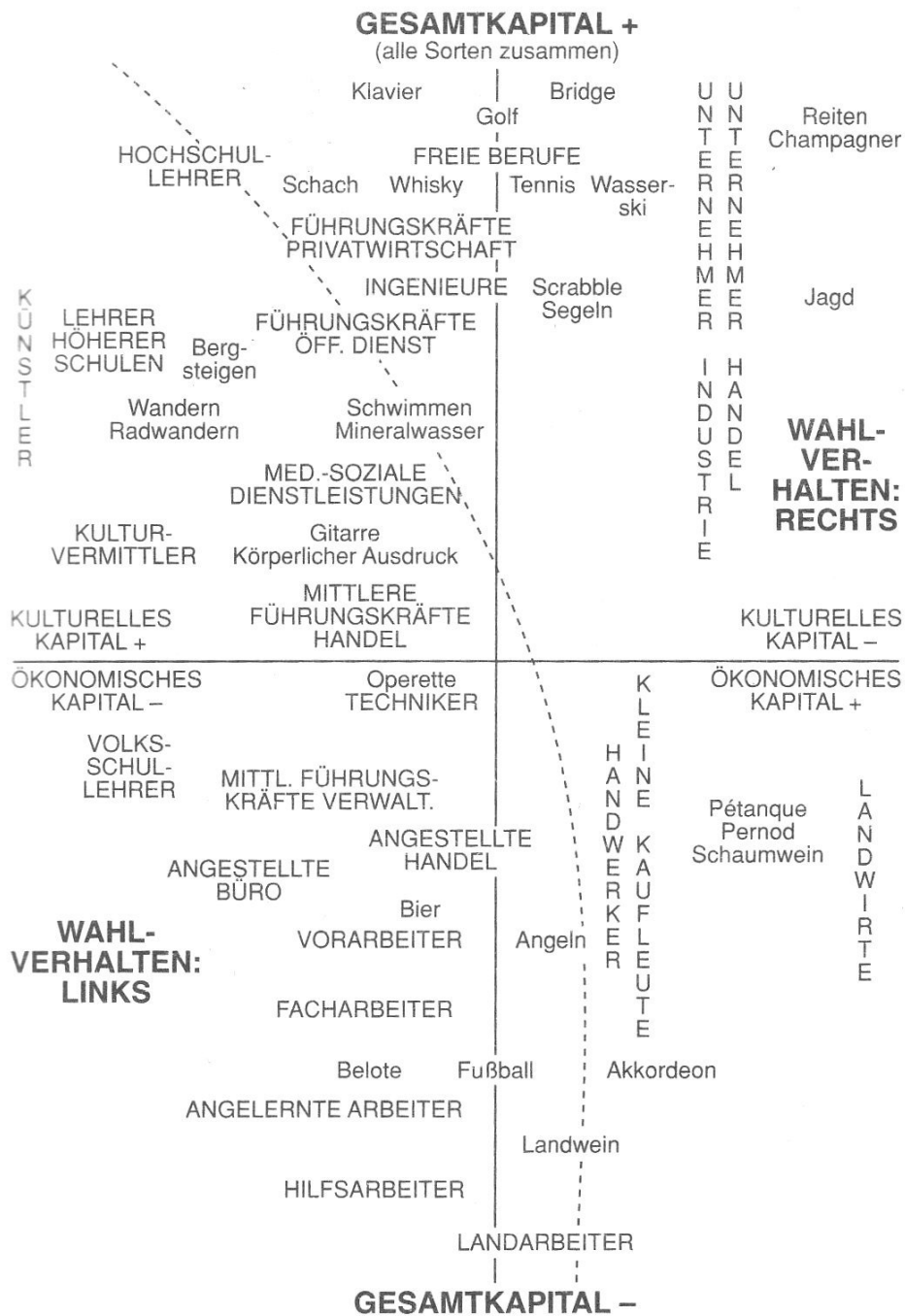


Abbildung 3 zeigt das Ergebnis der Korrespondenzanalyse aus den „Feinen Unterschieden“ in einer vereinfachten Darstellung. Die großgesetzten Bezeichnungen stellen die in den Zeilen vertretenen Berufsgruppen dar (z. B. FREIE BERUFE). Die Spaltenvariablen, welche die Präferenzen der Lebensführung ent-

halten, sind normalgesetzt dargestellt (z. B. Golf). Wenn also die Angehörigen der freien Berufe eher Golf spielen und Whisky trinken, spielen die Angehörigen der kleinen Kaufleute und Landwirte eher Pétanque und trinken Pernod.

Die Achsen können bei einer Korrespondenzanalyse benannt und interpretiert werden. Bourdieu interpretiert die horizontale Achse als diejenige, die das Verhältnis von kulturellem und ökonomischem Kapital abbildet. Die vertikale Achse wird als Kapitalvolumen interpretiert.

Mitunter wird betont, dass die Korrespondenzanalyse schwierig zu deuten sei (Backhaus 2006: 690), weil nur in günstigen Fällen grafisch eindeutige „Cluster“ ermittelt werden können. Meines Erachtens liegt die Ursache für diese Interpretationsschwierigkeiten in dem Umstand, dass die Korrespondenzanalyse möglichst wenig verschleierte, dass ihr Konstruktionsarbeit auf der Seite des Wissenschaftlers bzw. der Wissenschaftlerin zu Grunde liegt, die nicht an den Fusionsalgorithmus delegiert werden kann.²¹ Zwar führt z. B. die deterministische Clusteranalyse zur Bildung diskreter Gruppen, inwiefern Überschneidungen zwischen den Gruppen eine Rolle spielen, kann jedoch nicht ermittelt werden. Dies ist m. E. der große Vorteil der Korrespondenzanalyse: Sie ermöglicht, die gesellschaftliche Distribution symbolischer Praktiken als Kontinuum darzustellen, und Korrespondenzanalysen im Bereich der Lebensstilforschung zeigen kontinuierliche Übergänge und keine klar abgrenzbaren Klassengrenzen. Damit greift die Korrespondenzanalyse in gewisser Hinsicht auf, was der Reproduktion von sozialer Ungleichheit in differenzierten Gesellschaften ihre Subtilität verleiht: Keine gesellschaftliche Fraktion kann ein Exklusivrecht auf eine bestimmte kulturelle Praktik anmelden. Stattdessen findet man Praktiken, die „in gewissen Kreisen“ eher verbreitet sind bzw. Seltenheitswert besitzen.

Die Art und Weise der Konstruktion der vorgestellten Korrespondenzanalyse wird von Bourdieu durchaus kritisch bewertet, da Strukturvariablen eine wichtige Rolle spielen. Bourdieu (1982: 211) warnt ausdrücklich davor, die Korrespondenzanalyse deterministisch zu interpretieren:

So weit hergeholt ist ja die Befürchtung tatsächlich nicht, daß es Lesarten Vorschub leistet, die Homologien zwischen Systemen differenzieller Abstände auf direkte und mechanistische Relationen zwischen Gruppen und Merkmalen reduzieren (Bourdieu 1982: 211).

21 Vgl. Otte (2004: 49).

Des Weiteren führt Bourdieu (1982) aus, dass dem Diagramm, welches einerseits als Raum der sozialen Positionen und andererseits als Raum der Lebensstile gedeutet wird, ein drittes Schema fehlt,

das den theoretischen Raum der Arbeiten des Habitus bzw. der generativen Formeln repräsentierte [...], d. h. den theoretischen Raum der *Umwandlung* der für eine bestimmte soziale Lage und Stellung kennzeichnenden Zwänge und Freiheitsräume in einen distinkten und distinktiven Lebensstil (Bourdieu 1982: 214).

Auch mit der Auswahl der Indikatoren scheint Bourdieu (1982: 214) zu hadern. In einem Interview auf die Auswahl der Indikatoren angesprochen, antwortet Bourdieu (1993b: 52f.) zusammenfassend dahingehend, dass ihm durchaus bewusst sei, dass die verwendeten Indikatoren mangelhaft seien, dass aber die einzige Alternative darin bestünde, sich auf den Standpunkt der reinen Theorie zurückzuziehen. Stattdessen ziehe er den Versuch vor, eine „stärker empirisch fundierte Theorie zu entwickeln“. Zudem ist Wissenschaft dadurch gekennzeichnet, „daß man das, was man tut, im offen ausgesprochenen Wissen tut, daß dies alles ist, was man tun kann, das heißt, indem man die Grenzen der Geltung dessen nennt, was man tut“ (Bourdieu 1993b: 53).

Statt also die Indikatoren Bourdieus und damit die inhaltlichen und methodischen Probleme zu reproduzieren, die u. a. von Bourdieu thematisiert werden, möchte ich auf die Lebensstiltypologie Ottes (2004) zurückgreifen, da sie m. E. erstens jene Anforderungen erfüllt, die an die Indikatoren gestellt werden müssen, sollen sie stärker der theoretischen Ausrichtung des Habituskonzepts Rechnung tragen. Inhaltlich und konzeptionell stellt sie eine Essenz verschiedener Typologien dar, welche auf einer gründlichen Auswertung von 17 Lebensstilstudien basiert. Ottes Konstruktion einer Lebensstiltypologie setzt sich nicht nur das Ziel, „das Konzept des ‚Habitus‘ handlungstheoretisch zu explizieren“ (Otte 2004: 88) und dies in der Auswahl der Indikatoren umzusetzen, sondern zudem eine Lebensstiltypologie zu entwickeln, die derart operationalisiert ist, dass die Zuteilung der einzelnen Personen zu Aggregaten intersubjektiv nachvollziehbar erfolgt (Otte 2004: 136).

Die Lebensstiltypologie nach Otte (2004) setzt neun Lebensstiltypen an. Laut Otte (2004: 75f.) handelt es sich hierbei um einen Kompromiss zwischen Übersichtlichkeit und interner Homogenität der Gruppen. Die Typen werden in einem zweidimensionalen Raum angeordnet (Abbildung 5). Die vertikale Dimension

bildet das Ausstattungsniveau, welches sich aus dem ökonomischen Kapital und dem Bildungskapital zusammensetzt. Die horizontale Achse „wird bewusst als Dimension der Modernität und der biographischen Perspektive gleichermaßen behandelt“ (Otte 2004: 77) und beschreibt eine „Achse der historischen und biographischen Zeit“. Die historische Zeit (Modernität) zielt auf den Umstand, dass Lebensstile in dieser Dimension von den Produktionsbedingungen abhängen, die die Akteure vorfinden und die als Kohorteneffekte wirksam werden. Die biographische Zeit bezieht sich auf die Entscheidungen, die ein Akteur im Laufe seiner Biografie trifft und die damit verengend bzw. öffnend auf zukünftige Entscheidungen wirken. Damit besteht eine gewisse Beziehung zwischen dem biologischen Alter und der biographischen Zeit:

Jüngere Menschen haben daher eine offenere biografische Perspektive mit potenziell größeren Gestaltungsspielräumen; Menschen mittleren Alters neigen zu einer Konsolidierung ihrer Alltagsgestaltung durch ‚bindende‘ Investitionen (Berufskarriere, Familiengründung, Eigenheimerwerb) (Otte 2004: 105).

Abbildung 4: Raum der Lebensführung nach Otte (2004)

Ausstattungsniveau
(ökonomisches und
kulturelles Kapital)

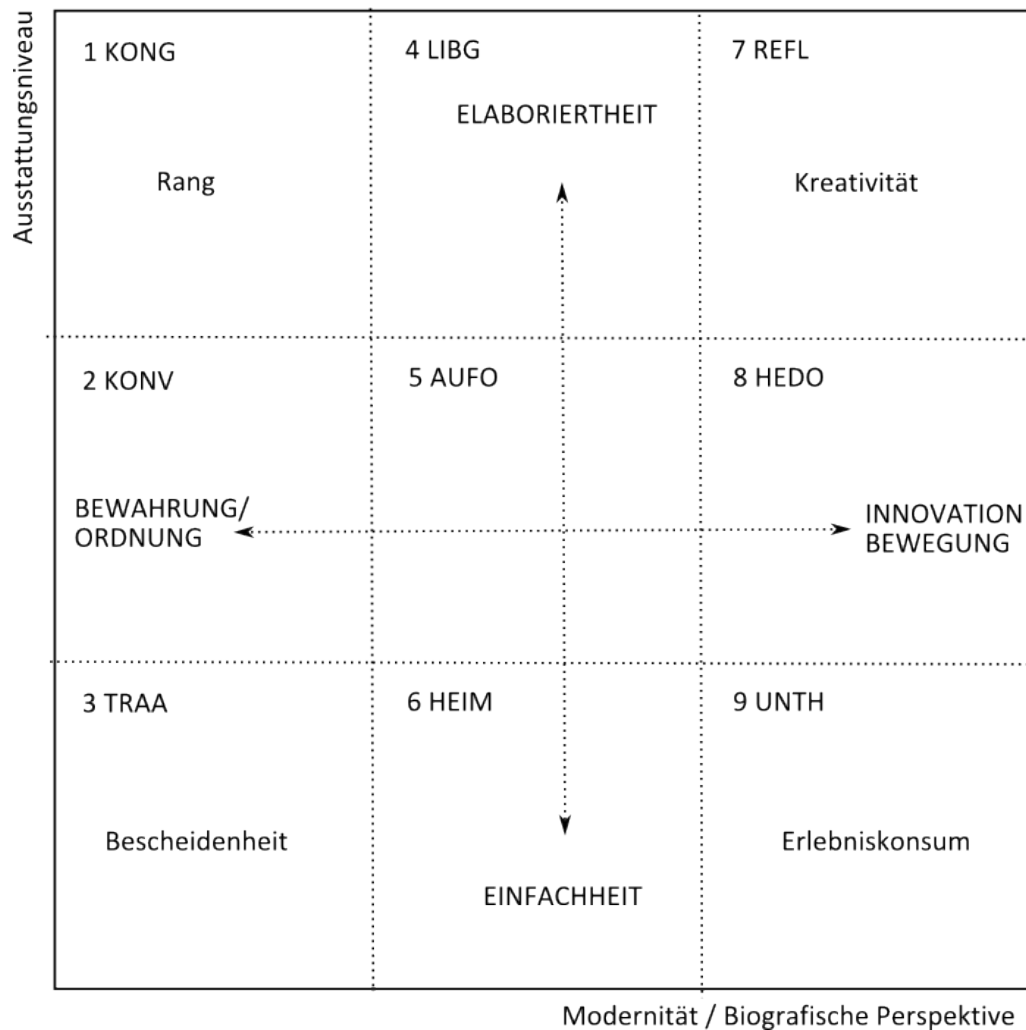
gehoben	Konservativ Gehoben	Liberal Gehoben	Reflexive
mittel	Konventionalisten	Aufstiegsorientierte	Hedonisten
niedrig	Traditionelle Arbeiter	Heimzentrierte	Unterhaltungssuchende
	traditional/ biogr. Schließung	teilmmodern/ biogr. Konsolidierung	modern/ biogr. Offenheit
			Modernität/ Biografische Perspektive

Mit dem Raum der Lebensführung korrespondiert der Raum der Wertorientierung bzw. alltagsästhetischen Wahrnehmungsschemata²², wie es bei Schulze (1992) heißt. Er ist relational konzipiert, historisch bedingt und damit potenziell wandelbar. Als Raum der alltagsästhetischen Orientierungen beschreibt er auf ei-

²² In der Linguistik wird das Schema vor allem von Henn-Memmesheimer z. B. (2006a) angewendet. Ihr dient der aufgespannte Raum semantischer Oppositionen zur Klassifikation semiotischer Güter.

ner recht grundsätzlichen Ebene die Relevanzen, nach denen Akteure ihren konkreten Lebensstil gestalten (vgl. Abbildung 5).

Abbildung 5: Raum der Lebensstile und Handlungsorientierung (Otte 2004)



Um die Lebensstiltypen näher zu illustrieren, gibt Otte (z. B. 2005: 454) einen tabellarischen Überblick über die grundsätzlichen Handlungslogiken auf einer hypothetischen Ebene, die den jeweiligen Typen zugrunde liegt. Diese Tabelle wird hier in Listenform zitiert:

Konservativ Gehobene
Tradition des Besitzbürgertums, Konservatismus, Distinktion durch „Rang“, Exklusivität im Lebensstandard, klassische Hochkultur, Leistungs- und Führungsbereitschaft, Religiosität
Konventionalisten

Tradition des Kleinbürgertums, Pflicht- und Akzeptanzwerte, Sicherheitsorientierung, Hochkulturkonsum mit volkstümlichem Einschlag, konservativ-religiöse Moral, häusliche Idylle

Traditionelle Arbeiter

Tradition der Facharbeit, Bescheidenheit, Orientierung am Praktischen, Bedeutung sozialer Sicherheit, gewerkschaftliche Nähe, deutsches Liedgut, Vereinsleben

Liberal Gehobene

Tradition des Bildungsbürgertums, Liberalität, berufliche Selbstverwirklichung, Hochkulturkonsum mit „alternativem“ Einschlag, Sinn für Authentizität, Kennerschaft im Konsum

Aufstiegsorientierte

Zentriert um solide Berufskarriere, Familie und Partizipation am Mainstream der modernen Freizeitkultur, „Durchschnittlichkeit“ und interne Heterogenität des Typus durch Mittelposition

Heimzentrierte

Familienzentriertheit und Häuslichkeit durch Kinder und geringe Ressourcenverfügbarkeit, traditionelle Volksfestszene und moderne Massenkultur wie Popmusik und Fernsehen

Reflexive

Kulturelle, akademisch geprägte Avantgarde, Reflexivität, Kreativität und Experimentierfreude, Suche nach eigenverantwortlicher Persönlichkeitsentfaltung, globales Lebensgefühl

Hedonisten

Jugendkultureller Stilprotest durch Mode und Musik, Innovationsfreude, gegenwartsbezogene Genuss- und Konsumorientierung, Extraversion, städtische Spektakel- und Clubkultur

Unterhaltungssuchende

Erlebniskonsum, materialistische Statuspolitik und außerhäusliche Unterhaltungsorientierung von dem Hintergrund der Deklassierungsbedrohung, Depolitisiertheit

(Otte 2005: 454)

Empirisch umgesetzt wird die Lebensstiltypologie entlang der Dimensionen Ausstattungsniveau und der Dimension der Modernität bzw. biografischen Perspektive. Die Konzeption der Indikatoren ist „konsequent auf der Ebene“ der Lebensführung angelegt, womit einer deterministischen Interpretation der Typen vorgebeugt wird. Dennoch sind die Indikatoren so angelegt, dass sie Rückschlüsse auf die objektivierbaren Ressourcen eines Akteurs ermöglichen. Die Indikatoren enthalten weiterhin Informationen über Einkommen, Alter, Bildung usw. Nur ist die Schlussrichtung eine andere: Wir schließen nicht von einem hohen Einkommen auf einen kostspieligen Lebensstil, sondern von einem kostspieligen Lebensstil auf ein hohes Einkommen. Das tatsächlich verfügbare Einkommen sollte bei den oberen Lebensstilgruppen tendenziell höher sein als bei den unteren. Gleiches gilt für das kulturelle Kapital in Form von in Bildungstiteln objektiviertem Kapital. Bezogen auf das Alter sollten Lebensstilgruppen, je weiter rechts sie sich im Raum der Lebensführung befinden, tendenziell in ihrer Altersstruktur jünger sein als die Gruppen der linken Seite.

Tabelle 2: Darstellungen der Indikatoren der Kurzversion der Lebensführungstypologie gemäß den Dimensionen Ausstattungsniveau und Modernität bzw. biografische Perspektive nach Otte (2004: 168).

DIMENSION DES AUSSTATTUNGSNIVEAUS	
ÖKONOMISCHES KAPITAL	KULTURELLES KAPITAL
1. gehobener Lebensstandard	3. Besuch von Kunstausstellungen
2. Restaurantausgaben	4. Bücherlesen
	5. überregionale Tageszeitung
DIMENSION DER MODERNITÄT / BIOGRAFISCHE PERSPEKTIVE	
MODERNITÄT	BIOGRAFISCHE PERSPEKTIVE
1. Leben in vollen Zügen genießen	4. viel ausgehen
2. religiöse Prinzipien (-)	5. ständig etwas los im Leben
3. Traditionen der Familie (-)	

Tabelle 2 zeigt die Indikatoren, auf deren Grundlage die Zuordnung von Personen im Datensatz zu einem Lebensstiltyp erfolgt. Jede Dimension wird mittels fünf Indikatoren operationalisiert, denen im Rahmen einer Fragebogenerhebung pro Dimension fünf Fragen entsprechen.²³ So wie hier ökonomisches und kulturelles Kapital ins Verhältnis gesetzt sind, lässt sich die relative Unabhängigkeit des kulturellen vom ökonomischen Kapital zeigen. Mit einem etwas erfinderischen Habitus kann man durchaus in hoher Frequenz Kulturveranstaltungen besuchen, ohne Geld ausgeben zu müssen. Auch überregionale Tageszeitungen stehen in öffentlichen Bibliotheken entgeltlos jedem Bürger zur Verfügung. Dennoch erleichtert das notwendige ökonomische Kapital für ein Zeitungsabo oder für den Eintritt von Kulturveranstaltungen die Teilhabe ungemein. Umgekehrt folgt aus einem hohen Umfang ökonomischen Kapitals nicht notwendig ein Hang zu kulturellen Gütern.

Insgesamt sprechen m. E. zwei Gründe für Ottes Lebensstiltypologie: Sie ist erstens auf der Handlungsebene konzipiert und nicht auf der „objektiven“ Ebene der Ressourcen und wirkt damit deterministischen Schlüssen entgegen, und sie

²³ Hier stelle ich die Kurzversion der Typologie vor. Daneben erprobte Otte (2004) eine Langversion mit 20 Indikatoren für das Ausstattungsniveau und 17 für die Dimension der Modernität bzw. biografischer Perspektive. Man kann davon ausgehen, dass sich Kurz- und Langversion sehr ähneln und nicht zu elementar verschiedenen Ergebnissen führen, was die Zuordnung einzelner im Datensatz verteilter Personen zu einem Typ anbelangt vgl. Otte (2004: 172). Der Erhebungsaufwand ist für die Kurzversion aber beträchtlich geringer, weshalb die Langversion nicht weiter verfolgt wird.

ist hervorragend umzusetzen: Es genügen insgesamt zehn Items, die eine problemlose Zuordnung eines jeden Falles zu einem der neun Lebensstiltypen ermöglichen.

1.3.3 Über Felder und Sprachmärkte

Der zentrale Begriff, um im Rahmen Bourdieuscher Soziologie Gesellschaft differenziert und differenzierend zu analysieren, ist der des Feldes. Mit ihm werden sowohl aus der Perspektive der Akteure relevante gesellschaftliche Teilbereiche benannt, wie auch aus der Perspektive des Wissenschaftlers Untersuchungsgebiete abgegrenzt. Die spezifischen Felder, wie „das Feld der Politik, das Feld der Philosophie, das Feld der Religion“ (Bourdieu 1993b: 107) zeichnen sich durch spezifische Spielregeln aus.

Ein Feld [...] definiert sich unter anderem darüber, daß die spezifischen Interessen und Interessensobjekte definiert werden, die nicht auf die für andere Felder charakteristischen Interessen und Interessensobjekte reduzierbar sind und von jemanden, der für den Eintritt in dieses Feld nicht konstruiert ist, nicht wahrgenommen werden (Bourdieu 1993b: 107f.).

Felder sind also mehr oder weniger exquisite Institutionen, deren Zugang limitiert und reglementiert ist. Um einen Zugang zum Feld zu erhalten, muss man nicht nur einen bestimmten Habitus mitbringen, also für das Feld geschaffen sein, sondern darüber hinaus über feldspezifisches Kapital verfügen. Wer z. B. das akademische Feld betreten möchte, muss über das Abitur oder gleichwertige Nachweise verfügen, anhand derer das Bildungskapital objektiviert wird. Des Weiteren muss er ein habitualisiertes Interesse mitbringen, welches Voraussetzung ist, die fachspezifischen Interessensobjekte mit dem nötigen Ernst und mit der erforderlichen Ausdauer zu behandeln, auch um im Laufe des Studiums fachspezifisches Sprachkapital anzuhäufen. Dieses Sprachkapital beschränkt sich nicht auf die korrekte Verwendung des Fachvokabulars, sondern darüber hinaus wirkt es klassifizierend. Es ermöglicht, seine Benutzer zu taxieren, indem bestimmte Vokabulare bestimmten Theorietraditionen zugeordnet werden können.

Felder wirken auf den Akteur prädestiniert. Für den Akteur, der sich um Zugang bemüht, bleibt nur, sich den Grundregeln des Feldes zu unterwerfen, möchte er nicht seinen Ausschluss riskieren oder vorwegnehmen. Letztlich han-

delt es sich hierbei um die Anerkennung einer willkürlichen symbolischen Ordnung, die in der Lage ist, zu verschleiern, dass sie eine willkürliche Ordnung darstellt. Erst der diachrone Blick zeigt, dass die Ordnung, die für die Involvierten ganz natürlich erscheint, arbiträr ist. Für die Sprache gilt dies umso deutlicher: Das Ensemble von sprachlichen Fauxpas ist einerseits groß genug, um diejenigen aus dem Feld zu verbannen, die den Fauxpas als ihren gewöhnlichen Sprachgebrauch zu akzeptieren gelernt zu haben, andererseits ist die Sprache abseits des Fauxpas nicht überreguliert. Wir haben es in der Sprache mit einer spezifischen Form der symbolischen Herrschaft zu tun, die sich durchaus auf andere Herrschaftsverhältnisse, wie der der männlichen Herrschaft, übertragen lässt. Diese symbolische Herrschaft beruht nicht auf Befehl und Gehorsam, sondern auf der allseitigen Anerkennung der ihr zugrundeliegenden symbolischen Ordnung.

Bourdieu vertritt die Ansicht, dass trotz der spezifischen Varianz der Felder „*allgemeine Gesetze*“ konstatiert werden können, die bewirken, dass wir neben ihrer Spezifik etwas „über die universalen Mechanismen von Feldern [Hervorhebung im Original]“ (Bourdieu 1993b: 107) lernen. Die Universalität der Felder besteht im Herrschaftsverhältnis. Austauschbar sind jedoch die Akteure und Themen, die herrschen.

Die Struktur des Feldes gibt den *Stand* der Machtverhältnisse zwischen den am Kampf beteiligten Akteuren oder Institutionen wieder bzw., wenn man so will, den *Stand* der Verteilung des spezifischen Kapitals, das im Verlauf der Kämpfe akkumuliert wurde und den Verlauf späterer bestimmt [Hervorhebung im Original] (Bourdieu 1993b: 108).

In diesem stark auf Inklusion und Exklusion ausgerichteten Sinne ist ‚Feld‘ diejenige „Komponente der Theorie Bourdieus, die stark strukturalistische Züge trägt“ (Auer 1999: 242). Mit den Begriffen Feld und Kapital, wobei betont sei, dass Kapital als Machtressource immer nur in Verbindung mit einem Feld zu denken ist, auf dem es einen Wert hat, beschreibt Bourdieu die Bedingungen, die Akteure vorfinden und mit denen sie sich arrangieren müssen. Doch auch Felder bieten Handlungsspielräume: Von außen betrachtet haben wir es mit Spielfeldern zu tun²⁴, innerhalb derer Definitionskämpfe ausgetragen werden,

24 Hinter der Spielmetapher soll nicht verborgen werden, dass auf Feldern zu agieren, für die Akteure keineswegs bedeutet, ein Spiel zu spielen.

die die Relevanzen des Feldes betreffen. Hierbei bilden sich Fraktionen²⁵ heraus, die als Spieler und Gegenspieler in Erscheinung treten und um die begriffliche Vorherrschaft ringen. Unter anderen aufgrund dieser systemimmanenten Auseinandersetzungen kommt es zu Effekten des Wandels, zu „*Teilrevolutionen*, die im Feld stattfinden“, durch die aber „die Grundlagen des Spiels selbst, seine Grundaxiomatik, der Grundstock letzter Überzeugung, auf denen das ganze Spiel beruht, nicht in Frage gestellt [Hervorhebung im Original]“ (Bourdieu 1993a: 110) wird. Diese Grundüberzeugung nennt Bourdieu auch *Illusio*. Die *Illusio* ist der ideologische Kitt, der ein Feld zusammenhält. Es ist der gemeinsame Glaube an die Sinnhaftigkeit und Ernsthaftigkeit des eigenen Tuns.

Indem ein Akteur auf einem Feld handelt, bedient er sich einer Strategie. Dies zu betonen, erscheint mir wichtig, da „dem Strategiebegriff auch in anderen sozialwissenschaftlichen Ansätzen, namentlich der Rational-Choice- und den Spieltheorien, eine maßgebliche Bedeutung“ (Schwingel 1995: 96) zukommt, von deren Prämissen sich Bourdieu verschiedentlich distanziert.

Nicht die intentional ausgeführte, den subjektiven Berechnungen eines erfolgsorientierten Subjekts entspringende strategische Handlung, sondern die vom praktischen Sinn des Habitus generierte Praxis steht bei Bourdieu im Mittelpunkt (Schwingel 1995: 96f.).

Statt den Habitus gegen das Kalkül ins Feld zu führen, soll der Strategiebegriff rekonstruktiv, ähnlich wie der Sinnbegriff Webers, gebraucht werden. In dieser Perspektive bilden beide Modi des Handelns, also die Ausführung eines Kalküls oder der Instinkt des Habitus, keinen Widerspruch. Soziales Handeln kann sowohl von außen als auch von innen intentional erscheinen, wie auch in der Perspektive der Akteure als eine Verkettung von „Zufällen“ und „Schicksalsschlägen“, welche sich wissenschaftlich rekonstruiert in eine Kette strategischer Investitionen fügt, für die die Akteure u. U. blind sind.

Auer (1999: 243) verweist auf die Äquivalenz der Begriffe (soziales) Feld und (sprachlicher) Markt, wenngleich er auf ihre unterschiedliche Metaphorik verweist. Im Rahmen des Feldbegriffs finden sich eher Raum- und Spielmetaphern,

25 „Diejenigen, die bei gegebenem Kräfteverhältnis das spezifische Kapital - Grundlage der Macht oder der für ein Feld charakteristischen spezifischen Autorität - (mehr oder weniger vollständig) monopolisieren, neigen eher zu Erhaltungsstrategien - Strategien, die im Feld der Produktion kultureller Güter tendenziell die *Orthodoxie* vertreten -, die weniger Kapitalkräftigen dagegen (die oft die Neuen und damit meist Jüngeren sind) eher zu Umsturzstrategien- Strategie der *Häresie*“ Bourdieu (1993b: 109).

während im Marktbegriff der Ökonomiegedanke stärker betont wird. Aber auch analytisch lassen sich beide Begriffe trennen: Spezifische Felder können spezifische sprachliche Märkte hervorbringen, müssen es aber nicht. Sprachliche Märkte setzen jedoch Felder voraus, auf denen Sprache als Machtressource anerkannt ist. Doch der Einschätzung Auers (1999) ist im Grundsatz zuzustimmen: Sprachmärkte und Felder weisen die gleichen Eigenschaften auf:

- sprachliche Märkte sind gekennzeichnet durch sprachliche Institutionen, die markierend wirken,
- um erfolgreich auf einem Sprachmarkt agieren zu können, bedarf es habitualisierten Sprachkapitals, also der Fähigkeit, sozial akzeptierte Sätze bilden zu können,
- dem sprachlichen Markt liegt ebenfalls eine *Illusio* zugrunde.

Für Bourdieus Verständnis von sprachlichen Märkten ist der Begriff der sozialen Akzeptabilität von großer Bedeutung, wobei der Marktbegriff selbst auf die unterschiedlichsten kommunikativen Situationen angewendet wird:

Ich benutze das Wort Markt in einem sehr weiten Sinne. Ich finde es legitim, sowohl die Beziehung zwischen zwei Hausfrauen, die sich auf der Straße unterhalten, als auch den schulischen Raum oder die Situation jener Interviews, mit denen Führungskräfte rekrutiert werden, als *sprachlichen Markt* zu bezeichnen (Bourdieu 1993b: 102).

Gewiss sind die von Bourdieu angesprochenen Situationen von vornherein von einem unterschiedlichen Herrschaftsgefälle geprägt, d. h. dass ihnen unterschiedliche Felder zugrunde liegen: Das informelle Gespräch auf der Straße findet mutmaßlich auf Augenhöhe statt und die Einsätze sind denkbar gering, wenn überhaupt vorhanden. An anderer Stelle definiert Bourdieu sprachlichen Markt wie folgt: „Ein sprachlicher Markt ist immer dann vorhanden, wenn jemand einen Diskurs im Hinblick auf Empfänger produziert, die imstande sind, ihn zu taxieren, einzuschätzen und ihm einen Preis zu geben“ (Bourdieu 1993b: 117). In diesem Sinne stellen Situationen, in denen um einen Gewinn gespielt wird, wie die genannten Rekrutierungsinterviews, immer sprachliche Märkte *par excellence* dar, da für diese Situationen bereits definiert ist, wer taxiert und wer taxiert wird. Folglich stützen sich Bourdieus Analysen sprachlicher Märkte auf ausreichend institutionalisierte Märkte, also auf Märkte, die mehr oder weniger klare Verhältnisse aufweisen, wie z. B. die Schule.

Bourdieu's Ausführungen zu sprachlichen Märkten sind durch einen Mangel an empirischer Forschung gekennzeichnet, was dazu führt, dass Bourdieu sprachliche Märkte recht schematisiert und typisiert darstellt und damit der Aspekt des Verhandelns bzw. des Ringens auf sprachlichen Märkten etwas ins Hintertreffen gerät: So setzen Bourdieu's Ausführungen zu dem Themenfeld sozialer Akzeptanz sprachlicher Ausdrücke stets eine binäre Struktur voraus, also Varianten, die in Opposition zueinander stehen:

[D]as Kommunikationsverhältnis [...] ist auch ein ökonomisches Verhältnis, bei dem es um den Wert dessen geht, der spricht: Hat er gut gesprochen, hat er schlecht gesprochen? Ist er brilliant, ist er nicht brilliant? Kann man ihn heiraten, kann man ihn nicht heiraten? (Bourdieu 1993b: 94f.).

Kurz gesagt geht es bei sozialer Akzeptanz um die Opposition legitime oder illegitime Sprache. Eine solche binäre Struktur kann m. E. jedoch nur synchron für krisenlose und krisenunanfällige Märkte gelten; also nur, wenn alle Beteiligten den Bedingungen des Marktes zustimmen und sie nicht infrage stellen. Ein solcher Markt wäre vollkommen statisch und seine institutionellen Voraussetzungen total (vgl. Kapitel 1. 2). Vielmehr, und das gehört zur Dynamik der Felder und Märkte, sind Sprachmärkte ganz im Sinne des Begriffs der Institution potenziell krisenanfällig bzw. wandelbar: Je nach Bedingungen der Märkte kann die Frage nach sozialer Akzeptabilität aufgeworfen werden und zu einer Transformation des Marktes führen. Damit werden mehr oder weniger partiell eine Krise und mit ihrer Überwindung neue Spielräume für zukünftige Veränderungen geschaffen.

Bourdieu (1992: 115) gibt die Formel aus: „sprachlicher Habitus + sprachlicher Markt = sprachlicher Ausdruck, Diskurs“, ohne jedoch, eine für die Sprachwissenschaften relevante Aufgabe, die konkreten sprachlichen Ausdrücke zu explizieren. Welche sprachlichen Ausdrücke in Bezug auf bestimmte sprachliche Märkte als legitim und damit sozial anerkannt sind, wird nur allgemein thematisiert:

In Wirklichkeit besteht eine soziologisch definierte Akzeptabilität nicht nur darin, daß eine Sprache korrekt gesprochen wird: In bestimmten Fällen, wenn es zum Beispiel darauf ankommt, sich lässig zu geben, kann ein allzu untadeliges Französisch geradezu unakzeptabel sein (Bourdieu 1993b: 116f.).

Für sprachwissenschaftliche Forschung drängt sich die Frage auf, welche sprachlichen Merkmale ein „untadeliges Französisch“ und, im Gegensatz dazu, welche Merkmale Lässigkeit markieren. Aus diesen Gründen möchte ich mich der Meinung Auers (1999) anschließen, dass Bourdieus Ausführungen zum Themenkomplex Sprache eher theoretischer Wert zukommt.

Auf der Ebene der Theoriebildung kann man immerhin feststellen, daß es Bourdieu (mehr als zum Beispiel Bernstein oder Labov) gelungen ist, die Frage nach der gesellschaftlichen Bewertung sprachlicher Ausdrucksformen [...] aufzuwerfen (Auer 1999: 251).

Dabei möchte ich einen Schritt weiter gehen und expliziter formulieren, dass die Überlegungen Bourdieus gerade dazu auffordern, sprachbezogene Bewertungen als eine Strategie der sozialen Distinktion und damit als ein Verhältnis, welches durch Exklusion und Inklusion strukturiert ist, zu analysieren und somit in einen herrschaftsanalytischen Kontext zu stellen. Hierbei wird das Sprachwissen im Sinne der oben ausgeführten Definition als Objektivation habitusspezifischer Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsschemata gedeutet, welche gewinnbringend auf denjenigen Feldern, wo es erforderlich ist, eingesetzt werden können. Forschungsleitend ist der Gedanke, dass Sprachwissen habitusspezifisch verteilt ist, wobei es sich um denjenigen Teil der Forschungsfrage handelt, der mittels quantitativer Methodik untersucht wird (vgl. Kapitel 4). Welchen Reim sich Sprecher auf Sprache im Einzelnen machen, welchen Stellenwert sie der Sprache in ihren Handlungen einräumen, welche Werturteile und Strategien sie dem Sprechen als soziale Praxis zugrunde legen und von welchen Bedingungen dies abhängt, kurz: Welche sprachliche spontanlinguistische Theorie bzw. Ideologie dem Sprechen zugrunde liegt, soll in Kapitel 3 auf Grundlage leitfadengestützter Interviews interpretativ dargestellt werden.

2 Methodologie und Methode qualitativer und quantitativer Interviewforschung

Quantitative Methoden nehmen innerhalb der Humanwissenschaften eine dominante Rolle ein.²⁶ Sie können als etablierter Standard bezeichnet werden. Auch wenn dies nicht mit heuristischen Kriterien allein begründbar ist, schließlich sind qualitative Studien arbeits- und kostenintensiv, hat dies mehrere Folgen: Zum einen lässt dies den Methodenteil qualitativer Forschungsarbeiten massiv anschwellen, um die qualitative Methode zu rechtfertigen. Umgekehrt kann der Methodenteil quantitativer Arbeiten recht schmal bleiben: Standards bedürfen keiner besonderen Rechtfertigung.²⁷ Methoden zu rechtfertigen, heißt aber auch, diese zu reflektieren und ihre Eignung für die jeweilige Forschungsabsicht einer Prüfung zu unterziehen. Mit Sicherheit ist eine Reflexion der Methoden kein Garant dafür, auch tatsächlich dem Gegenstand angemessene Methoden auszuwählen. Dort wo eine solche Reflexion jedoch unterbleibt, wird die Beantwortung dieser Frage im günstigsten Falle der Routine und im schlechtesten Falle dem Zufall überlassen. Dieses Kapitel verfolgt also vorrangig zwei Ziele: Zum einen soll begründet werden, weshalb die vorliegende Studie sowohl auf quantitative als auch auf qualitative Methoden setzt, und zum anderen soll das qualitative Forschungsdesign, welches sich an der sog. Grounded Theory orientiert, im Einzelnen vorgestellt und begründet werden. Die Probleme, welche mit quantitativen Methoden verbunden sind, man denke an Begriffe wie Objektivität, Validität, Rentabilität werden als weitgehend bekannt vorausgesetzt oder sind in Kapitel 2. 1 integriert. Hier werden Unterschiede und Gemeinsamkeiten beider Forschungsstile dargestellt.

Im Forschungsprozess werden Entscheidungen getroffen, die das Ergebnis beeinflussen. Als Beispiel sei die Wahl des Skalen-Niveaus, die Reihenfolge der Items oder die Wahl der Interviewpartner genannt. Hierbei handelt es sich in Anlehnung an Schütz (1971) um problematische Alternativen. Vielleicht kann man sagen, dass da, wo objektivierbare Entscheidungskriterien fehlen, welche erfun-

26 Laut Schnell u. a. (1999: 298) gelten quantitative Methoden als Königsweg der empirischen Sozialforschung.

27 Anderer Meinung ist Flick (2007) als Vertreter eines qualitativen Forschungsstils: „Auch wenn Kritik, Vorbehalte und Vorurteile gegenüber qualitativer Forschung nicht verstummt sind, kann man doch feststellen, dass sie sich etabliert und konsolidiert und im Sinne von Thomas Kuhn (1962) den Status einer paradigmatischen ‚normal science‘ erreicht hat“ Flick (2007: 13).

den werden müssen, um den Anspruch wissenschaftlicher Strenge zu genügen. Infolgedessen werden subjektive Vorlieben oder pragmatische Gründe entweder unsichtbar gemacht bzw. verschwiegen oder in Heuristiken transformiert. Dies dient der Verschleierung dessen, was eigentlich transparent gemacht und zur Diskussion gestellt werden müsste: die Grenzen und Reichweite von Methoden und Forschungsergebnissen.

In Kapitel 2. 1 werden Unterschiede und Gemeinsamkeiten qualitativer Forschung derart zusammengefasst, dass der Common Sense der einschlägigen Literatur wiedergegeben wird. Hierzu wird das Thema in drei Teilbereiche unterteilt, welche Kapitel 2. 1 seine Struktur geben. Sie lauten: Methodologischer Überbau (Kapitel 2. 1. 1), Forschungsgegenstand (Kapitel 2. 1. 2) und Methode (Kapitel 2. 1. 3). Nach der Darstellung der jeweiligen Forschungstradition und Prämissen erfolgt ein Plädoyer für eine Integration qualitativer und quantitativer Methodik in Kapitel 2. 1. 4. Zentrales Argument bildet hier eine Methodenkritik vom Standpunkt des jeweils anderen Paradigmas. In Kapitel 2. 2 wird das qualitative Forschungsdesign in Grundzügen dargestellt und in Kapitel 2. 3 das quantitative.

2.1 Unterschiede und Gemeinsamkeiten qualitativer und quantitativer Methodik

Tabelle 3 zeigt Begriffspaare anhand derer in der Methodenliteratur (Bohnsack 2007; Brüsenmeister 2008; Flick 2002, 2007; Kelle 2008; Lamnek 1995; Mayring 2002, 2008; Rosenthal 2008) Unterschiede zwischen quantitativer und qualitativer Methodik verdeutlicht werden. Wenngleich der Forschungsgegenstand einer Wissenschaft immer auch Teil methodologischer Überlegungen ist, so erschien mir an dieser Stelle eine vom methodologischen Überbau getrennte Darstellung desselben sinnvoll, da eine Kritik der jeweiligen Standpunkte nicht ohne eine Würdigung des unterschiedlichen Ziels empirischer Forschung zu haben ist. Zudem nimmt die Gegenstandsadäquatheit einen wichtigen Posten innerhalb der Debatte um Unterschiede und Gemeinsamkeiten quantitativer und qualitativer Forschung ein.

Tabelle 3: Quantitative und qualitative Forschung im Vergleich

	Quantitative Forschung	Qualitative Forschung
Methodologischer Überbau	Deduktion	Induktion (bzw. Abduktion)
	lineares Forschungsdesign	zirkuläres Forschungsdesign
	hypothesenprüfend	hypothesengenerierend
Methodisches	geschlossen (standardisiert)	offen
	vorstrukturierend	nachstrukturierend
	repräsentatives Sampling	theoretisches Sampling
	große Stichprobe	kleine Stichprobe
Forschungsgegenstand	Quantifizierung von Kategorien	Kategorien(system) der Informanten
	Makroperspektive	Mikroperspektive

Im Folgenden werden die jeweiligen thematischen Teilbereiche nacheinander behandelt. Dabei werden die einzelnen Begriffspaare erläutert und ihrer Konstruktionen als Gegensatz einer Prüfung unterzogen. Am Ende soll so eine Grundlage für eine Methodenintegration geschaffen sein, welche die Stärken und Schwächen der jeweiligen Methoden vom Standpunkt des jeweils anderen Paradigmas zu formulieren vermag.

2.1.1 Methodologischer Überbau

Betrachten wir zunächst den methodologischen Überbau des quantitativen Forschungsstils und folgen dabei dem Beispiel von Bohnsack (2007) und nehmen die Darstellung des Kritischen Rationalismus zum Ausgangspunkt unserer Überlegungen. Der Kritische Rationalismus, als dessen Begründer Karl Popper gilt, fußt auf der Überlegung, dass der „Turmbau der Wissenschaft“ nur durch Falsifikation theoretischer Sätze, der sogenannten Basissätze, gelingen kann. „Wir halten nun zwar die wissenschaftlichen Theorien nicht für begründbar (verifizierbar), wohl aber für nachprüfbar“ (Popper 1984: 18). Folglich spricht man von Verfahren, die sich implizit oder explizit am Kritischen Rationalismus orientieren, von hypothesenprüfenden Verfahren. In der Tradition des Kritischen Rationalismus wird eine induktionslogische Forschungspraxis für ungültig erklärt

und Deduktionen zum Ausgangspunkt wissenschaftlich gültiger Aussagen gemacht. Was jedoch das Verhältnis von Begriff und Anschauung bzw. von Theorie und Empirie anbelangt, so fehlt jegliche Vermittlung. Da eine Begründung der Genese jener Begriffe, auf denen Basissätze beruhen, logisch nicht geleistet werden kann, weil sie zu einen unendlichen Regress führen, wird der ganze Bereich der „Theoriegenese aus der forschungslogischen Betrachtung“ (Bohnsack 2007: 16) ausgeklammert:

Die Methode der kritischen Nachprüfung, der Auslese der Theorien, ist nach unserer Auffassung immer die folgende: Aus der vorläufig unbegründeten Antizipation, dem Einfall, der Hypothese, dem theoretischem System, werden auf logisch-deduktivem Weg Folgerungen abgeleitet (Popper 1984: 7).

Eine Begründung des Einfalls erfolgt nicht, schließlich ist dies nicht nötig, geht es doch lediglich darum, falsche Einfälle anhand von Beobachtungen, in der Terminologie des Kritischen Rationalismus auch Protokollsätze genannt, auszusondern. Folgerichtig wird zwischen der objektiven Wissenschaft und dem subjektiven Wissen der Wissenschaftler eine Grenze gezogen. „Wir unterscheiden scharf zwischen der objektiven Wissenschaft und ‚unserem Wissen‘“ (Popper 1984: 64).

Die Trennung zwischen „objektiver Wissenschaft“ und „unserem Wissen“ kann freilich nur als eine methodische verstanden werden und soll hier den ersten Bezugspunkt bilden, an dem eine sinnvolle Ergänzung eher induktiver und eher deduktiver Forschungsstile ansetzen kann. Denn von qualitativer Seite wird argumentiert, dass mit der Ausklammerung des Bereichs der Begriffsgenese bzw. Hypothesenbildung ein Bereich nur scheinbar methodisch ausgeklammert wird, und, da Wissenschaft immer auch von Wissenschaftlern gemacht ist, einer methodischen Kontrolle bedarf. Statt also die Rolle des Forscher-Ichs aus dem wissenschaftlichen Erkenntnisprozess herauszuhalten, gilt es aus der Notwendigkeit eine Tugend zu machen und sie zu reflektieren. Mit dem Unterlassen einer Begründung des Einfalls geht zudem ein Unterlassen der Frage einher, wie Wissen systematisch zu verbreitern und zu bilden sei. Oder mit anderen Worten: Der Kritische Rationalismus gibt keinerlei Antwort auf die Frage, wie Hypothesen systematisch generiert werden können, weil er die Frage für unzulässig hält. Un-

ter anderem an diesem Punkt setzen die meisten qualitativen Verfahren an²⁸, weshalb sie auch als hypothesengenerierende bzw. explorative Verfahren bezeichnet werden.

Doch bei aller reinen Heuristik sollte mitbedacht werden, dass Wissenschaft bzw. wissenschaftliche Sätze auch immer unter den Bedingungen des wissenschaftlichen Alltags entstehen. Deshalb „kommt es im Forschungsalltag häufig auch zu einer ‚opportunistischen‘ Verwendung von Theorien. Theoretische Erklärungen werden den Beobachtungen aufgepfroft [sic!] oder passende Beispiele werden selektiv zur Bestätigung der Theorie herangezogen“ (Bohnsack 2007: 32). Es sind auch die Produktionsbedingungen, denen Wissenschaft unterliegt, die u.U. dazu führen, dass die Theorie der Datenlage bzw. die Datenlage der Theorie angepasst wird, was für sich genommen nicht verwerflich ist, aber, um den Ansprüchen der hypothesenprüfenden Verfahren zu genügen, zu Intransparenz führen kann, nämlich dort, wo an der Datenlage, also eher induktiv, gewonnene Thesen als vorab gebildete Hypothesen im Endbericht auftauchen. Insofern muss die dargestellte Linearität des Forschungsberichts nicht unbedingt die tatsächliche Linearität der Forschungspraxis abbilden. Wenn wir davon ausgehen können, dass auch Vertreter hypothesenprüfender Verfahren zuweilen in einen Datensatz schauen, um zu sehen, was er hergibt, so bröckelt an dieser Stelle die Gegenüberstellung von hypothesenprüfenden und -generierenden Verfahren. Man findet sie in aller idealen Strenge lediglich in methodologischen und methodischen Abhandlungen und nicht in der Forschungspraxis.

Dieser Bruch findet sich bereits in dem Begriff der Abduktion, welche in Tab 2. der qualitativen Seite zugeschrieben ist. Mit dem Begriff der Abduktion ist der Versuch verbunden, das Dilemma der Logik „aufzulösen“, welches darin besteht, zwar wahre Sätze von falschen mittels Schließverfahren trennen zu können, aber nichts über den Wahrheitsgehalt und der Genese jener Sätze sagen zu können, die als Basis des Schlusses dienen.²⁹ Der Begriff der Abduktion, so wie er gegenwärtig verwendet wird, geht auf Charles Sanders Peirce zurück, welcher die Abduktion als „das einzige wirklich *erkenntniserweiternde* Schlussverfahren“ (Reichert 2007: 276) charakterisiert, womit zugleich die Hoffnung, auf

28 Das Konzept der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring (2008) stellt hier eine prominente Ausnahme dar, da sie theoriegeleitet vorgeht.

29 Mit diesem Problem mussten sich die Logiker des Mittelalters nicht beschäftigen. Die Wahrheit galt schließlich als in der Schrift offenbart.

die Reichertz (2007: 276f.) insistiert, auf den Punkt gebracht ist: Bei der Abduktion handelt es sich um ein erkenntniserweiterndes Schlussverfahren. An dieser Stelle sei sogleich angemerkt, dass in der (ausgewerteten) Methodenliteratur keineswegs Einigkeit über den Begriff der Abduktion herrscht.³⁰ Die mit der Abduktion verbundene Hoffnung auf neue Erkenntnis mittels eines Schlussverfahrens ist zugleich der Springpunkt in der Auseinandersetzung um Abduktion.³¹ Volli (2002: 178) beispielsweise vermeidet das Kompositum *Schlussfolgerung* und spricht stattdessen lediglich von einer *Folgerung*.

Die sozialwissenschaftliche Literatur ist sich darin einig, dass die Abduktion als eine geistige Operation anzusehen ist, deren Ergebnis die Formulierung einer Regel bzw. Erklärung darstellt, für ein Phänomen, für das vor der Abduktion keine Regel bzw. Erklärung vorlag.³² Entscheidend in Abgrenzung zu den Schlussverfahren Deduktion und Induktion ist das Hinzukommen einer neuen Qualität, die nicht im Schlussverfahren begründbar ist und damit potenziell risikobelastet ist.

Keller (1995) erklärt die Abduktion anhand von Syllogismen. Sie verdeutlichen, worin die neue Qualität der Abduktion besteht:

Tabelle 4: Schlussverfahren nach Keller (1995: 140)

	Deduktion	Induktion	Abduktion
erste Prämisse	Sokrates ist ein Mensch. (1)	Sokrates ist ein Mensch. (1)	Sokrates ist sterblich. (3)
zweite Prämisse	Alle Menschen sind sterblich. (2)	Sokrates ist sterblich. (3)	Alle Menschen sind sterblich. (2)
Schlussfolgerung	Sokrates ist sterblich. (3)	Alle Menschen sind sterblich. (2)	Sokrates ist ein Mensch. (1)

Der deduktive Schluss folgt sicher aus den Prämissen. Die induktive Schlussfolgerung folgt zwar nicht sicher aus den gegebenen Prämissen, kann aber im Zweifel überprüft werden. Die Abduktion jedoch folgt weder sicher aus den ge-

30 So spricht Reichertz (2007: 277) von einem „weit verbreitetem Missverständnis der Peirceschen Position“. Kelle (2008: 128) wiederum hält Reichertz ein „grundlegendes Missverständnis“ vor.

31 Meines Erachtens kann die Abduktion ganz im Sinne neuer Erkenntnis vom Satz *Menschen verfügen über (Regel)wissen* deduziert werden. Da es nicht immer Menschen gab, gab es nicht immer Regelwissen. Ergo muss dieses Regelwissen nicht nur eine Genese haben, sondern zu einem bestimmten Zeitpunkt neu, ganz im Wortsinn von zum ersten Mal dagewesen sein.

32 Vgl. hierzu Reichertz (2007: 280f.), Kelle (2008: 129) und Rosenthal (2008: 60).

gebenen Prämissen, noch lässt sie sich überprüfen. Sie bezeichnet also das ungesicherte Schließen *auf* eine Regel bzw. Erklärung. Sowohl bei induktiven als auch bei abduktiven Schlüssen handelt es sich um hypothetische Schlussfolgerungen. „Hypothetische Schlussfolgerungen sind mehr oder weniger unsichere Vermutungen, manchmal sogar kühne und gefährliche Schritte (Peirce, 2.632), auf jeden Fall Akte ‚extrem fehlbare(r) Einsicht‘ (Peirce, 5.181)“ (Kelle 2008: 90). Der kategoriale Unterschied zwischen Induktion und Abduktion besteht laut Kelle darin, ob eine neue Regel „erschlossen“ wurde oder nicht. Dieser Unterschied findet sich pointiert bei Kelle (2008: 195), indem er die Abduktion als hypothetische Schlussfolgerung zur Konstruktion von Regelwissen von der (qualitativen) Induktion als hypothetische Schlussfolgerung aufgrund von vorhandenem Regelwissen abgrenzt.³³ Insofern verwundert es nicht, dass Reichertz (2007) in seiner Darstellung der Abduktion zwei Strategien nennt, um Abduktionen zu ermöglichen bzw. zu begünstigen, die beide jeweils darauf hinauslaufen, den Verstand - sprich unser Regelwissen - auszuschalten: Man soll entweder „ohne ein bestimmtes Ziel seinen Geist wandern lassen“ (Reichertz 2007: 283) oder echtem Handlungsdruck und Angst unterliegen. Dass Not unter anderen erfinderisch macht, gehört ebenfalls zum Repertoire des Alltagsverstandes wie die Einsicht, dass man neue Ideen bzw. Kreativität nicht erzwingen kann. Dabei ist die Nähe der Abduktion zur Logik des Alltagsverstandes³⁴ kein prinzipielles, sondern ein definitorisches Problem - es hängt ganz davon ab, ob wir annehmen, ob sich der Alltagsverstand qualitativ vom Wissenschaftsverstand unterscheidet oder ob sich wissenschaftliche Kategorien und Erklärungen lediglich durch einen höheren Grad der Reflexion im Vergleich zu den Kategorien des Alltags auszeichnen.

Doch das eigentliche Problem liegt m. E. nicht in der Nähe der Abduktion zum Alltagsverstand³⁵, sondern in der Frage, ob er in den Humanwissenschaften

33 „Die Abduktion sucht (wie bereits mehrfach gesagt) angesichts überraschender Fakten nach einer sinnstiftenden Regel, nach einer möglicherweise gültigen bzw. passenden Erklärung, welche das Überraschende an den Fakten beseitigt“ Reichertz (2007: 285).

34 Die Übernahme einer Erkenntnisweise des Alltags in die Wissenschaft seitens Peirce mag nicht verwundern, gilt er doch als Begründer des Pragmatismus: „Abduktion wird zu einem Brückenkonzept zwischen Wissenschaftsphilosophie und pragmatistischer Handlungstheorie“ Kelle (2008: 124).

35 Für Kelle (2008) dient dies gerade als Begründung, die Abduktion als Schlussverfahren einzusetzen, da nur auf diesem Wege, die Erklärungen die sich die Akteure von ihrer Welt machen, nachvollzogen und ihrerseits erklärt werden können.

zweifelsfrei und für jedermann transparent, angewendet werden kann. Denn es müsste ja möglich sein, diejenigen Theorien, welche auf Induktionen beruhen, von denjenigen, welche auf Abduktionen beruhen, für Dritte nachvollziehbar zu unterscheiden. Hierzu müsste der Begriff des Neuen - schließlich dient er als Kriterium, die Abduktion von der qualitativen Induktion zu unterscheiden - genauer bestimmt sein, als dies bisher der Fall ist. Dieser bleibt in der Methodenliteratur entweder völlig unterterminiert oder schwankt zwischen einer a) generativen Bedeutungskomponente, welche darauf hinausläuft, dass das Neue im Neuen darin besteht, dass Altes auf andere bzw. neue Art zusammengesetzt wird³⁶, und b) einer Bedeutungskomponente, die im Neuen eine Urschöpfung sieht. Beide Bedeutungsvarianten ziehen wiederum Fragen nach sich: Wenn a) gilt, kann dann noch von Abduktion die Rede sein oder läge hier nicht eben eine Induktion vor? Können sich generative Prozesse nicht durchaus mittels des Verstands, also regelgeleitet, vollziehen? Alternative b) kann kaum sinnvoll transparent gemacht werden. Ich halte eine transparente Unterscheidungsmöglichkeit zwischen Induktion und Abduktion mangels explizierter Kriterien für nicht gegeben. Folglich soll der Begriff der hypothetischen Schlussfolgerung als Oberbegriff für diejenigen Verfahren genügen, die nicht nur Sätze aus einem gegebenen Satz deduzieren, sondern geeignet sind, diejenigen Sätze, wenn auch hypothetisch, zu rechtfertigen, aus denen weitere Sätze deduziert werden können. Insofern mögen hypothetische Schlussfolgerungen eine solidere Basis für weitere Deduktionen darstellen als die „unschuldigen“ Basissätze bei Popper. Sowohl die Anwesenheit des Risikos eines Fehlschlusses als auch das Bewusstsein über problematische Erklärungsalternativen sollten zur wissenschaftlichen Behutsamkeit mahnen und liefern ein gutes Argument gegen Dogmatismus. Die Behutsamkeit resultiert aus der besonderen gesellschaftlichen Verantwortung des Humanwissenschaftlers, da seine Sätze und aufgestellten Erklärungen, so risikoreich und problematisch sie auch sein mögen, Wirklichkeiten verändern können. Dies widerspricht der von Popper postulierten Unschuld wissenschaftlicher Hypothesen. Popper gesteht zwar ein, dass Basissätzen der Charakter eines Dogmas zukommt. Er meint hierzu jedoch: „Diese Art von Dogmatismus ist harm-

36 Vgl.: „Die Fähigkeit zu guten abduktiven Schlussfolgerungen hängt [...] entscheidend von dem bisherigen Wissen des Akteurs ab, das es ihm ermöglicht, eine Anomalie als solche wahrzunehmen und das als Material für die Formulierung von neuen Erklärungen oder neuen Handlungslinien dient“ Kelle (2008: 125f.).

los, denn sie können ja, falls doch noch ein Bedürfnis danach auftreten sollte, weiter nachgeprüft werden“ (Popper 1984: 70). Diese Harmlosigkeit ist Folge der Aufgabe des Wahrheitsanspruchs. Der Turmbau der Wissenschaft besteht schließlich nicht aus wahren Sätzen, sondern aus der Selektion der als falsch entlarvten Sätze. Gleichwohl verhält es sich so, dass wissenschaftliche Hypothesen ganz und gar nicht unschuldig sind, sondern wissenschaftliche „Erkenntnisse“ zum Teil unsere Wirklichkeit verändern, indem sie ideologische Kraft entfalten und auf gesellschaftliche Prozesse Einfluss nehmen.

Zusammenfassend kann man bisher sagen, dass der Gegensatz zwischen den beiden Forschungsstilen, welche den methodologischen Überbau betreffen, zum Teil lediglich Unterschiede auf dem Papier darstellen. Mit dem Begriff der hypothetischen Schlussfolgerung wurde zudem ein Begriff eingeführt, der das von Popper aufgestellte Forschungsprogramm sinnvoll ergänzt, da er einen Rahmen liefert, den gesamten Bereich der Hypothesen- und Begriffsbildung zu reflektieren.

2.1.2 Forschungsgegenstand

Die Konstituierung des Forschungsgegenstandes nimmt in den Methodendiskussionen eine zentrale Position ein. Zwar scheint über die methodischen Lager hinweg, Einigkeit darüber zu bestehen, dass die Methoden dem Gegenstand angemessen gewählt werden müssen. Dissens allerdings besteht in der Frage, wie diese Gegenstandsadäquatheit realisiert werden soll.

Während Vertreter der quantitativen Tradition nach wie vor die mangelnde Repräsentativität der Fallauswahl in der qualitativen Forschung und die mangelhafte Objektivität der Datenerhebung und -analyse monieren, wird der quantitativen Forschung von Vertretern der anderen Seite ein mangelhafter Gegenstandsbezug und daraus folgend eine Irrelevanz ihrer Ergebnisse vorgehalten (Kelle 2008: 52).

Qualitative Forschung nimmt eher eine Mikroperspektive und quantitative Forschung eher eine Makroperspektive ein. In ihren Reinformen geht es hierbei darum, in welchem Ausmaß eine subjektivistische bzw. objektivistische Position eingenommen wird. Zwar gibt es auch innerhalb des qualitativen Forschungsstils unterschiedliche Auffassungen über den Grad der Faktizität bzw. Objektivität der sozialen Wirklichkeit, wie das folgende Zitat zeigt, jedoch wird die soziale Wirklichkeit in aller Regel als derart komplex und von der Perspektive des (so-

zialen) Ichs abhängig begriffen, dass standardisierte Verfahren und deren statistische Auswertungsmethoden ungenügend erscheinen, diese Komplexität zu erfassen, ohne dass hierbei der Anspruch auf „Wissenschaftlichkeit“ aufgegeben wird.

Im Rückblick auf die Diskussionen der letzten Jahre im deutschen Sprachraum zeigt sich, daß sich diese an drei grundsätzlichen Positionen orientiert: einerseits an der Tradition des *symbolischen Interaktionismus*, der eher subjektiven Bedeutungen und individuellen Sinnzuschreibungen nachgeht, andererseits der *Ethnomethodologie*, die an Routinen des Alltags und ihrer Herstellung interessiert ist, und schließlich von *strukturalistischen* oder *psychoanalytischen* Positionen, die von Prozessen des psychischen oder sozialen Unbewußten ausgehen (Flick 1995: 28).

Wenngleich hier der Handelnde in seinen Möglichkeiten zu handeln immer weiter durch z. B. Routinen oder vorgefundene Strukturen beschnitten wird, so steht hier trotzdem bei allen Positionen das Individuum im Mittelpunkt des Interesses. Umgekehrt vernachlässigen quantitative Forscher die Möglichkeit der subjektiven Weltauslegung eher und wenden sich stattdessen den Spielregeln zu, welche das Spiel des Sozialen objektiv, das heißt unabhängig vom Willen der Mitspieler, konstituiert.

Diese beiden Grundpositionen (Mikro- und Makroperspektive) werden im Übrigen auf der Ebene der Datenerhebung gespiegelt. Die Indexikalität nach Garfinkel (vgl. Auer 1999: 127–135) sprachlicher Mittel macht ein methodisch kontrolliertes Fremdverstehen notwendig, welches darin bestehe, die kommunikativen Mittel selbst zum Forschungsgegenstand bzw. zum Gegenstand der Explikation zu machen. Da indexikale Ausdrücke zwar selbst nur mittels indexikaler Ausdrücke erklärt werden können, ist auch hier die Explikation nur bis zu einem gewissen Grade möglich. Jedoch, und das werden quantitative Forscher nicht leugnen, ist es in nicht-standardisierten Interviewsituationen viel eher möglich, nach Bedeutungen und subjektiven Sinngebungen zu fragen und sie selbst zum Gegenstand von Forschung zu machen. Umgekehrt wird im Rahmen quantitativer Forschung der Fragebogen als Messinstrument definiert. So muss im Rahmen standardisierter Fragebogenerhebungen von der Prämisse ausgegangen werden, dass sowohl der Fragebogenkonstrukteur als auch der Wissenschaftler, der die Messergebnisse auswertet bzw. interpretiert, und der Interviewte sich verstehen bzw. über das gleiche Relevanzsystem verfügen. Ein Punkt, der von qualitativen Forschungstraditionen aufgenommen und kritisiert wurde:

Die These von der grundlegenden Unhintergebarkeit der Interpretationsleistung und des Alltagswissens der Akteure lieferte ein entscheidendes Argument für die Kritik am quantitativen Mainstream und zur Rechtfertigung qualitativen Forschungshandelns. Die Verwendung von ex ante Hypothesen und von standardisierten Erhebungsinstrumenten beruht nämlich auf der stillschweigenden Prämisse, dass ‚Beobachter und Forschungsobjekt gewöhnlich kulturelle Bedeutungen miteinander teilen‘ (Kelle 2008: 33).

Insofern ist es folgerichtig, dass die Diskussion der Begriffe Objektivität, Reliabilität und Validität als Gütekriterien der Messung (Diekmann 2004: 216) kommunikative Probleme des (Fremd)verstehens ausblendet. Zwar kennt auch quantitative Forschung Messfehler, wie soziale Gewünschtheit und Verzerrungen, welche beispielsweise durch das Beobachtungsparadoxon ausgelöst werden. Sie werden aber als ein Übel betrachtet, welches durch technische Raffinessen zu minimieren ist.

Mit dem Grad einer mikroperspektivistischen Position nimmt die Annahme über die Möglichkeit relevante, und sinnvolle Ergebnisse mittels standardisierter Erhebungen zu erzielen, ab. Der qualitativen Forschung geht es stattdessen darum, „ein Abbild der theoretisch relevanten Kategorien darstellen“ (Hermanns 1992: 116) zu können, statt eine Verteilung von bestimmten Kategorien, wie z. B. ‚Geschlecht‘, innerhalb einer Population zu zeigen. Auch wenn im Rahmen qualitativer Forschung gewissermaßen eine heimliche Quantifizierung betrieben wird - worin soll auch die Relevanz einer Kategorie bestehen, wenn nicht darin, dass sie im Material wiederholt vorkommt - kann jedoch trotzdem gesagt werden, dass das tatsächliche Auszählen von Häufigkeiten innerhalb qualitativer Forschung keine Rolle spielt und den Kern der quantitativen Forschung bildet. Die unterschiedliche Definition des Forschungsgegenstandes, Quantifizierung vorab gebildeter Kategorien einerseits und das Entdecken von Kategorien andererseits, scheint zunächst einer Methodenintegration im Wege zu stehen.

2.1.3 Methodische Unterschiede

In der vorliegenden Arbeit, und im Falle vieler anderer humanwissenschaftlicher Forschungsarbeiten, bedeutet Empirie, Daten anhand von Interviews zu gewinnen. Die Gestaltung der Interviews soll hier als ein Kriterium dienen, um qualitative und quantitative Methoden voneinander zu unterscheiden, wobei Interviews innerhalb des quantitativen Forschungsparadigmas möglichst geschlossen

und dementsprechend innerhalb des qualitativen Forschungsparadigmas möglichst offen gestaltet werden. In der Forschungspraxis ist absolute Offenheit bzw. Geschlossenheit nicht einzulösen. Vielmehr sind diese beiden Kategorien als Pole eines Kontinuums zu verstehen.

Quantitative Forscher in den Humanwissenschaften arbeiten hauptsächlich mit standardisierten Fragebögen, strukturieren also den Kommunikationsprozess zwischen Interviewtem und Interviewer weitgehend vor, was eine große Stichprobenzahl ermöglicht. Des Weiteren ist Repräsentativität ein erklärtes Ziel vieler standardisierter Umfragen. Das Postulat der Standardisierung als einzig zulässige Methode ist u. a. einer Orientierung an den Naturwissenschaften bzw. am naturwissenschaftlichen Experiment und der Forderung nach einer Einheitswissenschaft des Kritischen Rationalismus geschuldet. Denn erst die Standardisierung von Kommunikationsprozessen und die computergesteuerte Auswertung ermöglicht, dass Begriffe wie Objektivität, Realibilität und Validität, Einzug in die Humanwissenschaften finden konnten (Kelle 2008: 28). Der Nachteil von Fragebogenerhebungen hingegen besteht darin, im Zweifel nichts über das Relevanzsystem der Interviewten zu erfahren. Dieser Umstand führte in den Sozialwissenschaften zu einer mitunter recht hitzigen Debatte zu der Frage, ob quantitatives Forschungsdesign überhaupt in der Lage sei, dem Gegenstand des Sozialen in angemessener Weise Rechnung zu tragen. Auch in der Sprachwissenschaft gibt es Stimmen, die die Angemessenheit standardisierter Methoden infrage stellen (Tophinke u.a. 2006).

Die Datenbasis, die qualitativer Interviewforschung zugrunde liegt, ist hingegen das Ergebnis von Methoden, die dem Interviewten möglichst viel Raum zur Entfaltung des persönlichen Relevanzsystems lassen, wie z. B. teilnehmende Beobachtungen oder, wie in der vorliegenden Arbeit, leitfadengestützte Interviews. Folglich muss das Ergebnis, ein Beobachtungsprotokoll, ein Gesprächs-transkript oder ein sonstiges Dokument, im Nachhinein strukturiert werden. Entsprechend groß ist der Forschungsaufwand und dieser limitiert die Stichprobengröße.

Doch nicht nur die Stichprobengröße unterscheidet qualitative Forschungsarbeiten von quantitativen. Die Zielsetzung, die mit einer Stichprobe verbunden ist, unterscheidet sich in fundamentaler Weise: Quantifizierung von Kategorien auf der einen und Entdeckung von Kategorien auf der anderen Seite. Folglich gilt

für quantifizierende Forschung, nach Möglichkeit am Schreibtisch eine Grundgesamtheit zu definieren und das Stichprobenverfahren so zu wählen, dass die Stichprobe die Grundgesamtheit nach bestimmten Merkmalen möglichst exakt abbildet bzw. repräsentiert. Repräsentation in diesem Sinne ist für qualitative Forschung zweitrangig oder gar irrelevant, da ihr an der Rekonstruktion und Entdeckung sozial relevanter Kategorien liegt.

2.1.4 Fazit: Methodenintegration

Die Beurteilung der Gegenstandsadäquatheit der Methoden ist in hohem Maße von der Definition des Gegenstands abhängig und spielt auch für die Methodenintegration eine wichtige Rolle. Ein Gegenstand wird erst durch den Gesichtspunkt erschaffen: „Man kann nicht einmal sagen, daß der Gegenstand früher vorhanden sei als der Gesichtspunkt, aus den man ihn betrachtet“ (Saussure 2001: 9). In Kapitel 1. 2 wird das Sprachwissen als soziale Tatsache bestimmt. Soziale Tatsachen bzw. Institutionen im Sinne der phänomenologischen Wissenssoziologie zeichnen sich durch einen Doppelcharakter aus. Einerseits ist eine gewisse situationsübergreifende Stabilität der Institutionen überhaupt erst Bedingung für die Herausbildung von Institutionen. Andererseits sind Institutionen wandelbar und mitunter recht instabil. Kelle (2008) spricht bei solchen Gegenständen von Strukturen begrenzter Reichweite. Kelle (2008) definiert Strukturen begrenzter Reichweite wie folgt:

Das sind einerseits situationsübergreifende soziale Strukturen, die über längere Zeit relativ stabil sind, um sich dann in relativ kurzen Zeiträumen grundlegend [sic!] ändern und es sind andererseits solche sozialen Strukturen, die innerhalb einer bestehenden Gesellschaft eine begrenzte Heterogenität aufweisen (Kelle 2008: 63).

Methodenintegration bedeutet zunächst, die Möglichkeit der Methoden zu nutzen, um die blinden Flecke der jeweiligen Schule zu beseitigen. Der blinde Fleck quantitativer Methodik besteht m. E. im Verzicht auf eine systematische Theoriegenese. Das bedeutet nicht, dass im Rahmen quantitativer Methodik keine angemessene Theorie entstehen kann. Meines Erachtens wird auch im Rahmen quantitativer Methodik Theorie am Gegenstand entwickelt, zum Beispiel wenn ein statistischer Befund nicht in das tradierte Erklärungsmuster passt und zum Teil höchst spekulativ nach alternativen Theorien gesucht wird. Der Tätigkeit

der Hypothesenbildung kommt aber im Rahmen quantitativer Forschung ein untergeordneter Stellenwert zu. Umgekehrt kann quantitative Forschung Erkenntnisse liefern, für die die Akteure blind sind. So wird zum Beispiel in westlich-modernen Gesellschaften die Lebenspartnerwahl in das Konzept der Liebe eingeordnet und damit eher zufällig als strategisch interpretiert. Zahlreiche Untersuchungen belegen jedoch, dass die Partnerwahl im größeren Umfang auf den sozialen Statuserhalt zielt, als es die Akteure von sich selbst glauben. Auf der objektivierbaren Ebene kristallisieren sich Heiratsmuster heraus, die den Schluss zulassen, dass das Prinzip der Hochzeit eher dem Erhalt des sozialen Status bzw. dem sozialen Aufstieg dient (Hill u.a. 2004: 148ff.).

Grundsätzlich kann man unterstellen, dass das Sprachwissen des Sprachforschers sich vom Alltagswissen unterscheidet. Insofern wagt sich der Forscher als Ethnologe ins Feld: Je unvoreingenommener und offener er fragt, desto eher besteht die Möglichkeit in die Lebenswelt der „Eingeborenen“ eingeführt zu werden. In diesem Sinne hat die qualitative Erforschung von Sprachwissen eine explorative Funktion, die dazu dient, sowohl das spezifische Wissen als auch das allgemeine Wissen einer Gruppe herauszuarbeiten.

In Kapitel 1. 2. 1 wird das Sprachwissen als das verbalisierbare Wissen definiert und so ist es nur folgerichtig (vgl. Kapitel 1. 2. 1), das Gespräch mit „naiven“ Sprechern zu suchen, um ihr Relevanzsystem zu entdecken und zu rekonstruieren. Rekonstruktion bedeutet an dieser Stelle kein Abbild einer Wirklichkeit, sondern beinhaltet den Versuch, auf der Grundlage narrativen Interviewmaterials Zusammenhänge zu entdecken. Diese Rekonstruktion soll letztlich eine Theorie darüber beinhalten, welchen Reim sich Sprecher auf sprachliche Phänomene machen. Dabei soll eine Umkehrung der Komplexitätsreduktion des Alltagsverständnisses geleistet werden, indem die ihr zugrunde liegenden Implikationen herausgearbeitet werden.

2.2 Das qualitative Forschungsdesign

Unter dem Begriff des Leitfadeninterviews firmieren verschiedene Interviewstile. Die Bandbreite unter dem Aspekt der Offenheit reicht hierbei von Fragebüchern bis hin zu recht offenen Fragen, die dem Interviewten lediglich als Impuls

dienen sollen, eine Erzählung anzuregen. Diese Form des Leitfaden-Interviews soll in 2. 3. 1 vorgestellt werden.

Die Auswahl der Interviewpartner wird in Kapitel 2. 3. 2 vorgestellt. Bei einem theoretischen Sampling geht es kurz gesagt darum, von Interview zu Interview zu entscheiden, welcher Interviewpartner die Fragen beantworten kann, die bei der Auswertung vorangegangener Interviews aufgeworfen wurden.

Der Prozess der Interpretation der Interviewdaten wird in 2. 3. 4 expliziert. Hierbei orientiere ich mich an der sog. Grounded Theory. Diese beinhaltet einerseits ein Set von Techniken, mittels derer Dokumente wie Interviewtranskripte, aber auch Beobachtungsprotokolle bearbeitet werden können, um auf ihrer Grundlage eine gegenstandsbezogene Theorie zu formulieren. Andererseits erfordert sie vom Forscher Interpretationsleistungen, die sich nicht formalisieren lassen. Sicher ist, dass zwei Forscher auf der Grundlage desselben Materials durchaus zu unterschiedlichen Ergebnissen, d. h. unterschiedlichen Theorien gelangen können. Betonen möchte ich jedoch, dass wir uns auf der Ebene der Theorieentwicklung befinden. Wie ein philosophischer Text können Interviewdaten anregend wirken und helfen, Ideen zu produzieren.

2.2.1 Leitfaden-Interviews

Die Interviews sollen vorrangig dazu dienen, sprachbezogenes Alltagswissen zu explorieren. Das Leitfaden-Interview gilt als guter Kompromiss aus der geforderten Offenheit der Interviewform und der Fokussierung auf ein Thema. Es „ist durch die Erwartung bestimmt, daß in einer relativ offenen Gestaltung der Interviewsituation die Sichtweisen des befragten Subjekts eher zur Geltung kommen als in standardisierten Interviews oder Fragebögen“ (Flick 1995: 94). Bei dieser Interviewform wird den Interviewten genügend Erzählraum eingeräumt, um ihr Relevanzsystem zu entfalten, aber dennoch ist der Interviewer in der Lage, allzu großen Abschweifungen vom Thema entgegenzuwirken. Dennoch soll das Interview im Idealfall über weite Strecken monologischer Natur sein, d. h. dass der Interviewte weitestgehend die Gesprächsführung übernimmt. Der Interviewer versucht lediglich, durch Impulsfragen sein Gegenüber zum Erzählen anzuregen und damit themengebunden das Relevanzsystem narrativ zu entwickeln.

Laut Helfferich (2005) sollten Leitfaden-Interviews dann zu Einsatz kommen,

wenn einerseits subjektive Theorien und Formen des Alltagswissens zu rekonstruieren sind und so maximale Offenheit gewährleistet werden soll, und wenn andererseits von den Interviewenden Themen eingeführt werden sollen und so in den offenen Erzählraum strukturierend eingegriffen werden soll. Sie sind immer dann sinnvoll, wenn eine selbstständige Generierung solcher Texte aber nicht erwartet werden kann (Helfferich 2005: 159).

Die Kriterien, die Helfferich (2005) nennt, sind allesamt erfüllt. Die eigentliche Schwierigkeit bei Leitfaden-Interviews besteht in der Formulierung der Impulsfragen, welche einen Kompromiss aus Offenheit und Vorgabe des Themas darstellen. Ob ein Leitfaden funktioniert, kann letztlich nur die Forschungspraxis zeigen. Deshalb ist es hilfreich, auf bereits bewährte Leitfäden anderer Forschungsarbeiten zurückgreifen zu können. Zwar existieren bereits Forschungsarbeiten (Lenz 2003; Macha 1991; Ziegler 1996), die ihre Interviewform Leitfaden-Interview nennen und sich mit Sprachwissen befassen, jedoch haben diese Leitfäden eher die Gestalt von Fragenkatalogen, die in ihrer Vorstrukturiertheit weit über Impulsfragen hinausgehen. Macha (1991: 28) z. B. räumt selbst eine gewisse Leitfaden-Bürokratie ein, welche für diese Arbeit vermieden werden soll. Zudem beinhaltet der Fragenkatalog von Macha (1991) ausschließlich Entscheidungsfragen, die nicht erzählanregend wirken.

Zur Leitfaden-Konstruktion orientierte ich mich am SPSS-Prinzip. „Hinter dem Kürzel ‚SPSS‘ stehen die vier Schritte ‚Sammeln‘, ‚Prüfen‘, ‚Sortieren‘, ‚Subsumieren‘“ (Helfferich 2005: 163). Im ersten Schritt werden zunächst Fragen gesammelt. Das ist in einer fachlich heterogenen Gruppe am effektivsten. In diesem Falle bestand die Gruppe aus einem Sportwissenschaftler aus Bern, einem Politologen, welcher in Unna, also dem östlichen Rand des Ruhrgebiets aufgewachsen ist, und einer Umweltwissenschaftlerin aus Süddeutschland, welche nun in Lüneburg studiert. Dieser Gruppe stellte ich in wenigen Sätzen mein Thema vor, worauf nach dem Brainstorming-Prinzip Fragen formuliert wurden. Diese wurden auf einem Zettel fixiert und laut der Gruppe vorgelesen mit dem Effekt, dass Fragen ggf. neue Fragen anregten. Diese Fragen enthielten einen ersten Hinweis darauf, wie Nicht-Linguisten Relevanzen zum Thema setzen. Im zweiten Schritt wurden diese Zettel geprüft und unbrauchbare Fragen aussortiert bzw. modifiziert, z. B. indem eine Entscheidungsfrage in eine Ergänzungs-

frage³⁷ umformuliert wird. Im Schritt darauf wurden die Fragen einerseits thematisch und andererseits nach dem Grad der Abstraktion sortiert. So bildeten sich vier große Themen mit entsprechenden Impulsfragen heraus, wie sie in Tabelle 5 dargestellt sind.

Tabelle 5: Leitfadenaufbau und Impulsfragen

Thema	Impulsfrage
Deskription	Versuchen Sie doch mal bitte, die Sprache des Ruhrgebiets mit eigenen Worten zu beschreiben? Wie reden die Leute hier?
Sprachsozialisation	Manchmal eckt man ja mit seiner Sprache an oder beeindruckt Menschen mit seiner Sprache. Können Sie von positiven oder negativen Erlebnissen berichten, bei denen Ihre persönliche Sprache irgendeine Rolle spielte?
Sprachvariation	An der Sprache kann man ja Unterschiede der verschiedensten Art erkennen: z. B. ob jemand aus Nord- oder Süddeutschland kommt. Was fällt Ihnen alles zum Stichwort „sprachliche Unterschiede und Ruhrgebiet“ ein?
Einstellungen	Welche Einstellung haben Sie persönlich zur Sprache des Ruhrgebiets?

Bis auf die Eröffnungsfrage folgt das Leitfadeninterview keiner festen Reihenfolge, sondern der Interviewer versucht sich möglichst am Interviewten zu orientieren. Überhaupt ist die Interview-Situation eher monologisch als dialogisch geprägt. Dies verlangt vom Interviewer, sich auch gegen Gesprächskonventionen zurückzunehmen, mit dem Ziel Turnüberlappungen zu vermeiden. Zum Beispiel sollten Gesprächspausen vom Interviewten gefüllt werden, was durch eine Weigerung der Turnübernahme seitens des Interviewers gewährleistet werden soll.

Ergänzt werden Impulsfragen durch konkrete Nachfragen und sog. Aufrechterhaltungsfragen. Bei den Nachfragen (Was ist typisch für die Sprache des Ruhrgebiets?) geht es darum, das Thema näher einzugrenzen und somit ggf. detailliertere Informationen zu erhalten. So wurde, falls keine Sprachbeispiele von den Interviewten genannt wurde, gezielt nach Beispielen gefragt. Aufrechterhal-

37 Überhaupt ist bei der Durchführung der Interviews darauf zu achten, Fragen mittels Interrogativadverbien zu bilden, schließlich sollen die Fragen eine Aufforderung zum Erzählen beinhalten, was jedoch dem Interviewer in den Interviewsituationen nicht immer gelang.

tungsfragen (Was fällt ihnen noch ein?) dienen lediglich dazu, die Erzählung zu erhalten.

Die Interviews wurden mit den MD-Recorder MZ-N710 von Sony aufgezeichnet. MD-Recorder gewährleisten eine hohe Aufnahme-Qualität bei großer Mobilität. Bei der Auswahl des Mikrofons folgte ich der Empfehlung von Kruse (2008: 258) und wählte das Konferenzmikrofon ECM F8 der Firma Sony. Besonders vorteilhaft empfand ich die diskrete Kugelform des Mikrofons, welches unauffällig auf einen Tisch platziert werden kann.

2.2.2 Zum Sampling-Verfahren

Strauss (1991) definiert das theoretische Sampling wie folgt:

Das theoretische Sampling ist ein Verfahren, bei dem sich der Forscher auf einer analytischen Basis entscheidet, welche Daten als nächstes zu erheben sind und wo er diese finden kann. Die grundlegende Frage beim theoretischen Sampling lautet: Welche Gruppen oder Untergruppen von Populationen, Ereignissen, Handlungen [...] wendet man sich bei der Datenerhebung als nächstes zu (Strauss 1991: 70).

Nach welchen Kriterien sollen also die Gewährspersonen aus den gut 570.000 Einwohnern der Stadt Essen ausgewählt werden? Es galt also Essener zu finden, von denen mit einiger Sicherheit gesagt werden kann, dass sie nicht fremd sind in der Stadt, und somit in einem weiten Sinne einen Expertenstatus besitzen. Die Interviewpartner rekrutierte ich auf recht unterschiedlichem Wege: Vier der sieben Interviewpartner schrieb ich zunächst eine E-Mail, in der ich mein Vorhaben darlegte. Die E-Mail-Adresse war jeweils auf der Homepage von Essener Vereinen veröffentlicht, sodass ich auf eine hohe örtliche Verbundenheit hoffen konnte. Bekam ich keine Absage, nahm ich telefonisch Kontakt auf und vereinbarte einen Termin an einem Ort, den die Interviewpartner frei wählen konnten. Die restlichen Interviewten erreichte ich über sog. Gatekeeper, also über Dritte, die einen Kontakt vermittelten.

Tabelle 6 liefert Informationen zu den interviewten Personen. Die Chronologie der Tabelle folgt der Chronologie der geführten Interviews. Bei den Namen handelt es sich um Pseudonyme. Zudem zeigen sie das Geschlecht an und ob sich Interviewer und Interviewte geduzt (Vornamen) oder gesiezt (Nachnamen) haben. Das Alter der Befragten wurde lediglich geschätzt, wenn sich nicht im Interview Hinweise auf das genaue Alter finden. Die Kategorien ‚jung‘, ‚mittel‘,

„alt“ beziehen sich auf das Berufsleben. Die „jungen“ Interviewpartner befinden sich am Beginn ihrer beruflichen Laufbahn, auch wenn sie nicht mehr als Berufsanfänger bezeichnet werden können. Die Interviewpartner mittleren Alters hingegen stehen mitten im Berufsleben und ihre berufliche Laufbahn kann als weitestgehend konsolidiert betrachtet werden. Bei den älteren Interviewpartnern handelt es sich um Rentner.

Wie in 1. 1. 1 dargestellt, ist die Stadt Essen eine geteilte Stadt. Wer als Essener über Essen spricht, tut dies aus einer spezifischen Sprecherposition heraus, die auf den Sprecher einen Druck zur Positionierung ausdrückt: Bekennt man sich zum Wohnort und den mit ihm verbundenen stereotypen Wahrnehmungsweisen desselben oder nicht? Die Unterscheidung in der Spalte Beruf zwischen kommunikativ und handwerklich soll lediglich einen Eindruck vermitteln, welche Rolle offizielles Sprachkapital in Bezug auf die Ausübung des Berufs spielt bzw. spielte.

Tabelle 6: Qualitatives Sampling

Fall	Name	Alter	Wohnort	Beruf	Dauer in Min.
1	Frau Müller	mittel	Norden	kommunikativ	36
2	Herr Schmidt	mittel	Süden	kommunikativ	24
3	Herr Schneider	alt	Norden	handwerklich	24
4	Herr Fischer	alt	Norden	handwerklich	35
5	Paula	jung	Süden	kommunikativ	22
6	Peter	alt	Norden	handwerklich	25
7	Sarah	jung	Süden	kommunikativ	23

Frau Müller wuchs im Essener Stadtteil Katernberg auf, lebte für eine kurze Episode ihres Lebens in Hannover und wohnt nun wieder in Katernberg. Katernberg ist stark von der Montanindustrie geprägt und liegt im Essener Norden. Mit der Schließung der Zeche Zollverein 1983, die seit 2001 zum UNESCO-Weltkulturerbe zählt, und der anliegenden Kokerei, welche 1993 eingestellt wurde, ist die ökonomische Basis des Stadtteils verschwunden. Seit 1993 nimmt Katernberg am Bund-Länder-Förderprogramm „Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf - Soziale Stadt“ teil. Mit der Aufnahme von Zollverein als Weltkulturerbe ist die Hoffnung verbunden, die Region touristisch vermarkten

zu können. In diesem Bereich arbeitet Frau Müller. Das Interview wurde in den Arbeitsräumen der Interviewten geführt.

Herr Schmidt wuchs im Essener Süden gelegenen Stadtteil Bredeney auf. Frau Müller nannte explizit Bredeney als bürgerliches Gegenkonzept zum proletarisch geprägten Stadtteil Katernberg. Herr Schmidt wuchs als Sohn eines Akademikers auf und besuchte nach eigener Auskunft ein „etwas elitäres Gymnasium“ und arbeitet heute als Jurist. Das Interview mit Herrn Schmidt wurde in seinem Konferenzraum durchgeführt, in dem dunkles Holz und Leder dominieren.

Herr Schneider hat als Facharbeiter in der chemischen Industrie gearbeitet und ist seit wenigen Jahren in Rente. Für seinen Stadtteil im Essener-Norden ist Herr Schneider ehrenamtlich engagiert. Über dieses Engagement kam auch der Erstkontakt zu Herrn Schneider zustande. Herr Schneider wollte sich zunächst nur recht widerwillig für ein Interview zur Verfügung stellen. Nach einem Telefonat willigte Herr Schneider letztlich ein und lud mich zu sich ins heimische Wohnzimmer ein, wo wir das Interview in einer entspannten Atmosphäre durchführten.

Herr Fischer ist der älteste im Sample und präsentierte sich als Sprecher mit einer aktiven Plattkompetenz, eine Seltenheit im Ruhrgebiet. Des Weiteren brachte er das „Lexikon der Ruhrgebietsprache“ (Boschmann 1982) zum Interview mit, welches nach seiner Ansicht die SdR authentisch dokumentiert. Der Kontakt zu Herrn Fischer kam über eine sozial engagierte, kirchliche Gruppe zustande und das Interview wurde auch in einem Raum der Gemeinde geführt. Herr Fischer ist ehemaliger Eisenbahner.

Paula arbeitet als Gewerkschaftsfunktionärin und ist beruflich im Arbeitermilieu verankert. Paula wohnt im südlichen Stadtteil Werden. Zur Ansprache benutzten wir das gewerkschaftliche Du. Das Interview fand in Räumen einer DGB-Gewerkschaft statt.

Peter sieht sich ohne Kompromisse im traditionellen Arbeitermilieu verankert, wenngleich er ihm als selbstständiger Handwerksmeister objektiv nicht angehört. Die Kontaktaufnahme ist ein wenig verwickelt: Herr Schneider legte mir gegen Ende des Interviews nahe, einen prototypischen Ruhrgebietsbewohner, einen „richtigen Taubenjupp“ zu interviewen. Ich berichtete von den Schwierig-

keiten, solche Interviewpartner zu finden, worauf Herr Schneider mir versprach, seine Kontakte im Stadtteil zu nutzen, um einen Kontakt herzustellen. Tatsächlich fungierte Herr Schneider hervorragend als sog. Gatekeeper und es kam zu einer Interviewsituation, in der sowohl der Ort als auch die Interviewpartner unterstrichen, dass ich es mit Menschen zu tun habe, die kaum stärker mit dem Ruhrgebiet verbunden sein können: Das Interview fand in einer Gartenlaube statt, die nach ihrer Einrichtung eine Mischung aus Partykeller, Wohnzimmer und Küche darstellt. Das Interview führten wir an einem alten Küchentisch, an den Wänden hingen Trinksprüche gesetzt aus Bleilettern auf Eichenholz. Es gab eine Kaffeemaschine, eine Spüle und einen Kühlschrank in der Laube. In einer rustikalen Schrankwand wurden u. a. hochprozentige Alkoholika und Gebrauchsgegenstände des Taubenzüchteralltags aufbewahrt. Der Gastgeber und Besitzer der Laube, Jupp, ist zwar beim Interview anwesend, aber seine Beteiligung tendiert gegen Null. Die Laube scheint ein halböffentlicher Ort zu sein, indem sich Nachbarn und Bekannte gerne versammeln. Mein eigentlicher Interviewpartner Peter wuchs in derselben Zechensiedlung auf und war mit der Schwester des Laubenbesitzers verheiratet. Zwar wohnt Peter nicht mehr in der Kolonie, besucht aber seinen Ex-Schwager laut eigener Angaben mindestens einmal pro Woche.

Sarah ist die letzte Interviewpartnerin. Sarah wohnt in einer besseren Wohngegend im Essener Süden. Der Kontakt wurde über eine Bekannte vermittelt. Im Vergleich zu den anderen wirkte Sarah etwas zurückhaltender. Ob dies auf diese soziale Konstellation zurückgeführt werden kann, bleibt aber ungewiss.

Die Stichprobengröße mag auf den ersten Blick sehr klein wirken. Sie ist aber dem hohen Transkriptions- und Auswertungsaufwand geschuldet. Die Stichprobengröße ist beim theoretischen Sampling generell flexibel: Im Idealfall forscht eine Forschungsgruppe bis zur Theoriesättigung, was bedeutet, dass die Auswertung neuer Interviews keine neuen Aspekte aufwirft. Für den vorliegenden Gegenstandsbereich möchte ich annehmen, dass die relevanten und allgemeinen Aspekte der Theorie des Sprachwissens auf der Grundlage der sieben Interviews hinreichend gesättigt sind. Als Erklärung möchte ich anführen, dass der Bereich des Sprachwissens recht stark institutionalisiert ist und die Diskursfäden in den

Interviews zum Großteil auf Diskursfäden referieren, die bereits in anderen Sphären geführt werden.

Kritisch möchte ich abschließend anmerken, dass mir das Konzept des theoretischen Samplings eher für kleinere Untersuchungseinheiten geeignet scheint. Damit meine ich Gemeinschaften mit hoher Interaktionsdichte, wie ein Betrieb oder ein Sportverein. So kann das theoretische Sampling weniger willkürlich gestaltet werden.

2.2.3 Transkription

Das Gesprächsanalytische Transkriptionssystem (GAT) stellt einen sehr guten Kompromiss zwischen Praktikabilität und Informationsgehalt dar. Darüber hinaus schätze ich die demokratische Entstehungsweise der Konventionen, da viele Wissenschaftler in die Entstehung dieser Transkriptionsnorm einbezogen wurden.³⁸ Bezüglich des Arbeitstranskripts orientierte ich mich am Minimaltranskript (GAT II) wie es in (Selting u.a. 2009) vorgestellt wird. Es enthält neben einer wortgenauen Transkription Pausen, Ein- und Ausatmen, Lachen und relevante nonverbale Ereignisse. Zudem werden Auffälligkeiten in der Tonhöhe, Sprechgeschwindigkeit und Wortakzente erfasst.

Bei dem Transkript kommt es zwar nicht auf linguistische Genauigkeit an, da es inhaltlich interpretiert wird, dennoch halte ich es für vorteilhaft, recht genau zu transkribieren und nicht etwa journalistisch, da linguistische Informationen durchaus theoriegenerierend wirken können. So können z. B. Passagen mit vergleichsweise wenigen Diskurspartikeln auf eine hohe Thematisierungsroutine verweisen.

2.2.4 Grounded Theory

In aller Regel wird Grounded Theory in der deutschsprachigen Literatur mit gegenstandsbegründeter Theorie übersetzt. Als Begründer der Grounded Theory gelten Anselm Strauss und Barney Glaser, die die Grounded Theory in den 60er Jahren im Rahmen eines gemeinsamen Forschungsprojekts zum Thema Sterben (Glaser u.a. 1965) entwickelten und anschließend ihre Forschungserfahrungen

³⁸ Vgl. Fußnote 1 in Selting u. a. (1998).

veröffentlichten (Glaser u.a. 1967). Gegenwärtig gelten Glaser und Strauss als Vertreter unterschiedlicher und zerstrittener Grounded Theory-Schulen. Im Folgenden halte ich mich an die Grounded Theory im Sinne von Strauss, da Strauss zusammen mit Corbin eine didaktisch orientierte Anleitung veröffentlichten (Strauss u.a. 1996), die besonders für Einsteiger das Verfahren der Grounded Theory recht transparent und rasch erlernbar macht. Zwar wird an dieser didaktischen Anleitung mitunter kritisiert, dass in dem Buch der Eindruck eines in allen Fällen gültigen Rezepts vermittelt wird (Truschkat u.a. 2011: 354). Dies kann ich nicht bestätigen. Es vermittelt sehr wohl, dass die Grounded Theory nicht als Rezeptsammlung verstanden werden sollte, welche mechanistisch angewendet eine Theorie generiert. Stattdessen werden in Corbin und Strauss (1996) eine Vielzahl von Schritten und Möglichkeiten vorgestellt, Daten so zu bearbeiten, dass auf ihrer Grundlage eine gegenstandsbezogene Theorie entsteht, deren Anwendung und Auswahl jedoch im Verantwortungsbereich des Forschers liegt.

In eine Grounded Theory fließen grundsätzlich drei Größen ein, die analytisch getrennt werden können, praktisch jedoch ineinander greifen: die theoretische Sensibilität, die konkreten Methoden, welche zur Auswertung eingesetzt werden, und selbstverständlich die Daten. „Theoretische Sensibilität setzt sich nach Strauss und Corbin aus Literaturkenntnissen, beruflichen und persönlichen Erfahrungen sowie aus Erkenntnissen zusammen, die im Rahmen des laufenden Forschungsprojekts gewonnen werden“ (Truschkat u.a. 2011: 358). Der Status und der Gehalt der theoretischen Sensibilität scheinen mir im Rahmen der Debatte um Grounded Theory wichtige Punkte darzustellen. Dabei geht es um die Frage, wie das in 2. 1. 2 angesprochene Prinzip der Offenheit im Forschungsprozess methodisch umgesetzt werden kann. Beim Prinzip der Offenheit handelt es sich grundsätzlich um ein graduelles Phänomen. So wie in 2. 1. 2 ausgeführt wurde, dass leitfadengestützte Interviews sich von standardisierten in ihrer relativen Offenheit unterscheiden, lässt sich im Rahmen der Grounded Theory die Forderung formulieren, dass im Rahmen des Forschungsprozesses theoretische Sensibilität derart herzustellen sei, dass der Gegenstand in einer Art und Weise geöffnet wird, die es zumindest ermöglicht, neue Aspekte zu erkennen. Praktisch umgesetzt wird die Forderung nach Offenheit durch eine systematische Re-

flexion der eigenen wissenschaftlichen Position. Hierzu hält die Grounded Theory einfache, aber effektive Techniken bereit.

Der zentrale theoretische Rahmen dieser Arbeit ist im Begriff des Habitus und der Soziologie Bourdieus zu finden. Vor dem Forschungsprozess stand fest, dass das Phänomen der gesellschaftlichen Verteilung sprachlichen Wissens vor dem Hintergrund der Habitus-Theorie interpretiert werden sollte. Dies scheint offensichtlich dem Prinzip der Offenheit zu widersprechen. Andererseits können eine globale Fragestellung und eine theoretische Linie überhaupt als Bedingung der Möglichkeit gesehen werden, ein Forschungsprojekt durchzuführen und sinnvoll im wissenschaftlichen Diskurs zu positionieren. Mit anderen Worten: Ein Forschungsinteresse ist für jedes Forschungsprojekt konstitutiv und stellt keinen Mangel im Sinne fehlender Offenheit dar. Im konkreten Fall kann ich sagen, dass die Soziologie Bourdieus auf einer abstrakten Ebene eine Rolle spielte, im konkreten Auswertungsprozess jedoch zunehmend in den Hintergrund geriet. Dies ist nicht auf ein mehr oder weniger bewusstes theoretisches Vergessen zurückzuführen, sondern vielmehr auf den unterschiedlichen Zugang zum Thema. Bourdieu beschreibt die Funktionsweisen sprachlicher Märkte eher aus einer Makro-Perspektive. In den Interviews werden hingegen zumeist sehr konkrete und persönliche Interaktionen thematisiert, die in einem sehr weiten Sinne sprachbezogen sind, wodurch sich die Forschungsperspektive verschiebt, und zwar weg von der Beschreibung sprachlicher Märkte hin zunächst zu einer Perspektive, die versucht zu rekonstruieren, wie das Sprachwissen im Rahmen der relativ natürlichen Weltanschauung konstituiert ist.

Ebenfalls eng mit dem Prinzip der Offenheit ist der Status von Daten in Rahmen der Grounded Theory verbunden. Die Debatte um den Status von Daten kreist um die Begriffe Forcing und Emergenz (Kelle 2011), wobei grundsätzlich im Rahmen der Grounded Theory der Anspruch besteht, Theorie aus Daten zu emergieren. Das sog. Exemplifying hingegen ist ein besonders krasser Fall des Forcings: Der Forscher sucht im Material lediglich nach Phänomenen, die seine Lieblingstheorie bestätigen, alle weiteren Aspekte werden ausgeblendet. Um Forcing zu vermeiden, wird im Spektrum der Grounded Theory u. a. gefordert, zunächst auf Forschungsliteratur zu verzichten (Mey u.a. 2011: 36). So soll verhindert werden, dass die Daten durch bereits bestehende Theorieansätze „verun-

reingt“ werden. Dieser naive Empirismus ist selbstredend nicht durchzuhalten (Kelle 2011: 236f.). Auch Vertretern der Grounded Theory ist das bewusst, woraus die Forderung nach der Reflexion des eigenen Standpunktes eine besondere Rolle zukommt. Die Forderung nach Literaturverzicht hat in frühen Forschungsphasen jedoch eine gewisse Berechtigung. Denn je mehr es gelingt, die im Fach übliche Perspektive abzulegen, desto eher ist es möglich, Theorie aus den Daten zu emergieren.

Was das Verhältnis von Emergenz und Forcing betrifft, kann man den Grundsatz ausgeben, dass so wenig wie möglich Forcing den Forschungsprozess bestimmen sollte und so viel wie möglich Emergenz. Im Kern sollte es m. E. grundsätzlich um die Frage gehen, was empirische Wissenschaften auszeichnet. Diente die Erhebung von Daten nur dem Zwecke der Bestätigung der Vorurteile des Forschers, so büßten die Daten jegliche wissenschaftliche Potenz ein. Dennoch gibt es keinen begriffslosen Zugang zu Daten, der ohne Folgen bleibt: So wähle ich im vorliegenden Beispiel dezidiert eine soziologische Perspektive, die sich von einer individual-psychologischen unterscheidet. Insofern soll also im Sinne der theoretischen Sensibilität ein gewisses Maß an Forcing zugelassen sein, ohne den Interviewdaten jegliche Chance zu nehmen, zur theoretischen Konzeption des Gegenstandes beizutragen. Hervorheben möchte ich, dass die qualitative Forschungsphase der Präzisierung der theoretischen Bezüge und zur Exploration des allgemeinen Wissensvorrats in Essen einen wichtigen Beitrag geleistet hat.

Die Methoden, mit denen im Rahmen der Grounded Theory Daten bearbeitet werden, zielen darauf, einen Gegenstand einerseits zu öffnen, so dass ggf. neue theoretische Positionen formuliert werden können, und andererseits so zu verdichten, dass im Ergebnis ein zentrales theoretisches Konzept steht, um das sich die verschiedenen Aspekte eines Gegenstands gruppieren lassen. Recht bildlich gesprochen können wir Verfahrensschritte, die der Textvermehrung dienen, von Verfahrensschritten trennen, die der Textreduktion dienen. Während des Kodierens wird Text grundsätzlich reduziert. Kodieren bedeutet, dass man Phänomenen einen Namen gibt bzw. sie mit einem Label versieht. Im konkreten Falle handelt es sich also hierbei um Überschriften für Interviewpassagen.

Beim Kodieren geht es grundsätzlich ums Zusammenfassen, Verdichten und Subsumieren. Zum Beginn der Forschungsphase wird zunächst offen kodiert. Dieser Prozess dient der Exploration des Materials. In dieser Forschungsphase sind Codes eher provisorisch und können zu jedem Zeitpunkt geändert werden. Das selektive Kodieren dient dem weiteren Verdichten mehrerer Codes zu einer Oberkategorie. Bei diesem Prozess wird das Material gezielt nach Phänomenen durchsucht, die sich unter einem bestimmten Code subsumieren lassen. Das sog. axiale Kodieren halte ich für ein starkes Instrument zur systematischen Theorieentwicklung. Es zeigt auch deutlich die Systematik der Grounded Theory. Vereinfacht gesagt wird jedes Phänomen im Material daraufhin befragt, welche Bedingungen zu ihm führen und welche Konsequenzen bzw. Handlungsstrategien daraus abgeleitet werden können. Damit entsteht nicht nur ein Netz theoretischer Beziehungen der einzelnen Codes bzw. Konzepte, sondern es wird explizit, was an Bedingungen und möglichen Handlungsstrategien vorausgesetzt wird, ohne dass diese explizit im Material eine Erwähnung finden. Damit erreicht die Theorie eine Qualität, die über das bloße Beschreiben des Gesagten hinausgeht.

Das sog. Verfassen von Memos dient hingegen der Textproduktion. So dienen sog. Kode-Memos dem Ausformulieren und Präzisieren von Gedanken, die mit einzelnen Codes zusammenhängen. In einem Memo kann festgehalten werden, welche Phänomene mit einem bestimmten Code benannt werden, aber auch nach welchen Beziehungen im Material zu fragen ist. Überhaupt kommt dem Stellen von Fragen in der Memo-Phase ein großer Stellenwert zu, sodass der Gegenstand zunächst weiter geöffnet wird. Auch Planungsnotizen werden in Form von Memos festgehalten.

Abschließend ist noch zu erwähnen, dass die einzelnen Schritte grundsätzlich nicht einer festgelegten Chronologie folgen: So dient das Memo-Schreiben dem Festhalten von Ideen und Einfällen und kann zu jeder Zeit eingeschoben werden. Zwar steht das offene Kodieren eher am Anfang des Forschungsprozesses, es kann aber zu jeder Zeit wiederholt werden, falls es erforderlich erscheint.

2.3 Zum quantitativen Forschungsdesign

In der Forschungschronologie folgt der qualitativen Forschungsphase die quantitative. Sie dient dazu, dem Phänomen der sozialen Distribution des Sprachwissens eine beobachtbare bzw. statistische Form zu geben. Dieser Prozess wird im Rahmen quantitativer Forschung Operationalisierung genannt und bezeichnet zumeist die „Übersetzung“ eines theoretischen Konzepts in eine fragebogentaugliche Frage. Wer an qualitativen Methoden kritisiert, dass sie im Gegensatz zu quantitativen Methoden nicht transparent seien, möge bedenken, dass besonders das Gestalten von Befragungsinstrumenten und die Interpretation der Ergebnisse ebenfalls von der theoretischen Sensibilität des Fragestellers abhängen.

2.3.1 Aufriss einer Methodologie der Fragebogenerhebung

Was passiert überhaupt, wenn Befragte einen Fragebogen ausfüllen? Diese Frage soll in diesem Abschnitt im Mittelpunkt stehen. Ausgehend von einer Kritik am klassischen Begriff der Messung und an der Idee eines wahren Messwerts, soll der Vorgang der Fragebogenerhebung sozial-situativ bestimmt werden. Hierbei beziehe ich mich vor allem auf Esser (1986; 1990).

Der Begriff der Messung impliziert zunächst die Möglichkeit der Objektivierung eines beliebigen Gegenstandes anhand eines Maßstabs im Sinne eines Abbildungsverhältnisses:

Eine brauchbarere Definition muß für eine Messung fordern, daß die Messwerte zueinander Beziehungen aufweisen, die den Beziehungen der gemessenen Objekte entsprechen. [...] Eine Messung in diesem Sinne ist eine ‚*strukturelle Abbildung*‘: Die Beziehungen der Objekte werden durch die Beziehung der zugeordneten Zahlen [...] korrekt wiedergegeben (Schnell u.a. 1999: 132).

Im Kern kann die einfache Regel formuliert werden, dass richtige Messinstrumente richtige Ergebnisse und falsche Messinstrumente falsche Ergebnisse liefern. Zwar wird in der Methodenliteratur die richtige Messung durchaus als Ideal dargestellt, an das man sich anzunähern bemüht ist, die methodologische Grundannahme, dass ein Gegenstand existiert, dem man sich in Form einer strukturellen Abbildung nähern möchte, bleibt davon unangetastet. In diesem Zusammenhang wird in der Regel von Methodenartefakten oder Verzerrungen gesprochen (Schnell u.a. 1999: 353f.). Schnell u. a. (1999) führen folgende Möglichkeiten an, die zu Verzerrungen führen:

- die explizite Verweigerung einer Antwort („Item-Nonreponse“)
- die Abgabe einer „Weiß-nicht“-Antwort („Meinungslosigkeit“)
- die Abgabe einer inhaltlichen Antwort, obwohl keine Meinung zum erfragten Gegenstand ausgebildet worden ist („Non-Attitudes“)
- die Abgabe sozial erwünschter Antworten („Interviewereffekte“)
- Reaktionen auf formale Aspekte von Fragen („Frageeffekte“)
- Reaktionen auf die Anwesenheit Dritter beim Interview („Anwesenheitseffekte“)
- Reaktionen auf den Auftraggeber der Studie („Sponsorship-Effekte“)
- Zustimmung zu Fragen unabhängig vom Inhalt der Fragen („Zustimmungstendenz“, „Akquieszenz“)

Die Liste ließe sich fortführen. Tests haben bspw. ergeben, dass auch das Layout von Online-Erhebungen Einfluss auf die Ergebnisse der Erhebung nimmt (Maurer u.a. 2009: 67f.). Zusammenfassend wird die Erhebung selbst als Störfaktor dargestellt, welche Messfehler produziert:

Da die Effekte durch den sozialen Charakter der Erhebungssituation bedingt sind, lässt sich der Einfluss der Situation weder völlig ausschalten noch vollständig durch weitere Messungen und der Entwicklung von Messfehlermodellen kontrollieren (Schnell u.a. 1999: 357).

Dass vor allem quantitativ orientierte Sozialwissenschaftler die soziale Situation der Erhebung als Störfaktor betrachten, der nach Möglichkeit reduziert werden sollte, lässt die Frage aufkommen, ob es sinnvoll ist, Konstruktionen wie Einstellungen unabhängig von dem zu konstruieren, was diese ausmacht, nämlich der sozialen Situation.³⁹ Besonders der Aspekt der Erhebungssituationen als soziale Situation scheint ein methodologisches Desiderat standardisierter Interview-Methodik darzustellen: Schnell u. a. (1999: 356) heben hervor, dass keine ausformulierte Theorie der standardisierten Befragung existiert.

Einen recht ausformulierten Ansatz zur Theorie der Befragung als soziale Situation legt bereits Esser (1986; 1990) vor. Esser geht zunächst von dem Konzept des ‚wahren Werts‘ als eigentlichem Ziel der Messung aus. Dem „wahren Wert“ werden reaktive, verzerrende Effekte gegenübergestellt, wie sie oben aufgezählt sind. Esser interpretiert die Erhebungssituation als mehr oder weniger problematische soziale Situation für die Befragten, die mittels Strategien rationalen Handelns bewältigt wird.

³⁹ Vgl. Tophinke und Ziegler (2006).

[D]as Antwortverhalten ist das kombinierte Resultat des ‚wahren Werts‘, also der ‚personalen Identität‘ der Person auf der Zieldimension der jeweiligen Frage, und der sonstigen in der Situation aktualisierten Erwartungen und Situationsdefinitionen vor dem Hintergrund der gesamten Zielsetzungen und Interessen der Befragten (Esser 1986: 320).

Mit anderen Worten: Wenn ein Befragter einen Fragebogen ausfüllt, so wird nicht nur Frage für Frage in der Regel wahrheitsgetreu beantwortet, sondern zudem eine bestimmte Strategie verfolgt. Eine dieser Strategien kann z. B. lauten, einen Fragebogen möglichst variabel auszufüllen oder darauf zu zielen, Widersprüche zwischen den Antworten möglichst zu vermeiden oder sich in einem sozial gewünschten Licht erscheinen zu lassen.

In Esser (1990) wird der Ansatz aus Esser (1986) weiter konkretisiert:

Der Prozeß der Handlungswahl kann dabei in drei Schritte zerlegt werden: die *Kognition* der Situation, die *Evaluation* der Konsequenzen bestimmter Handlungen und schließlich die *Selektion* einer bestimmten Handlung nach einer bestimmten Regel [Hervorhebung im Original] (Esser 1990: 232).

Die Kognition der Situation befindet sich unterhalb der Schwelle, an der Befragte beginnen, die Konsequenzen ihres Verhaltens abzuwägen. Bei diesem Schritt der Handlungswahl „werden die Situationsumstände, die kognitiven Prozesse der Erinnerung und Assoziationsbildung, die Aktualisierung der ‚Alltagstheorien‘ der Akteure bedeutsam“ (Esser 1990: 232). Beim nächsten Schritt der Evaluation hingegen werden Konsequenzen subjektiv beurteilt, die aus dem Antwortverhalten resultieren könnten, welches den eigenen Präferenzen entspricht. Je nach Kostenkalkulation der Befragten kann es im Auge der Befragten günstiger erscheinen, eine Antwort zu wählen, die nicht dem „wahren Wert“ entspricht (Esser 1990: 232f.), bspw. um soziale Sanktionen (Signale der Missachtung) seitens des Interviewers zu vermeiden. Hiermit wäre bereits die Regel der Selektion benannt: „Als Regel für die Selektion nimmt die Theorie der rationalen Wahl das Kriterium der subjektiven Nutzenerwartung an“ (Esser 1990: 233). Für die Methode der Online-Erhebung kann in besonderem Maße eine „low-cost“ Situation angenommen werden (vgl. Esser 1990: 232), sofern die Interviewten den Fragebogen allein am PC ausfüllen: Die Anonymität ist u. a. durch die Anonymität des Internets bereits gewahrt und es ist kein Interviewer anwesend, wie dies z. B. bei Telefonumfragen der Fall ist. Insofern kann vermutet werden, dass die meisten Fragen bereits auf der Ebene der Kognition beantwor-

tet werden. Dies gilt im besonderen Maße für diejenigen Fragen, die problemlos an alltagstheoretischen Konzepten der Befragten anschließen, worauf bei der Formulierung der Fragen größten Wert gelegt wurde.⁴⁰ Wichtig ist an dieser Stelle zudem der Begriff des Habits, den Esser versucht mittels der Theorie der rationalen Wahl zu begründen. „Der Begriff wird gerade dadurch definiert, daß es sich um automatische, unreflektierte Reaktionen ohne Ziel-Mittel-Kalkulationen [...] handelt“ (Esser 1990: 234). Ob automatisierte Entscheidungen tatsächlich mit der Rational Choice Theorie vereinbar sind, muss an dieser Stelle nicht entschieden werden. Essers Vorschlag lässt sich durchaus wissenssoziologisch begründen und mit der Habitus-Theorie vereinbaren: Nicht nur im Alltag greifen soziale Akteure auf habitualisiertes Rezeptwissen zurück, sondern auch in der Erhebungssituation. Die Vorteile des Rezeptwissens lauten: Es ist unaufwendig, effizient und, sofern institutionalisiert gestützt, sozial unproblematisch (Esser 1990: 235).

Mir scheint der Grad der Institutionalisierung des Rezeptwissens für standardisierte Befragungen im Allgemeinen und für die vorliegende im Besonderen von wesentlicher Bedeutung. Die sog. Faktfrage⁴¹ nach vermeintlichen Fakten wie Alter oder Geschlecht zeichnet sich durch einen hohen Grad der Institutionalisierung im doppelten Wortsinne aus. Diese Frageinhalte sind durch bürokratische Apparate prädestiniert und urkundlich fixiert. Andere „subjektive“ Frageinhalte nach Einstellungen und Einschätzungen unterscheiden sich lediglich im Grad der Institutionalisierung. Zudem scheint die Regel zu gelten, dass je institutionalisierter ein Frageinhalt auf der Seite der Befragten ist, desto weniger Methodenartefakte treten auf. Oder anders ausgedrückt: „Allgemein kann davon ausgegangen werden, dass bei stabilen Einstellungen und Meinungen kaum Methodeneffekte auftreten“ (Schnell u.a. 1999: 357).

Des Weiteren möchte ich die Frage aufwerfen, ob sich ein Fragebogen ohne Rezeptwissen, welches als natürlich gegebene Weltanschauung die Wirklichkeit in einer Weise reduziert, dass sie für den Alltag unproblematisch bleibt, überhaupt sinnvoll beantworten lässt. Nehmen wir als Beispiel die erste Frage aus dem vorliegenden Fragebogen. Es wird die Aussage „*Meine Freunde und Bekannten*

40 Zum Beispiel kommen keine sog. Kompetenztests zum Einsatz, um für die Befragten Stress auslösende Prüfungssituationen zu vermeiden.

41 Zu weiteren Fragetypen s. Scholl (2009: 147f.).

sprechen eher Hoch- als Ruhrdeutsch.“ vorgegeben und die Befragten sollen entscheiden, ob diese Aussage auf sie zu trifft, eher zutrifft, eher nicht zutrifft, nicht zutrifft. Des Weiteren haben die Befragten die Möglichkeit, die Frage auszulassen oder sich für die Antwort *weiß nicht* zu entscheiden. Sobald diese Frage inhaltlich problematisiert wird, ist diese Frage äußerst kompliziert und, wenn überhaupt, nur mit großen Aufwand zu beantworten und ist damit kaum fragebogengeeignet. Die Parallelen zum oben bereits eingeführten Krisenexperiment sind offensichtlich: Die soziale Situation Fragebogenerhebung geriete in eine Krise. Wird jedoch auf vorhandenes Rezeptwissen und Typisierungen zurückgegriffen, stellt die Beantwortung dieser Frage kein Problem dar.

Tatsächlich werden die Befragten in den meisten Erhebungen im „Beipackzettel“ des Fragebogens angewiesen, eventuellen Zweifeln bzgl. der Gültigkeit ihrer Antwort mit dem Take-First-Prinzip zu begegnen. Hier lautet die Anweisung: *„Falls Sie sich nicht ganz sicher sind, macht das überhaupt nichts: Entscheiden Sie sich einfach für die Antwort, die Ihnen zuerst durch den Kopf geht.“* Hiermit wird zudem ein Frame gesetzt, wodurch die Komplexität einer Situation „durch die Angabe eines die Situation kennzeichnenden übergreifenden Ziels“ (Esser 1990: 238) reduziert wird. Zur Bewältigung der Erhebungssituation diskutiert Esser verschiedene Frames, so z. B. den Frame „guter Befragter“, der geneigt ist, vermutete Forschungshypothesen zu bestätigen. Auch Effekte sozialer Erwünschtheit lassen sich als Frame-Effekte thematisieren. Trotz einer ganzen Bandbreite von möglichen Frames, zieht Esser folgendes Resümee:

Trotz der Seltenheit von Interviews existiert (in den westlichen Gesellschaften zumindest) eine grobe kollektive Vorstellung über die Situation des Interviews und das darin erwartete Verhalten. Anders gesagt: man kann davon ausgehen, daß die meisten Befragten für die Interviewsituation das Ziel „wahrheitsgemäße Antwort“ kennen und auch (zunächst) als Frame setzen; und daß es für die Befragungssituation grobe Skripte über den Ablauf und die formale Art der Reaktionen gibt. [...] Kurz: für die Befragungssituation selbst gibt es vorab geltende Vereinfachungen, die den Vorgang selbst drastisch entlasten und ‚wahre‘ Antworten zur wahrscheinlichsten Reaktion werden lassen (vorausgesetzt die entsprechenden kognitiven und kommunikativen Bedingungen sind gegeben) (Esser 1990: 244).

Nach der Reflexion der Befragungssituation scheint es mir passender, das Erhebungsinstrument weniger als Messinstrument aufzufassen, sondern als spezifisches kommunikatives Angebot, welches mit alltagsnahen Strategien bewältigt wird. Die Spezifik des Kommunikationsangebots besteht in der Vorgabe von

Fragen und Antworten, innerhalb derer Befragte versuchen sich näherungsweise „wahrheitsgemäß“ zu positionieren. Innerhalb dieser Grenzen können Befragte Position und Standpunkte beziehen, welche ihrer personalen Identität, dem Frame und ihrer Alltagstheorie am ehesten entsprechen.

Das Erhebungsinstrument als kommunikatives Angebot aufzufassen, bedeutet zwar auf der methodologischen Ebene, von der klassischen Messtheorie abzurücken, was zur Folge hat, dass „die situationsbezogenen Reaktionen von Befragten genauso ernst zu nehmen sind wie die mit einer personalen Identität verbundenen Antworten“ (Esser 1986: 333). Auf der Ebene der Instrumentenkonstruktion scheint mir die Reflexion der Erhebungssituation eher eine Ergänzung zur klassischen Messtheorie zu beinhalten, die dem Umstand Rechnung trägt, dass der Akt der Erhebung messtechnisch nicht vollständig kontrolliert und standardisiert werden kann. Auf der Ebene der Interpretation der Daten scheint der Bruch mit der klassischen Messtheorie gravierender: Framebedingt kann es dazu kommen, dass gleiche Antworten Unterschiedliches bedeuten und umgekehrt. Für die eben eingeführte Aussage „Meine Freunde sprechen eher Hoch- als Ruhrdeutsch.“ ließe sich so ein Fall konstruieren: Einerseits kann sie nach besten Gewissen „wahrheitsgemäß“ beantwortet werden, andererseits kann der Wunsch, mit einem der jeweiligen Varietät verbundenen Milieu assoziiert zu werden, diese wahrheitsgemäße Wirklichkeit in den Hintergrund rücken lassen. Damit werden Datensätze, die auf Fragebogenerhebungen beruhen, zu einem gewissen Grade ambig:

Voraussetzen, daß ein und dieselbe Frage für soziale Subjekte, deren kulturelle Praxis - klassenbedingt - recht unterschiedlich ist, den gleichen Sinn hat, hieße verkennen, daß die verschiedenen Sprachen nicht nur im Umfang ihres Wortschatzes oder im Abstraktionsniveau differieren, sondern auch in den Themen und Problemen, die sie transportieren (Bourdieu u.a. 1991: 49).

Wo es Ambiguitäten gibt, gibt es auch die Möglichkeit der Disambiguierung. Zum Beispiel wird im Fragebogen der Zustimmungsgrad zur Aussage „*Ich pflege einen gehobenen Lebensstandard*“ erfragt: Je nach Station und Verlauf der Biografie mag diese Frage recht unterschiedlich beantwortet werden. Jedoch lassen weitere Variablen wie Ausbildung, Alter, Wohnort, maximale Ausgaben im Restaurant durchaus Schlüsse zu, was ein gehobener Lebensstandard für den jeweiligen Befragten bedeutet.

Um zu der eingangs formulierten Frage zurückzukehren: Was passiert, wenn Befragte Fragebögen ausfüllen? Man kann davon ausgehen, dass Befragte die soziale Situation dann mit geringem Aufwand bewältigen, wenn sie Antworten nach ihrem Dafürhalten wahrheitsgemäß beantworten und insgesamt einer globalen Strategie, einem Frame folgen. Werden in der üblichen messtheoretischen Terminologie Effekte der sozialen Situation „Fragebogenerhebung“ als das Ergebnis verzerrende Messfehler interpretiert, so sollen sie im Folgenden als das Ergebnis einer habitusspezifischen Strategie erscheinen, mit der die Aufgabe Fragebogenbeantwortung bewältigt wird.

2.3.2 Realisierung der Stichprobe

Die Umfrage wurde als Online-Umfrage durchgeführt. Online-Erhebungen bieten den Vorteil, dass die Stichprobengröße kaum limitiert ist. Die Befragten geben die Daten am heimischen PC ein und anschließend werden sie auf einem Server gespeichert.

Der Online-Fragebogen wurde mit der Software GrafStat⁴² erstellt. Hierbei handelt es sich um ein recht vielseitiges, einfach zu bedienendes Programm, welches für den Bildungsbereich entwickelt wurde und für wissenschaftliche Zwecke frei verfügbar ist. Des Weiteren bietet GrafStat die Möglichkeit, Datensammelpunkte verschiedener Universitäten zu nutzen, Dubletten in den Daten aufzufinden und rudimentäre Auswertungen vorzunehmen. Die Eingabemaske bzw. der Fragebogen stellt ein einfaches html-File dar, welches zwar die technischen Möglichkeiten von Online-Erhebungen nicht ausschöpft, aber im vorliegenden Fall ausreicht.

Der Pretest galt vor allem dem Auffinden von Verständnisschwierigkeiten bzgl. der Fragebogenanweisungen und technischer Probleme. Um den Pretest bekannt zu machen, nutzte ich mein persönliches E-Mail-Adressverzeichnis. Der Fragebogen⁴³ wurde am 20. 09. 2010 unter der URL <http://www.sprache-in-essen.de> online gestellt. Anschließend musste die Umfrage bekannt gemacht werden. Dies sollte zeitnah durch einen Artikel in der Lokalzeitung erfolgen. Doch erst am 11. 11. 2010 erschien ein halbseitiger Artikel sowohl im Lokalteil der West-

⁴² Erhältlich unter <http://www.grafstat.de>.

⁴³ Mein besonderer Dank für wertvolle Hinweise zur Verbesserung des Fragebogens gilt Georg Cornelissen und Gunnar Otte.

deutschen Allgemeinen Zeitung (WAZ) als auch in der Neuen Ruhr Zeitung (NRZ). Bis zu diesem Zeitpunkt versuchte ich über andere Kanäle, wie z. B. dem Internetforum des WAZ-Konzerns (www.derwesten.de), mit mäßigem Erfolg Informanten zu rekrutieren: Bis zum Erscheinen des Artikels gingen 189 Datensätze ein. Die Befragung endete am 15. 01. 2011 und enthält nach der Bereinigung der Daten 830 Datensätze.

Das von mir gewählte Stichprobenverfahren wird in der Stichprobentheorie als willkürliches Auswahlverfahren beschrieben, da es weder auf dem Zufall basiert noch die Fallauswahl bewusst erfolgt. Da Verfahren der Interferenzstatistik auf zufallstheoretischen Prämissen beruhen, werden Stichprobenverfahren, die nicht auf dem Zufall basieren, von Statistikern als unwissenschaftlich zurückgewiesen, wobei lediglich der bewussten Fallauswahl, z. B. in Rahmen von Voruntersuchungen, eine gewisse Legitimität eingeräumt wird.

Eine solche Vorgehensweise, die gemessen an Kriterien der Objektivität, Reliabilität und Validität in keinem Forschungsprojekt mit wissenschaftlichen Anspruch eingesetzt werden dürfte, findet hier überhaupt nur Erwähnung, weil sie in der Praxis bedauerlicherweise nicht selten anzutreffen ist (Voß 2000: 54).

Bei Schnell u. a. (1999) heißt es zu willkürlichen Stichprobenverfahren: „Aussagen auf der Basis einer willkürlichen Auswahl genügen elementaren Regeln wissenschaftlicher Arbeit nicht“ (Schnell u.a. 1999: 278).

Für mich sprechen zwei Argumente für willkürliche Stichprobenverfahren, wobei das erste Argument den Ausschlag gab. Erstens: Sie sind kostengünstig. Eine wie auch immer geartete Realisation einer Zufallsstichprobe ist ohne Ressourcen wie Mitarbeiter und finanzielle Mittel kaum zu bewältigen. Die Konsequenz aus der oben wiedergegebenen Argumentation bedeutete letztlich, dass Forschungsprojekte, die wissenschaftspolitisch auf den unteren Rängen der Förderungswürdigkeit kursieren, jeglichen empirischen Anspruch fallen lassen müssten. Dadurch machte man das Kriterium der Wissenschaftlichkeit von wissenschaftspolitischen Konjunkturen abhängig, was insbesondere die Sprachwissenschaft treffen würde, in der Zufallsstichproben die Ausnahme darstellen.⁴⁴ Zweitens: Die Reflexion der Reichweite der Aussagekraft von statistischen Daten sollte

⁴⁴ Lediglich das IDS bietet Spracheinstellungsforschung auf der Grundlage einer Zufallsstichprobe Stickel u.a. (1999); Eichinger (2009).

m. E. das ausschlaggebende Kriterium für Wissenschaftlichkeit darstellen und nicht das Stichprobenverfahren. Sicher verschärfen sich methodische Probleme unter den Bedingungen einer willkürlichen Fallauswahl, da mit ihr ein weitreichender Kontrollverlust einhergeht. So sind mittels Zufallsstichproben ohne Teilnahmezwang, z. B. auf Grundlage des Telefonbuchs oder des Einwohnermelderegisters, gewonnene Daten aus inferenzstatistischer Perspektive bereits problematisch, weil sie stets auch Stichprobenfehler enthalten, die z. B. aus einer Interviewverweigerung resultieren. Im Rahmen willkürlicher Stichproben sind derartige Stichprobenfehler weder dokumentierbar noch kontrollierbar, da die Zusammensetzung der Stichprobe selbstrekrutierend erfolgt. Aus diesen Gründen muss man für Online-Befragungen sagen: „Die Stichprobenproblematik macht es [...] unmöglich, über Online-Befragungen bevölkerungsrepräsentative Umfrageergebnisse zu erhalten“ (Maurer u.a. 2009: 69).

In der Regel wird die Möglichkeit des Schließens von einer Stichprobe auf eine Grundgesamtheit unter dem Begriff der Repräsentativität diskutiert. Stichproben werden als repräsentativ bezeichnet, wenn eine Merkmalsverteilung in der Stichprobe die Merkmalsverteilung in der Grundgesamtheit, aus der die Stichprobe gezogen wurde, abbildet. Überprüft werden kann diese Annahme jedoch nur für Größen, die in der Grundgesamtheit bereits bekannt sind. So wissen wir (z. B. auf der Grundlage der Einwohnermeldestatistik), dass das Verhältnis von Männern und Frauen in der Essener Bevölkerung 50 : 50 beträgt. Bezüglich dieses Merkmals ist die Stichprobe repräsentativ: Der Anteil von Männern in der Stichprobe beträgt 50 %. Gleiches gilt auch für das arithmetische Mittel des Alters: Laut statistischem Amt der Stadt Essen beträgt das Durchschnittsalter der Essener Bevölkerung zum Zeitpunkt der Erhebung 44,4 Jahre. Das Durchschnittsalter der in der Stichprobe vertretenden Personen beträgt 44,7 Jahre. Betrachtet man jedoch Indikatoren zum sozialen Status und vergleicht den Befund der Stichprobe mit der Grundgesamtheit, so tritt ein deutlicher Mittelschichtbias zu Tage: Jeder zweite Befragte gibt als höchsten Schulabschluss die Allgemeine Hochschulreife an. Im Vergleich dazu hat deutschlandweit nur gut ein Viertel der Bevölkerung die Fachhochschul- oder Hochschulreife.⁴⁵ Für jede

⁴⁵ In 2012 sind es nach Ergebnissen des Mikrozensus 27,3 % der über 15-Jährigen in Deutschland, die über die Fachhochschul- oder Hochschulreife verfügen. Statistisches Bundesamt (2013: 13).

endliche Stichprobe gilt, dass sie „niemals sämtliche Merkmalsverteilungen der Population“ (Diekmann 2004: 368) bzw. Grundgesamtheit abbildet. „In der Statistik ist der Begriff der ‚repräsentativen Stichproben‘ keine Fachbegriff“ (Diekmann 2004: 368). Stichproben werden gezogen, um Aussagen über unbekannte Parameter zu treffen. Um also die Reliabilität einer Stichprobe einschätzen zu können, ist der Begriff des Zufalls zentral: Haben alle Elemente einer Grundgesamtheit die gleiche Chance in die Stichprobe zu gelangen? Dies ist bei willkürlichen Stichprobenverfahren nicht der Fall. Wer das Forschungsziel verfolgt, auf der Grundlage einer Stichprobe auf die Grundgesamtheit zu schließen, kann auf Zufallsstichproben nicht verzichten.

Die Schätzung von Parametern der Population, aus der die Stichprobe entnommen wurde, muß allerdings nicht immer der einzige Zweck der Ziehung von Stichproben sein. Denken wir einmal an den Test von Zusammenhangshypothesen, sei es anhand von Umfragedaten oder in sozialpsychologischen Experimenten. Wir benötigen hierzu nicht unbedingt repräsentative Stichproben und sind häufig auch gar nicht daran interessiert, Parameter der Grundgesamtheit zu schätzen. [...] Zusammenhangshypothesen können daher durchaus an willkürlichen Stichproben geprüft werden, und genau dies ist auch die gängige Praxis z. B. in der Psychologie und Sozialpsychologie (Diekmann 2004: 329).

Dem vorliegenden quantitativen Forschungsdesign liegt eine Zusammenhangshypothese zugrunde, nämlich der Zusammenhang zwischen Sprachwissen und Habitus. Doch im Rahmen willkürlicher Stichproben ist nicht auszuschließen, dass die empirisch ermittelten Befunde auf Stichprobenfehler zurückführbar sind. Um Vertrauen in die Daten und in die Befunde herzustellen, bleibt einerseits die theoretische Begründung der beobachteten Daten und andererseits die Konfrontation der Daten mit den Ergebnissen aus Befragungen höherer Güte. Hierbei bieten sich Analogiebildungen als heuristisches Mittel an. Lässt sich anhand von Zufallsstichproben belegen, dass konservativ Gehobene ihre kulturellen Präferenzen am etablierten Hochkulturschema ausrichten, so sollte dies analog für die Sprache gelten.

3 Qualitative Analyse des Sprachwissens in Essen

Das globale Ziel dieses Kapitels liegt in der Analyse des Sprachwissens auf der Grundlage von leitfadengestützten Interviews. Analyse heißt dabei, über eine rein deskriptive Ebene des Gesagten hinauszugehen. Stattdessen wird eine Umkehrung der Komplexitätsreduktion des Alltagsverstandes angestrebt, indem die Implikationen des Gesagten herausgearbeitet werden.

In Kapitel 3. 1 wird zunächst mit der Darstellung der zentralen Motive der Interviews ein Einstieg ins Material geboten. Kapitel 3. 2 dient dazu, die untere Schwelle des Sprachwissens zu erörtern. Hier gilt es im Wesentlichen das Latente vom Ouverten zu trennen. In Kapitel 3. 3 geht es im Kern um die Frage, mit welchen Kategorien im Alltag über Sprache gesprochen wird. Dazu wird rekonstruiert, inwiefern im Alltag Sprache als Varietätengefüge wahrgenommen wird. Anschließend wird in Kapitel 3. 4 die Ökonomie sprachlicher Märkte erschlossen, indem die Strategien beleuchtet werden, mittels derer die Akteure versuchen, sich auf den Sprachmärkten zu behaupten.

3.1 Zentrale Motive der Interviews

Das Herausarbeiten der zentralen Motive in den Interviews bildet einen der ersten Analyseschritte. „Als zentrales Motiv wird dabei ein konsistentes Bündel verschiedener sprachlicher Wahlen bzw. Selektionen verstanden, die sich durchgängig im gesamten Interview zeigen“ (Kruse 2008: 12). Das zentrale Motiv bildet also den roten Faden eines Interviews, zu dem der Interviewte bei Bedarf zurückkehren kann. Oft wird das zentrale Motiv bereits in der Anfangssequenz genannt.

Tabelle 7: Zentrale Motive der Interviewten

Interview	Zentrales Motiv
Frau Müller	Variantenreichtum als Ressource
Herr Schmidt	Salienzproblem
Herr Schneider	„Falscher Interviewpartner“
Herr Fischer	Sprachwandel: „Es ist nicht mehr so, wie es mal war!“
Paula	Kontextsichere Registerwahl als Kernkompetenz
Peter	Devianz als Normalität
Sarah	Fremder Essener Norden, fremde Sprache

Tabelle 7 gibt einen Überblick über die in den Interviews vertretenen zentralen Motive. In der Regel weisen sie einen direkten Bezug auf die sprachlich-soziale Identität der Interviewpartner auf.

Frau Müller stellt die örtliche Sprache als besonders vielfältig dar. In der Anfangssequenz heißt es: „total bunt im Grunde genommen.“ Für Frau Müller ist sprachliche Vielfalt auch über das Deutsche hinaus keine negative Erscheinung, wie es in manchen Diskursen dargestellt wird, sondern eine wertvolle Ressource, aus der ein Sprecher schöpfen kann. In den biografischen Sequenzen beschreibt sie die sprachliche Situation im Elternhaus als sehr heterogen. Der Vater wird als typischer Sprecher des Ruhrgebiets dargestellt, während der Mutter die Rolle der standardsprachlichen Spracherziehung zukommt.

Das zentrale Motiv Herrn Schmidts wird in der Anfangssequenz genannt. Ich nenne es Salienzproblem. Zwar geht es beim Salienzbegriff um Gegenstände, die in einem bestimmten Kontext das Bewusstsein eher erreichen als andere, dennoch wird in der linguistischen Diskussion die Frage nach salienten Sprachmerkmalen mit der Frage nach auffälligen Merkmalen gleichgesetzt (Purschke 2008: 80ff.).

Interviewsequenz (1); Herr Schmidt

01 S: das problem ist zunächst mal,
 02 ob (.) man sich dessen überhaupt bewusst ist,
 03 wie man spricht.

Im Interviewverlauf kommt Herr Schmidt sieben Mal auf das zentrale Motiv zurück. Die folgende Interviewsequenz (2) stammt aus dem ersten Drittel des

Interviews. Der Interviewte wurde zuvor vom Interviewer aufgefordert, sprachliche Merkmale zu nennen, die typisch fürs Ruhrgebiet sind:

Interviewsequenz (2); Herr Schmidt:

- 01 S: ja, da tu ich mich ganz schwer mit.
02 äh weil ich weil man sich ja nich(t) permanent
selber beobachtet.

Die wiedergegebene Interviewpassage enthält eine Reihe von Implikationen, die sich unmittelbar auf Herrn Schmidts zentrales Motiv beziehen. Man kann in dem zentralen Motiv durchaus ein strategisches Moment sehen, welches dazu dient, den Fragen nach der sprachlichen Gestalt auszuweichen, ohne sich als inkompetenter SdR-Sprecher darzustellen.

Herr Schneiders zentrales Motiv besteht darin, Zweifel an seiner Eignung als Interviewpartner anzumelden, was u. a. damit begründet wird, dass er nicht im Kernruhrgebiet aufwuchs und lediglich Zugezogener ist, wenngleich er seit seiner Kindheit im Ruhrgebiet wohnt. Des Weiteren weist er von sich, ein typischer Sprecher der SdR zu sein, auch wenn er persönlich keine Vorbehalte gegenüber der SdR pflegt. Seine Ehefrau weise ihn zwar zuweilen zurecht, wenn er zu stark SdR spricht, aber letztlich ist Herr Schneider überzeugt, dass es geeignetere Personen gibt, die aufgrund ihrer sprachlichen Kompetenz über die SdR sprechen können:

Interviewsequenz (3); Herr Schneider:

- 01 S: ich bin ja kein gebürtiger ruhrgebietler,
02 ich wohn zwar schon vierzig jahre hier,
03 aber ich komm aus dem westfalen bereich.

Herr Fischer gibt an, einen deutlichen Abbau von Non-Standardmerkmalen im Ruhrgebiet registriert zu haben, was er auf das Bildungssystem und eine erhöhte soziale Mobilität zurückführt:

Interviewsequenz (4); Herr Fischer:

- 01 F: und äh aber mit der zeit (-) hat sich ja doch die
dieses=dieses ruhrgebietdeutsch,
02 hat sich ja auch verflacht.
03 und et wird ja gez in den schulen viel mehr wert
darauf geleicht,

04 dass man auch anständig sprechen kann; (.) ne?
 05 und äh (.) ich mein,
 06 dat wär auch ganz gut.
 07 aber (-) es wird weniger.

Die Interviewpassage reflektiert durchaus eine ambivalente Position zum Non-Standard der Region. Einerseits erwähnt Herr Fischer explizit, dass er der wahrgenommenen Entwicklung positiv gegenübersteht (06), andererseits kommt auch in dieser Interviewpassage zum Ausdruck, dass er diese Entwicklung mit Bedauern sieht. Dafür spricht zum einen die Verflachungs-Metaphorik in 02, deren Topos ansonsten in eher kulturpessimistischen Diskursen vorkommt, und andererseits die Verwendung des unverschobenen *Dat*, welches als Bekenntnis zur SdR gewertet werden kann.

Paula betont mehrfach im Interviewverlauf, dass es ihr sehr wichtig ist, das Register situationsangepasst zu wählen. Dies setzt jedoch voraus, den Code authentisch zu beherrschen und zu wählen. Laut ihrer Darstellung gelingt dies Paula in den meisten Situationen. In der folgenden Interviewpassage beschreibt Paula, wie sie sich sprachlich einen Zugang zu Teilnehmern gewerkschaftlicher Seminare durch den Einsatz von Sprache verschafft:

Interviewsequenz (5); Paula:

01 P: also, da guck ich dann wirklich,
 02 wie äh die grade drAUF sind,
 03 wenn ich merk,
 04 das sind wirklich welche die du dadurch kriegen
 kannst,
 05 sach ich mal,
 06 dass du wirklich auf einer wellenlänge mit denen
 redest,
 07 dann äh rede ich auch teilweise n bisschen
 überTRIEBener ruhrpotttdialekt als in der
 realität;=he=he.

Peters Selbstbild ist stark mit der Kolonie und deren Arbeiterkultur verbunden, in der er aufgewachsen ist. Statt „Devianz als Normalität“ könnte man das zentrale Motiv in Anlehnung an Mihm (1985) auch „heimliches Prestige des Ruhrdeutschen“ nennen. Ihm ist die Abweichung von der sprachlichen Norm nicht nur bewusst, sondern sie wird regelrecht kultiviert. In der folgenden Passage geht es um einen Kollegen, der die Sprache der Kolonie nach einem Umzug ins

Rheinland aufgegeben hat. Hier zeigt sich, dass die Kategorien „richtig“ und „falsch“ als eine Frage des Standpunktes gewertet werden (03-04), wobei für Peter letztlich der Standpunkt des „Kohlenpotts“ (04) zählt:

Interviewsequenz (6); Peter:

01 P: ich hab zum beispiel hier nen kollegen gehabt,
02 da bin ich mit groß geworden,
03 der auch nur immer fALSch gesprochen hat,
04 also fürn kohlenpott RIChtig,

Sarahs zentrales Thema ist die als krass empfundene sprachliche Distanz des Essener Süden zum Essener Norden. Der Essener Norden wird als fremde Welt beschrieben, in der „man kaum ein Wort versteht“. Dieses Urteil entbehrt jeglicher linguistischer Grundlage, trotzdem wird es plausibel präsentiert, indem die sozialen Unterschiede betont werden, die zwischen dem Norden und dem Süden bestehen. Hierbei wird ein naiver Sprachmaterialismus (vgl. ausführlicher Kapitel 3.2.2) angesprochen, in dem die angesprochenen sozialen Unterschiede auch für die Sprache plausibel erscheinen.

Auf einem sehr abstrakten Niveau lässt sich der rote Faden aller Interviews mit dem Begriff der Divergenz benennen. In der Biologie beschreibt dieser Begriff das Auseinanderdriften einer Population. Divergenz im Allgemeinen beschreibt auch das Auseinandergehen von Meinungen, Interessen usw. Divergenzen im Bereich der Sprache können auf unterschiedlichen Abstraktionsebenen thematisiert werden. Die rudimentärste ist die sprachliche Variante, zu der Realisierungsalternativen existieren, wobei bestimmte Alternativen unter bestimmten Umständen diskreditiert sind. Dies setzt wiederum eine Struktur voraus, Bourdieu (1990) nennt sie sprachlicher Markt, die vor allem aus demjenigen Sprachwissen besteht, das den Sprecher in einem bestimmten Typus von Situationen diese Varianten vermeiden lässt. Zudem setzt Divergenz ein Streben, eine bestimmte Richtung voraus, für die ein gewisser Aufwand nicht gescheut wird. Autoritäten überwachen diesen Prozess und üben Druck aus. Sie achten auf den legitimen Sprachgebrauch und besitzen durch die Anerkennung der Subalternen die Macht, Urteile auszusprechen und Sanktionen zu vollstrecken. Diese Autoritäten müssen den Sprechern dabei nicht notwendigerweise extern sein, sondern können derart verinnerlicht sein, dass der Subalterne das von ihm Verlangte als

voluntaristischen Akt verklärt. Grundsätzlich bietet der Sprachmarkt den Akteuren zwei Strategien: konformes Verhalten oder Delinquenz. Konformes Verhalten neigt seinem Wesen nach dazu, vorgefundene Strukturen zu reproduzieren; delinquentes Verhalten dazu, vorgefundenen Strukturen zu transformieren.

3.2 Untere Schwelle des Gegenstandes

In Kapitel 1. 2 wird das Sprachwissen als verbalisierbares Wissen definiert, welches zudem ein Mindestmaß sozialer Relevanz besitzt. In Kapitel 3. 2. 1 wird diese Definition am Gegenstand des Sprachwissens spezifiziert werden. Hierzu werden die Begriffe Rauschen, Indizien und Markierer entwickelt. Indizien und Markierer bezeichnen unterschiedliche Klassen von Klassifikationen, wohingegen sich der Begriff des Rauschen auf sprachliche Phänomene bezieht, die nicht klassifizierend wirken. Anhand des Begriffs der Norm (3. 2. 2) wird der Aspekt der sozialen Relevanz erläutert, denn gerade Sprachnormen sind Phänomene begrenzter Reichweite und nicht in allen Situationen für alle Sprecher gleich relevant und verbindlich.

3.2.1 Abweichungen: Stigma - Prestige - Normalität

Die Wahrnehmung von Sprache ist den metasprachlichen Diskursen, in denen Sprachwissen verhandelt wird, vorausgesetzt. Im Folgenden wird es deshalb darum gehen, eine untere Schwelle des Gegenstandes Sprachwissen zu bestimmen, die über den physiologischen sowie psychologischen Prozessen liegt, die Wahrnehmung überhaupt erst ermöglichen.⁴⁶ Sprachwissen soll dort beginnen, wo Klassifikationen anfangen, eine Rolle zu spielen. Um diese Schwelle zu benennen, werde ich zuerst die Begriffe Rauschen, Indizien und Markierer einführen. Neben den Begriffen Prestige und Stigma, scheint es mir erforderlich, eine dritte Kategorie einzuführen, da die Opposition von Prestige und Stigma oft nicht ausreicht, Wahrnehmungsschemata zu beschreiben:

⁴⁶ Laut Eco (1972: 31) kann genau dort die untere Schwelle der Semiotik verortet werden, „wo sich die noch dunkle Größe des ‚Sinnes‘ abzeichnet“. Um den Versuch einer Rekonstruktion des Sinnes geht es ebenfalls, wenn das Sprachwissen als soziale Tatsache untersucht wird.

Interviewsequenz (7); Sarah:

01 S: ich bin jetzt in rüttenschEIDT zur schule gegangen,
02 da kamen viele aus n Süden,
03 die ham ganz normal gesprochen,
04 oder für MICH jetzt normal,
05 weil ich sprech jetzt auch nich normal,
06 aber zumindest nich so merk (.) BAR mit dialekt.

Um den Begriff ‚Stigma‘ weiter theoretisch zu unterfüttern bzw. dem Phänomen der als normal empfundenen Abweichung konzeptionell Rechnung zu tragen, werde ich mich auf Goffmans (1967) Konzept der ‚normalen Abweichung‘ berufen. Beginnen werde ich mit der Unterscheidung von Rauschen, Indizien und Markierer.

Aus der Fülle an Sprachphänomenen, die über der Wahrnehmungsschwelle eines durchschnittlichen Wahrnehmungsapparats liegen, werden nur die wenigsten im Diskurs relevant gesetzt. All jene Phänomene, die im Diskurs keinerlei Relevanz erfahren, sollen Rauschen genannt werden. In der Informatik versteht man unter Rauschen Signale, die außerhalb eines Codes stehen und in diesem Sinne soll Rauschen hier verstanden werden: Um jedoch wahrnehmende Subjekte nicht auf Maschinen zu reduzieren, sei vorweg gesagt, dass jedes Element des Rauschens das Potenzial birgt, Diskursgegenstand zu werden.

Es gibt eine Reihe von Sprachmerkmalen, die klassifiziert werden und klassifizierend wirken, wobei zumeist auf tradierte Kategorien zurückgegriffen werden kann. Hier beginnt das verbalisierbare Sprachwissen. Oft wirken diese Sprachmerkmale wie Indizien, wie diese Klasse im Folgenden genannt wird, die Hypothesen über den Kontext zulassen. Dies betrifft sowohl Hypothesen über den Sprecher, wie z. B. seine örtliche oder soziale Herkunft, als auch Hypothesen über die Definition der Situation (ernst, lustig usw.). Immer wenn sprachliche Alternativen zu einer Variante benennbar sind, liegen zudem Indizien vor, auch wenn die Zugehörigkeit einer Variante zu einer benennbaren Kategorie nicht erfolgt oder nicht erfolgen kann.

Indizien sind auf den sprachlichen Märkten recht wertlos. Sie wirken weder kreditierend noch diskreditierend auf einen Sprecher. Diese Feststellung ist ein wenig heikel, da dies von vielen Faktoren abhängig ist. Auch können z. B. neutral vorgetragene Hypothesen über die regionale Herkunft eines Sprechers auf Resentiments referieren, die mit diesen Regionen assoziiert werden. Im Großen be-

zieht sich diese Kategorie jedoch auf eine Reihe von Merkmalen, die in den Interviews zwar als dialektal, d. h. typisch Ruhrgebiet, thematisiert werden, aus linguistischer Perspektive jedoch eher gesprochener Sprache zuzurechnen sind. Dazu zählen insbesondere koartikulatorische Prozesse wie Assimilationen und Kontraktionen.

Interviewsequenz (8); Herr Schneider:

01 S: geh mal raus äh sacht hier kein sacht kein m(?) -
 02 ge=MA.
 03 ge=ma oder mach=ma mach=ma oder ma=ma ma=ma.
 04 son satz mit ma=ma und so.
 05 ma=ma tür zu und so.
 06 sperr=ma ab.
 07 das sind so=so kurzformeln,
 08 die finden se häufig hier im ruhrgebiet.

Herr Schneider nennt in 01 die Norm, zu der die weiteren Beispiele in Bezug gesetzt werden, nämlich *geh mal raus*. Stattdessen würde im Ruhrgebiet *ge=ma* gesagt. Der linguistische Unterschied besteht in diesem Fall in der Kürzung des Vokals in *geh* und in der Tilgung des *l* in *mal*. Durch die Vokalkürzung entsteht ferner der Eindruck einer Zusammenziehung zweier Wörter zu einer „Kurzformel“. Das zweite Beispiel wird in Zeile 03 expliziert: *mach ma* wird zu *ma ma*. Im Fall von *Sperr ma ab* hingegen bleibt lediglich der Ausfall von *l* in *mal* festzustellen, welches auch in standardsprachlichen Gesprächen hochfrequent vorkommt (vgl. Kapitel 1. 1). Dennoch sollen die aufgeführten Merkmale als Indizien gewertet werden, weil sie als solche dargestellt werden und keine diskreditierende Wirkung genannt wird. Sie werden als normale Abweichung gewertet.

Die dritte Klasse soll Markierer⁴⁷ genannt werden. Sie sind die eigentliche Handelsware auf den sprachlichen Märkten. Diese Klasse lässt sich ferner nach Prestige- bzw. Stigma-Merkmalen einteilen. In der Forschung nimmt die Beschäftigung mit sprachlichen Stigmata einen größeren Raum ein als die Beschäftigung mit Prestige-Merkmalen. Mir scheinen jedoch die Produktionsbedingungen da-

47 Man vergleiche zur Unterscheidung von Indizien und Markierern die Unterscheidung von Indikatoren und Markern bei Labov (1978): „Indikatoren sind sprachliche Elemente, die eine soziale Matrix eingebettet sind und soziale Differenzierung nach Alter oder sozialer Gruppe zeigen, aber keine Muster des Stilwechsels [...] aufweisen und wenig Bedeutungskraft zu haben scheinen“ Labov (1978: 307). Marker hingegen markieren einen Stilwechsel.

für verantwortlich zu sein, die dazu führen, dass Prestige-Merkmale eine niedrigere Halbwertszeit besitzen. Als Objekte der Distinktion verlieren Prestige-Merkmale ihr Prestige, sobald sie eine gewisse Institutionalisierung erreicht haben, also dem Usus oder einer Konvention entsprechen.⁴⁸ Die Institutionalisierung des Stigmas ändert den Charakter des Stigmas jedoch nicht.⁴⁹ Statt von Stigma zu sprechen, könnte man auch von „Verschmutzern“ oder „Kontaminieren“ sprechen: Diese Sprachmerkmale sind in der Lage, Turns oder Sprecher so zu kontaminieren, dass sie nicht gehört werden.

Die Begriffe Rauschen, Indizien und Markierer bauen aufeinander auf. Sie bilden Stufen von Bedingungen: Unter Rauschen verstehe ich Merkmale, die von Wahrnehmungssapparat aufgenommen werden können, jedoch keinen Diskursgegenstand darstellen. Die Schwelle zum Sprachwissen bilden die Indizien: Als Merkmale, welche im Diskurs als normale Abweichung dargestellt werden, wirken sie weder dis- noch kreditierend, wenngleich sie Vermutungen z. B. über die Herkunft eines Sprechers auslösen können. Markierer hingegen sind stark und meist negativ bewertet. Neben stigmatisierten Dialekten (z. B. Sächsisch) werden sprachliche Stigmata in den Interviews als fehlerhaft beschrieben. Es liegt auf der Hand, dass hier nicht der Kodex das Maß aller Dinge darstellt, wenngleich sich auch linguistische Laien zuweilen auf Kodizes wie z. B. den Duden beziehen, wenn sie begründen, weshalb eine sprachliche Form „falsch“ gebraucht wird oder nicht zulässig ist. Überhaupt muss das Problem der sprachlichen Abweichung aus der Sicht der Sprachbenutzer umgekehrt betrachtet werden: Es kommt nicht so sehr darauf an, eine sprachliche Norm zu erfüllen, die als richtiges oder gutes Deutsch gilt, sondern vielmehr darauf, keine sprachlichen Merkmale zu benutzen, die für gewöhnlich als unangemessen oder falsch usw. betrachtet werden. Folglich, und dies gilt für den mündlichen Sprachgebrauch mehr als für den schriftlichen, da dieser institutionalisierter ist als der mündliche, bleiben viele Abweichungen vom Standard unerkannt oder werden weniger heftig als andere sozial sanktioniert, da die Sanktionen ebenfalls Konventionen unterliegen. Der wahrgenommenen Abweichung liegt eine (sprachliche) Konvention zu Grunde, was es wiederum aus linguistischer Perspektive so

48 Vgl. Keller (2003: 108) zum Galanteriespiel.

49 In diesem Zusammenhang scheint mir die Unterscheidung zwischen statischen und dynamischen Handlungsmaximen bei Keller (2003: 139) von Bedeutung zu sein.

schwierig macht, bestimmte in der Alltagsperspektive durchaus als Fehler betrachtete Merkmale auch wissenschaftlich als Fehler zu bestimmen. Rudi Keller versucht, mittels einer die Perspektive der Sprecher einbeziehende Fehler-Definition diesem Umstand Rechnung zu tragen: „Fehler sind also meines Erachtens nicht in erster Linie Abweichungen von Regeln (bzw. Konventionen bzw. Normen), sondern Frustrationen von Erwartungen“ (Keller 1980: 40). Im weiteren Verlauf wird der Stigma-Begriff unter Bezugnahme auf Goffman (1967)⁵⁰ weiter geschärft werden.

Goffman (1967: 10f.) definiert Stigma als eine Eigenschaft eines Individuums, „die zutiefst diskreditierend ist“ und zwar in Abhängigkeit zu der Kategorie, die zur sozialen Klassifikation dieser Person im Allgemeinen zur Verfügung steht. Folglich können gewisse Eigenschaften in diesem Kontext diskreditierend wirken und in jenem nicht. Ein Stigma kann die Reduktion von Lebenschancen zur Folge haben, wodurch die Parallele zu Bourdieus Sprachkapital deutlich wird, deshalb sollte das sprachliche Stigma als Negativkapital beschrieben werden:

Von der Definition her glauben wir natürlich, daß eine Person mit einem Stigma nicht ganz menschlich ist. Unter dieser Voraussetzung üben wir eine Vielzahl von Diskriminationen aus, durch die wir ihre Lebenschancen wirksam, wenn auch oft gedankenlos, reduzieren. Wir konstruieren eine Stigma-Theorie, eine Ideologie, die ihre Inferiorität erklären und die Gefährdung durch den Stigmatisierten nachweisen soll; manchmal rationalisieren wir derart eine Animosität, die auf anderen Differenzen - wie zum Beispiel sozialen Klassendifferenzen - beruht (Goffman 1967: 13).

Goffman (1967: 12) unterscheidet zwischen drei Formen des Auftretens von Stigmata. Zunächst kann es als „Abscheulichkeit des Körpers“ (Goffman 1967: 12) physischer Natur sein; eine angeborene körperliche Deformation und deren Folgen, wie etwaige Sprachfehler, können stigmatisierend wirken. Des Weiteren existiert eine Klasse von Stigmata, deren Ursache als Willensschwäche des Stigma-Trägers angesehen wird. Goffman (1967) spricht von Charakterfehlern. Die dritte Klasse von Stigmata nennt Goffman phylogenetisch. „Es sind solche Stigmata, die gewöhnlich von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben werden und alle Mitglieder einer Familie in gleicher Weise kontaminieren“ (Goffman 1967: 13).

⁵⁰ Selting und Hinnenkamp (1989: 9) beziehen die Stigma-Analyse Goffmans (1967) auf die Stilisierung von Personen als soziale Typen.

Die Unterscheidungen Goffmans (1967) ermöglichen es, die Stigma-Theorie der Stigmatisierenden differenziert zu analysieren. Für das Wesen sprachlicher Stigmata gilt dies m. E. nur eingeschränkt. Von „Abscheulichkeiten des Körpers“ abgesehen, hängt es vom Standpunkt der Stigmatisierenden ab, ob ein sprachliches Stigma als Folge einer Charakterschwäche oder als phylogenetisch vererbt angesehen wird.

Bei phylogenetisch angesehenen Stigmata wird den Stigmatisierten unterstellt, keine sprachliche Handlungswahl zu besitzen. Im Gegensatz dazu stehen sprachliche Stigmata, die ihren Benutzern als Charakterschwäche ausgelegt werden. In der folgenden Interviewsequenz (9) geht es um eine Kassiererin und einen Mieter von Frau Müller. Beide werden im Kontext bildungsspezifischer Sprachunterschiede genannt. Der Kassiererin wird ihr Nonstandard-Gebrauch als Charakterschwäche ausgelegt, dem Mieter hingegen wird unterstellt, dass sein Nonstandard-Gebrauch seinen sprachlichen Fähigkeiten entspricht.

Interviewsequenz (9); Frau Müller:

- 01 M: jA man kann den bildungsstand sehr deutlich
unterscheiden;
02 an der sp=weil selbst wenn alle ähm
ruhrgebietsdeutsch sprechen;
03 kann man trotzdem sehr GUT unterscheiden;
04 w äh JA wie geBILDet derjenige oder diejenige ist.
05 also ähm (.) zum beispiel,
06 und das recht mich dann=manchmal recht mich das
auch auf;
07 muss ich sagen.
08 weil ich hab auch manchmal das gefühl;
09 dat manche leute das dann so ähm (.) EXtra (.) noch
(.) machen.
10 also wenn ich=ähm;
11 is ein doofes beispiel vielleicht,
12 wenn ich hier zu edeka geh;
13 da sitzt ne kassierererin;=da krich ich zuviel.
14 (.) weil ich einfach der gar nich glaube;
15 dass die SO sprechen muss,
16 wie die spricht.
17 [hm=hm] ((lacht kichernd)) abber da kann man äh=äh
oder wir haben auch zum beispiel mieter bei uns im
haus;
18 die die dann äh da weiß man einfach;
19 (.) der=der kann JEtzt gar nicht hochdeutsch
sprechen.
20 (.) der kann auch wahrscheinlich oder der kann auch
nich ruhrgebietsdeutsch (.) äh SO sprechen;
21 dass es zumindest grammatikalisch noch richtig
ist;=ne?

Zur Distinktion ist es zweckdienlich, den Stigmatisierten als Produzenten seines eigenen Stigmas zu betrachten und ihm den Spielraum einzuräumen, das Stigma abzulegen, „da Distinktionseffekte nur dort entstehen, wo es Ermessensräume gibt“ (Bourdieu 1990: 32). Des Weiteren überträgt sich so die Verantwortung für die Folgen der Stigmatisierung auf den Stigmatisierten selbst. Somit entlastet der Sündenfall der Stigmatisierten von eventuellen moralischen Zweifeln auf Seiten der Profiteure. In der Strategie, ein Stigma zu rechtfertigen oder ein drohendes Stigma abzuwenden, spielt die Unterscheidung von Phylogenese und Charakterschwäche eine bedeutende Rolle. Gewissen sprachlichen Verhältnissen ist der Sprecher regelrecht ausgeliefert und zur Reproduktion verdammt:

Interviewsequenz (10); Paula:

- 01 P: also, bis zum zehnten lebensjahr hab ich also kein
02 bisschen ruhrgebietsdeutsch gehört,
03 aber dann nachher in der vierten klasse wurd ich
04 damit konfrontiert,
05 und wahrscheinlich habe ich n bisschen (.)
AUFgefangen.
kann man sich nicht gegen wehren.
aber so bewusst -

Doch zu welchem Grad ist das sprachliche Geschick von den Verhältnissen determiniert? Im Rahmen der generativ ausgerichteten Habitus-Theorie besteht durchaus ein Handlungsspielraum bzw. die Möglichkeit, in begrenztem Rahmen ungeliebte Sprachmerkmale abzulegen. Aus der spontanlinguistischen Sicht kann dies ebenso angenommen werden: Zwar scheint es Bereiche der Sprache zu geben, die sich der Steuerung des Sprechers entziehen, womit ein Kontrollverlust einhergeht, den z. B. auch Herr Schmidt einräumt:

Interviewsequenz (11); Herr Schmidt:

- 01 S: äh,
02 ich bekomme zwar auch manchmal vorgehalten,
03 wenn mir jemand zuhört,
04 du DARFST nicht so RUHRgebietlern.
05 bloß (.) ich=ch=ich tu das ja nicht bewusst.

Aber grundsätzlich kann man unterstellen, dass dem Stigmatisierten die Fähigkeit zugesprochen wird, den Anlass der Stigmatisierung zu vermeiden.

Ferner unterscheidet Goffman zwischen dem Diskreditierbaren und dem Diskreditierten (Goffman 1967: 12). Dem Diskreditierten steht das Stigma ins Gesicht geschrieben und ist für jedermann wahrnehmbar. Auch der Stigmatisierte unterstellt, dass jedermann über sein Stigma Bescheid weiß. Das Stigma des Diskreditierbaren ist latent; ein Stigma im Wartezustand. Dies trifft besonders jene Gruppe von Menschen, die sich bedingt durch soziale Mobilität in Situationen begeben, in denen ein anderer Habitus verlangt wird als der, der während der Sozialisation erworben wurde. Jene Gruppe, Bourdieu spricht von Kleinbürgern, steht vor einem echten Dilemma: Die Situation verlangt von ihnen, ihren Habitus zu reformieren bzw. Teile vom ihm aufzugeben oder ihn zu verleugnen. Hiermit brechen sie jedoch gleichsam das Authentizitätsgebot, was ebenso stigmatisiert ist. Dieses Dilemma macht eine Verhaltenskontrolle notwendig, die darauf ausgelegt ist, eventuelle Unsicherheiten möglichst zu vermeiden. Das gelingt nicht immer. Der auffällig gewordene Gebrauch hyperkorrekter Ausdrücke kann als Beispiel par excellence für das oben angeführte Dilemma zitiert werden. Wo er in den Interviews thematisiert wird, wird er als „besonders peinlich“ beschrieben, da hier beide Aspekte des Dilemmas simultan offenbar werden. Grundsätzlich gilt, dass die Kategorien prinzipiell transformierbar sind. So können durchaus gewisse Anteile des Rauschens Relevanz erlangen, zu Indizien werden usw. Die Erforschung sprachlicher Märkte macht es erforderlich, den Schwerpunkt auf die Klasse der stigmatisierten Markierer zu legen, da sie die eigentliche Handelsware auf den Märkten darstellen und aufgrund ihrer zum Teil hohen Institutionalisierung recht unproblematisch ihre Stigmatisierung angenommen werden kann.

3.2.2 Normen in der Sprache

Im Anschluss an die Begriffe Indizien und Markierer lässt sich die sehr allgemeine Kategorie der Divergenz näher erläutern. An Stelle von Divergenzen könnte man auch sagen, dass in jeglichen Interviews sprachbezogene Normkonflikte den roten Faden bilden. Richtet man den Fokus auf die sprachlichen Märkte ist das durchaus zutreffend. Sprachliche Märkte enthalten grundsätzlich das Potential, als sozial asymmetrische Situation erlebt zu werden und bergen damit Konfliktpotential. Insbesondere die Kategorie des sprachlichen Indizes zeigt, dass

der wahrgenommene sprachlich Andere nicht zwangsläufig defizitär wahrgenommen wird. Auch ist es m. E. für die Funktion der sprachlichen Märkte unbedingt erforderlich, dass nicht jede sprachliche Differenz als Marker erlebt und sanktioniert wird, weil dadurch Kommunikation verhindert würde. Dennoch: Die Beschäftigung mit sprachlichen Märkten beinhaltet eine Beschäftigung mit sprachlichen Normen und ihrer Durchsetzung. Für die sprachwissenschaftliche Debatte lassen sich m. E. drei Fragestellungen formulieren, um die zum Teil heftig gestritten wird (vgl. Hundt 2009: 118):

- 1) Inwiefern sind Normen legitim?
- 2) Inwiefern sind Normen bindend für Sprachbenutzer?
- 3) Inwiefern unterscheiden sich explizite und implizite Normen?

Als theoretischer Rahmen zur Beantwortung dieser Fragen dient der Institutionenbegriff, wie er in Kapitel 1. 2 vorgestellt wird. Meines Erachtens geht der Begriff der Norm vollständig in dem Begriff der Institution (vgl. auch Gloy 1997) auf und der Begriff der Institution ermöglicht es, Norm als eine Struktur begrenzter Reichweite zu betrachten. Normen kommen unterschiedliche Relevanzen zu, die je nach sozialem Kontext variieren.

Die Frage nach der Reichweite von Normen kann zum Teil mit der dritten Frage beantwortet werden: Der Normbegriff bezeichnet im Allgemeinen Phänomene unterschiedlicher Reichweite und damit unterschiedlicher Funktionen und Funktionsweisen. Um diese zu differenzieren, möchte ich die Begriffe *Usus*, *Regel* und *Norm* vorschlagen, die in der Literatur oft parallel gebraucht werden. Der *Usus* ist latent und liegt damit unterhalb der Schwelle zum verbalisierten Sprachwissen. Dem *Usus* liegen sprachliche Muster zugrunde, mit denen Sprecher einen Typ von Situationen kommunikativ bewältigen.⁵¹ Der *Usus* ist eine auf der ganzen Linie unproblematische Institution, weil er wenige Erwartungen schafft. Da sprachliche Objektivationen fehlen und es auch nicht nötig erscheint, ebendiese in die Welt zu setzen, um den *Usus* zu thematisieren oder gar repressiv durchzusetzen, fehlen auch entsprechende Sozialisationsagenten, die Abweichler zu domestizieren versuchen. Das Formulieren einer *Regel* hingegen macht den *Usus* zum Diskursgegenstand. Damit birgt die *Regel* auch das Potenzial, strittig zu sein und all jene Diskurse zu provozieren, die in den Fragen 1-2

51 Schmidt und Herrgen (2011) sprechen von Synchronisierungsakten.

angesprochen werden. Für die Involvierten können Regeln einen hohen sozialen Wert besitzen, z. B. indem sie einen sozialen Zusammenhang markieren: So berichtet Frau Müller von benennbaren Lexemen, die für sie einen sehr familiären Charakter haben:

Interviewsequenz (12); Frau Müller:

01 M: diese=diese sprache diese ausdrücke;
02 die ham schon immer eine g=ganz große bedeutung.
03 =sind auch heute noch äh dA.
04 [hm] das is dann au so;
05 wenn man (.) die sind dann ja so: aus der familie.
06 und innerhalb der familie versteht man sich dann.
07 und wenn man dann rausgeht;
08 dann äh wirds dann schwieriger.
09 (.) [hm:] dann sind die SEHR (.) JA die sind
irgendwie privat diese diese ausdrücke.

Wichtig in Bezug auf die Regel ist der Aspekt der Formuliertheit. Auch wenn beispielsweise Dialektologen ein sprachliches Muster beschreiben, kann von einer Regel im hier vorgestellten Sinne die Rede sein. Eine Norm hingegen erhebt den Anspruch einer verbindlichen Variantenreduktion. Auch formuliert ein Kodex Sprachnormen, die in gesellschaftlichen Institutionen wie der Schule wirksam sind. Auch wenn es nicht auf jede einzelne Norm zutrifft: Die Formuliertheit und die starke institutionelle Verankerung des Standards prädestinieren den Standard unabhängig von seiner Entstehungsgeschichte als Maßstab zur Ermittlung von Nonstandardmustern. So operationalisiert Henn-Memmesheimer (1997) Nonstandardmuster auf der Morphemebene auf der Grundlage der Standardformen mit dem Verweis auf ihre institutionalisierte Verankerung:

Standard ist kodifiziert und/oder institutionell legitimiert. Nonstandardmuster sind Muster, die zwar von Sprechern habitualisiert, d. h. regelkonform in spezifischen Verwendungssituationen erworben wurden, die aber in keiner Grammatik stehen (oder lediglich als Anmerkung aufgenommen sind) und/oder in der Schule und anderen Institutionen negativ bewertet werden (Henn-Memmesheimer 1997: 53).

Im Allgemeinen wird die Legitimität von Normen kaum hinterfragt. Als Teil der quasi natürlichen Weltanschauung verschleiern sie, dass Normen soziale Tatsachen sind und damit ihre Reichweite prinzipiell beschränkt ist. Das Hervorheben der Relativität von Normen ist eher Teil des akademischen Diskurses:

Für den Normtheoretiker sind Normen durch Verstehensvorgänge rekonstruierbar, von Menschen gemacht und deshalb veränderbar. Dies ist vom Standpunkt der Bourdieuschen Praxistheorie ein Irrtum: der sog. interaktionistische Irrtum aus der bevorzugten Position der Wissenschaftler, die sehr wohl - theoretisch - Normen relativieren können. Aber diese Fähigkeit ist durchaus nicht allgemein verbreitet (Henn-Memmesheimer 1990: 163).

Der nachfolgende Interviewausschnitt ist in Bezug auf die Frage nach der Legitimation von Normen recht aufschlussreich, da die Autorität der Standardnorm für einen Moment infrage gestellt wird, um dann dennoch legitimiert zu werden:

Interviewsequenz (13); Sarah:

01 I: und wer bestimmt es,
02 wer sauber spricht?
03 S: tja (3.0) ja,
04 hm (2.0) he=he. also,
05 grad heut hab ich jetzt ein buch angefangen,
06 von kurt tucholsKI,
07 der in seinem buch schreibt;
08 dass er äh schreibt über pLATTdeutsch und schreibt,
09 dass das eigentlich die WAHre sprache is,
10 und unser hOCHdeutsch äh völlig äh dem völlig
UNTERlegen is,
11 deswegen is das jetzt intressant,
12 dass du das jetzt heute fragst.
13 (-) ähm (-) ja wer entschEIDet das?
14 also, ICH ich persönlich find es irgendwie ganz
gut,
15 dass es eine eine einHEItssprache gibt,
16 dass is eben hochdeutsch in unserem land,
17 und die is halt irgendwo verANKert,
18 (-) und davon weichen eben alle anderen irgendwie
in varianten ab,
19 dass - (2.0) ich glaube, dass das so is,
20 und ich finde jetzt eigentlich auch ganz gut,
21 dass man so einen standard hat,
22 an den man sich HALten kann,
23 so dass nich alle dann noch weiter von einander
abweichen,
24 sondern wenigstens alle nur von diesem sTANDARD
abweichen,
25 damit man sich noch einigermaßen verstÄNDigen kann.
26 weil, wenn jetzt äh gar kein standard mehr
existieren würde,
27 daNN (1.5) würd ichs für schwierig HALten,
28 kl!AR!, (-) wer entschEIDet das, was richtig ist?
29 also, (.) ja jeder für siCH wahrscheinlich.
30 jeder kann ja sprechen, wie er wILL, also so.

In 03-13 wird die Frage des Interviewers mit dem Verweis auf Tucholsky in einen Diskurs eingeordnet, der dazu neigt, Autoritäten und ihre Legitimität infrage zu stellen. In Zeile 14-28 wird zwar keine Antwort auf die Frage nach dem

Entscheidungsträger von Normen gegeben, dennoch gewissermaßen der rationale Kern von Sprachnormen herausgestellt. Gewiss erleichtert eine Einheitssprache die Kommunikation, auch wenn es für jedermann nicht immer einfach ist, diese zu erlernen. So legitimiert ist der Wert von Normen ein Wert an sich, da Kommunikation ohne Normen zumindest schwierig würde. In Zeile 29-30 wird das Befolgen von Normen als voluntaristischer Akt dargestellt. Gloy (1997) hat meines Erachtens den Umgang mit Normen als voluntaristischen Akt am deutlichsten formuliert. Zwar stellt Gloy (1997) durchaus heraus, dass Normen „sich dem Handlungsvorsatz des Subjekts insoweit entziehen, wie sie bereits vor ihm konzipiert und formuliert worden sind“ und „als *sozialer Zwang*“ (Gloy 1997: 34) wirken und weist auch darauf hin, dass Institutionen Verbindlichkeiten schaffen (Gloy 1997: 30). Jedoch bestimmt er die Anerkennung von Normen und die damit einhergehende Unterwerfung als Willensakt des Subjekts⁵²:

Im Unterschied zu einer naturhaften Notwendigkeit sind diese Vorgaben aber nicht unumgebar; es handelt sich bei ihnen lediglich um konventionale Notwendigkeit (Thomä 1996, 639f.). Deren Anerkennung erfordert, daß man sich dem Regelwerk auch unterstellen *will* [Hervorhebung im Original] (Gloy 1997: 29).

Die erste Einsicht deckt sich mit der Einsicht, dass Institutionen keine Naturphänomene sind, sondern durch soziales Handeln zustande kommen und damit prinzipiell verändert werden können.

Für den Normtheoretiker sind Normen durch Verstehensvorgänge rekonstruierbar, von Menschen gemacht und deshalb veränderbar. Dies ist vom Standpunkt der Bourdieuschen Praxistheorie ein Irrtum: der sog. interaktionistische Irrtum aus der bevorzugten Position der Wissenschaftler, die sehr wohl — theoretisch — Normen relativieren können. Aber diese Fähigkeit ist durchaus nicht allgemein verbreitet (Henn-Memmesheimer 1990: 163).

Gloy (1997) unterliegt dem interaktionistischen Irrtum und unterläuft die von ihm eingeführten (sozialen) Konsequenzen, die das „freie“ Subjekt ganz unfreiwillig zu tragen hat, entzöge es sich in relevanten Fällen der Norm. Je nach gesellschaftlichem Feld kann sich dieses Verhalten gravierend auf die Biografie des Delinquenten auswirken. Um in der von Gloy (1997: 29) zitierten Schachspielmetapher zu bleiben: Die Nichtakzeptanz von Normen kann dazu führen, wie von Gloy (1997) dargestellt, dass das Spiel als solches nicht aufgehoben wird und unter veränderten Bedingungen fortgesetzt wird. Sie kann aber ebenso dazu

52 Zur Kritik Bourdieus am Voluntarismus vgl. auch Kapitel 1. 3 und Bourdieus Kritik an Satrié in Bourdieu (1993a: 87f.).

führen, dass der Delinquent vom Spiel ausgeschlossen und das Spiel nach „bewährten“ Regeln fortgeführt wird.

Die Sanktion charakterisiert den „sozialen Zwang“ näher, welcher von Normen ausgeht, indem sie als potenzielle Reaktion auf Normbrüche offen oder latent präsent ist. Im Rahmen der Institution Schule⁵³ stehen zudem auch die Sanktionierenden unter institutionellem Zwang: Qua beruflicher Stellung sind sie grundsätzlich zur Korrektur und damit zur Sanktionierung von Normverstößen verpflichtet.⁵⁴ Ammon (2005) verweist auf das Machtverhältnis, welches der Sanktionierung von Normbrüchen zu Grunde liegt. Nach Ammon (2005) sind Sprachnormautoritäten „Personen [...], die über ausreichende Macht verfügen oder dies glaubhaft machen können, um das Sprachhandeln anderer Personen (der Normsubjekte) zu korrigieren. Durch sie erst *existieren* Sprachnormen als solche“ (Ammon 2005: 36). Dieses Machtverhältnis soll in Kapitel 3. 3. 3 näher beleuchtet werden.

3.3 Benennungspraktiken im Alltag

3.3.1 Zur Bezeichnung sprachlicher Varianz

Wenn Sprecher im Alltag über Sprache sprechen, dann benutzen sie u. a. Begriffe wie Dialekt, Hochdeutsch oder Slang, also Gliederungstermini, die es den Sprechern ermöglichen, Phänomene sprachlicher Varianz zusammengefasst zu thematisieren. Derartige Bezeichnung, die letztlich das benennen, was Sprachwissenschaftler Varietät nennen, sind im alltagssprachlichen Begriffsrepertoire recht verbreitet und damit stark institutionalisiert. Weitere Beispiele sind Bayerisch, Kölsch, Friesisch usw. Daneben können Sprecher für diese Gliederungstermini oft auch Sprachbeispiele nennen, welche als typische Stellvertreter zum Beispiel für einen Dialekt angeführt werden.

53 Vor allem in den 1970er Jahren wurde unter dem Stichwort „Sprachbarriere“ zum Themenkomplex Dialekt und soziale Ungleichheit geforscht, wobei der Schwerpunkt auf der Institution Schule lag. Mit der Heft-Reihe Dialekt/Hochsprache kontrastiv z. B. Henn (1980) sollte Lehrern Materialien zur Verfügung gestellt werden, linguistisch fundiert Sprachbarrieren abzubauen.

54 Eine solche Verpflichtung besteht auch im Rahmen anderer Institutionen, wie z. B. in der Familie. Da aber in keiner Verordnung formuliert ist, dass Eltern auf die Einhaltung der Standardsprache achten und dies durchsetzen sollten, eignet sie sich weniger gut zur Exemplifizierung des beiden Konstellationen zugrunde liegenden Sachverhalts.

Für die Sprache des Ruhrgebiets existiert keine institutionalisiert einheitliche Bezeichnung, wie es zum Beispiel bei Berlinerisch der Fall ist. Bereits in den 80er Jahren wurden u. a. zu der Frage, wie die Bewohner des Ruhrgebiets „ihre“ Sprache nennen, Erhebungen durchgeführt. Thies (1985) fasst das Ergebnis wie folgt zusammen: „Einig sind sich alle Probanden in der Feststellung, daß das Ruhrgebiet eine ‚typische Sprache‘ hat“ (Thies 1985: 142), wobei die Liste der von den Informanten genannten Bezeichnungen deutlich macht, „wie enorm die Bandbreite ihrer Namensgebung ausfällt. Sie reicht von Hochdeutsch über Umgangssprache, Dialekt und Mundart bis zu Slang, Kumpelsprache, Mischmasch und Kauderwelsch“ (Thies 1985: 142). Damit ist die Liste der kursierenden Bezeichnungen noch nicht zu Ende. Im erhobenen Interviewmaterial finden sich zudem kleinräumige Bezeichnungen wie „Katernberger Plattdeutsch“, aber auch Bezeichnungen mit eher hoher Reichweite wie „Hochdeutsch gespickt mit Ruhrgebietsidiomen“.

Abbildung 6: Sprache des Ruhrgebiets im Sprecherbewusstsein

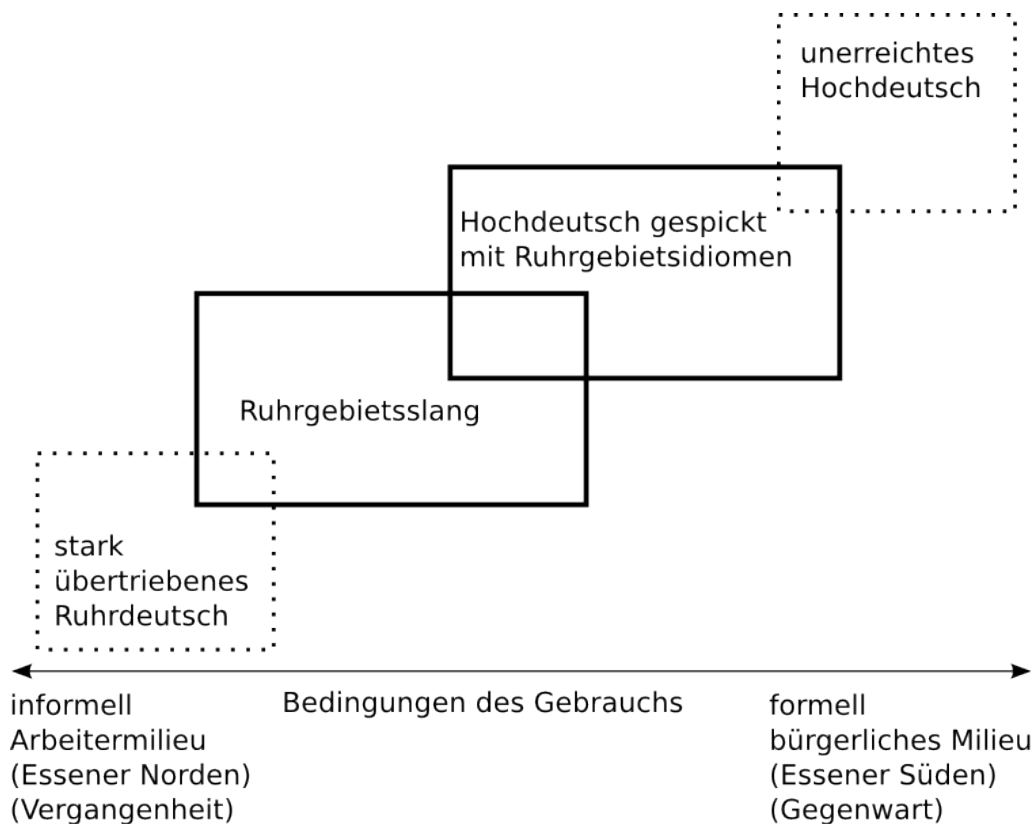


Abbildung 6 stellt den Versuch einer Rekonstruktion des Varietätengefüges der SdR im Sprecherbewusstsein auf der Grundlage der Interviews dar. Jedes Rechteck in Abbildung 6 repräsentiert eines der Sprachglieder, von denen in den Interviews die Rede ist. Es ist nicht immer möglich eindeutig zu bestimmen, von welcher Sprechweise, die durch die Rechtecke dargestellt wird, die Rede ist. Diese begrifflichen Unschärfen werden durch die Überschneidungen der Rechtecke dargestellt. Die begriffliche Vagheit der Alltagsbegriffe ist darüber hinaus kein Mangel, sondern, wie ich im folgenden Kapitel 3. 3. 2 zeigen möchte, überhaupt Bedingung dafür, dass Begriffe wie „Dialekt“ oder „Slang“ im Alltag unproblematisch funktionieren. Eine Rekonstruktion der Alltagskonzepte kann diese begriffliche Vagheit folglich auch nicht auflösen, sondern sie lediglich in ihren Erscheinungen beschreiben und ihre Funktionsweise entschlüsseln.

Das „unerreichte Hochdeutsch“ und das „stark übertriebene Ruhrdeutsch“ verbindet ein ideologisches Moment. Diese Sprechweisen stehen gewissermaßen außerhalb der Wirklichkeit, was durch die gestrichelten Linien angedeutet wer-

den soll. Diese Konstrukte dienen eher der abgrenzenden Einordnung des eigenen Sprachgebrauchs:

Interviewsequenz (14); Frau Müller:

01 M: und es is so,
02 dass eben viele sagen,
03 das ich sehr STARK ruhrgebiets ähm slang spreche.
04 aber pfff wenn ich mich umguck;
05 da gibts noch härtere. <<lacht>>

Das unerreichte Hochdeutsch wird von den Interviewten in der Regel als ein Ideal beschrieben, um das man sich zwar unter Umständen bemühe, aber dennoch nicht erreiche. Mitunter wird es mit dem Raum Hannover assoziiert. Dieses Hochdeutsch wird eher mit Reinheitsmetaphern, wie zum Beispiel „lupenreines Hochdeutsch“ oder „sauberes Deutsch“ beschrieben.

Sind die Bezeichnungen der jeweiligen Sprechweisen vielfältig und vage, ist das Wissen um die Bedingungen des Sprachgebrauchs stark institutionalisiert. So sind sich meine Interviewpartner/-innen über biografische Grenzen hinweg darüber einig, dass informelle Situationen eher durch Nonstandardmerkmale gekennzeichnet sind als formelle und dass der Gebrauch der SdR unter Arbeitern verbreiteter ist als in „gebildeten Kreisen“; dass der Nonstandard im Essener Norden eher anzutreffen ist als im Süden; dass man „früher stärker Ruhrdeutsch“ sprach, als dies heute der Fall ist, was man anhand der „Alten“ noch erfahren könne. Dadurch wird die Vagheit der Bezeichnungen durch die Nennung von Gebrauchskontexten zunächst abgeschwächt, indem eine Sprechweise durch ihren Gebrauchskontext beschrieben wird. Eine Explikation linguistischer Merkmale muss bei dieser Operation nicht notwendig erfolgen.

Die in Abbildung 6 aufgetragenen Pole entsprechen den klassischen Variationsdimensionen. Sie werden in den Interviews in der Hauptsache thematisiert. Bei den Dimensionen handelt es sich jedoch stets um relevant gemachtes Wissen. Das bedeutet, dass in bestimmten Thematisierungskontexten bestimmte Dimensionen ausgeklammert werden. So wird die SdR in den Interviews dominant in formellen Situationen und mit dem Arbeitsmilieu assoziiert. Zeitliche und räumliche Aspekte scheinen in dieser Perspektive keine und zumindest eine untergeordnete Rolle zu spielen. Mit anderen Worten: Dass die SdR eher in informellen Situationen angemessen erscheint und eher von Personen gesprochen wird, die

im Allgemeinen mit dem Arbeitermilieu in Verbindung gebracht werden, bedarf keiner weiteren Erklärung. Eine zeitliche und räumliche Dimension muss der SdR aber explizit zugewiesen werden.

Der Non-Standard im Ruhrgebiet wird von sämtlichen Interviewten mit dem Arbeitermilieu, vor allem mit großen Industrien wie dem Bergbau, assoziiert:

Interviewsequenz (15); Frau Müller:

01 M: äh hier im ruhrgebiet der ja der maLocher <<lacht>>
ge:lebt.
02 oder lebte JA eigentlich;
03 abba an für sich das ist das image,
04 es ist dreck,
05 es ist russich,
06 ähm es ist arbeiterbevölkerung,
07 und das ist die SPRAche.
08 also, es ist a=äh sprache der=der UNTERschicht (.)
<<leiser> im grunde genommen>.

Bereits angedeutet hatte sich in Kapitel 3. 2. 1, dass die Dimensionen nicht immer klar zu trennen seien. So hat die Unterscheidung von Essener Norden und Süden auf der Grundlage der in Kapitel 1. 1. 3 dargestellten sozialen Segregation stets eine soziale Konnotation. Sie zieht sich wie ein roter Faden durch sämtliche Interviews:

Interviewsequenz (16); Herr Fischer:

01 F: und man sacht !HEUTE! noch HEUTE noch in ALLES,
02 wat nordlich vom hauptbahnhof is,
03 dat kann=ze vergessen.
04 und südlich vom hauptbahnhof,
05 das sind die vornehmen=he,=he,=he.

Herr Fischer gibt mit dem Hauptbahnhof eine objektivierbare Grenze an, die in unmittelbarer Nähe zur Autobahn 40 verläuft, und das Ruhrgebiet in eine Ober- und Unterstadt trennt (1. 1. 3). Der Verweis auf die „andere Stadt“ findet sich in allen Interviews mit einer redlichen Selbstverständlichkeit, wie sie nur Wahrheiten zukommt, die von Niemanden problematisiert werden. Während des Interviews mit Peter kommt es fast zu einem tumultartigen Ausbruch, als der Interviewer die sprachlichen Unterschiede innerhalb Essens erfragt:

Interviewsequenz (17); Peter und Jupp:

01 I: hm. (.) und gibts unterschiede innerhalb essens?
02 P: bidde?
03 I: gibts sprACHliche unterschiede innerhalb von essen?
04 J: och, in bredeney jA:..
05 P: ja ja.
06 ha,
07 J: da sitzen die NEUreichen.
08 P: dann ham die so (-) auf uns herabgesehen.
09 is doch klar.
10 I: jA:?
11 [ja.]
12 P: [da war] ja immer die high society,
13 die ham ja anders natürlich gesprochen.
14 dat war nur hier so.
15 ich sach ma kaddernberch,
16 altenessen,
17 stoppenberch.
18 die randgebiete,
19 wo die berchleute warn,
20 da wurde so gesprochen; ne?
21 (.) aber dann sach ich mal bredeney oder werden
oder so;=
22 =diese ecken dann alle,
23 da wurden dann da wurde nich so gesprochen.
24 nur wo die wo die berchleute so.
25 die kamen ja au nich rAUS.

Zunächst sind mit den Stadtteilen Bredeney und Werden diejenigen Stadtteile angesprochen, die prototypisch den Essener Süden repräsentieren. Die Stadtteile Katernberg, Stoppenberg, Altenessen repräsentieren den Essener Norden. Die Höhenmetaphern „high society“ und „herabgesehen“ reflektieren die objektive Beziehung zwischen den Bewohnern des Norden und des Südens: Der Süden nimmt hierbei eine superiore Position ein und der Norden eine inferiore, wenn man das ökonomische Kapital als Maßstab heranzieht. Insofern wird der objektive Sozialraum bzw. die unterschiedliche Verteilung an Lebenschancen und gesellschaftlich relevanten Machtressourcen wie ökonomische und Bildungskapital im Sozialraum auf den geografischen Raum projiziert. Zudem ist dieses Wissen reziprok organisiert: Die Bewohner des Norden wissen um ihre Position und die Bewohner des Südens wissen dies ebenfalls. Laut Herrn Schmidt wohnt „alles, was Geld hat oder glaubt Geld zu haben, hier in Bredeney.“ Auch wenn die Interviewpartner aus dem Süden im Urteil über den Norden eine klare Sprache sprechen, versuchen sie dennoch ihr Urteil als differenzierend darzustellen. So soll der Eindruck vermieden werden, Vorurteile zu Protokoll zu geben:

Interviewsequenz (18); Herr Schmidt:

01 S: (-) äh (-) also, ich kann das eigentlich nur
02 festmachen an einer,
03 ich sach mal grata gramm äh grammatikalischen
04 fertigkeit,
05 die im süden stärker äh verankere als im essener
06 norden,
07 wo doch (-) einige noch,
08 aber das jetzt ohne da jemanden unrecht tun zu
09 wollen,
10 bisschen mit knubbeln <<lachend hustend >
11 sprechen.>

Besonders Sarah empfindet den sprachlichen Unterschied zwischen Nord und Süd als „sehr stark“; gar so stark, dass man manchmal „kaum ein Wort“ versteht. Sie führt die sprachlichen Unterschiede auf die starken Unterschiede „in verschiedenen sozialen Bereichen“ zurück.

Neben der Nord-Süd-Thematik kann der situative Sprachgebrauch als recht institutionalisiert angesehen werden. Selbst Peter, der ansonsten bemüht ist, sich stets SdR sprechend zu präsentieren, gibt an, dass er im beruflichen Kontext bemüht ist, „ein bisken mehr Hochdeutsch“ zu sprechen.

Bezüglich der Beschreibungen von Situationen spielen Räume im wörtlichen Sinne eine gewisse Rolle. Um z. B. informelle Situationen zu spezifizieren, wird das Stadion des Fußballvereins Rot-Weiß Essen, die „Pommesbude“ oder die Kneipe genannt. Hierbei handelt es sich in der Regel um öffentliche Räume. Für Herrn Schmidt und Sarah, die sich beide dahingehend einlassen, dass sie die SdR nicht täglich hören wollen, sind diese Räume zudem die einzigen Möglichkeiten, überhaupt in Kontakt mit Personen zu gelangen, die nicht ihrem Lebensstil entsprechen. Sarah berichtet zum Beispiel von einem Besuch im Fußballstadion Am Hallo, also der Spielstätte von Rot-Weiß Essen im Essener-Norden, wie von einer anderen Welt:

Interviewsequenz (19); Sarah:

01 S: also, wenn man in son rwe spiel reingeht,
02 das is unglaublich,
03 was man da für he=he=he sprACHE um sich rum hat,
04 könntest du,
05 glaub ich,
06 die besten interviews machen,
07 ähm (-) mit so ner knEIPe irgendwo,
08 aber dann so ne richtige,
09 jetzt nicht irgendwie son restaurant,

10 oder hier son italiener oder so was;=
 12 =sondern so ne richtige schönE deutsche knEIpe.
 13 h.
 14 am stAMMtisch,
 15 da wird das äh (2.0) -
 16 jA:,(-) das sind so diese situationen,
 17 die ich am meisten damit verbinde.

Die Sprache im Stadion wird mit „unglaublich“ (02) beschrieben. Des Weiteren wird in Zeile 08-12 die deutsche Eckkneipe vom distinguierten Restaurant abgegrenzt. Allen Räumen ist eine soziale Semantik eingeschrieben.

Die in Abbildung 6 dargestellten Bedingungen des Gebrauchs stellen salopp formuliert den angemessenen Einsatz der jeweiligen Sprechweisen dar, welches als Rezeptwissen gespeichert ist. Dieses Rezeptwissen ermöglicht auch Sprachhandlungen, die mit dem Begriff der Kontextualisierung von Gumperz (Auer 1999: 164ff.) beschrieben werden, nämlich der Definition eines Kontexts durch sprachliche Mittel. Kontext und Sprechweise werden jeweils in Übereinstimmung gebracht, sofern eine Sprachhandlung als angemessen interpretiert wird. In diesem Sinne möchte ich immer dann von Kontextkongruenz sprechen, wenn es um Sprachwissen geht, welches sich explizit auf Kontexte bezieht und folglich bestimmte Kontexte relevant gemacht werden, da stets niemals alle möglichen Kontexte relevant gemacht werden. Dies möchte ich an der folgenden Interviewsequenz (20) verdeutlichen, in der Herr Schmidt erklärt, weshalb er in gewissen Kontexten Nonstandard-Merkmale vermeidet:

Interviewsequenz (20); Herr Schmidt:

01 S: und zweitens hat es etwas mit (-) instinktiver
 darstellung zu tun.
 02 nach dem motto - n akademiker,
 03 der irgendwo öffentlich auftritt,
 04 spricht (.) entsp in einer passenden sprache.

In diesem Beispiel wird ein Set von Dimensionen relevant gemacht. Auch wenn Akademiker (02) als Standesgruppe in sich zu differenzieren sind, ist ihnen jedoch gemeinsam, dass sie derjenigen Institution angehören bzw. angehörten, die die höchsten Bildungstitel vergibt. Wir haben es also mit einem gemeinhin gebildeten Sprechertyp zu tun, von dem standardnahes Sprechen erwartet wird. Auch der öffentliche Auftritt (03) gilt als prototypisch für standardnahe Redesi-

tuationen. Der konkrete Charakter der Situation wird durch *irgendwo* vage gelassen. Dies ist nur auf der Grundlage reziprok organisierten Wissens möglich: Herr Schmidt kann davon ausgehen, dass der Situationstyp hinreichend spezifiziert wurde, um in der Interaktion unproblematisch zu sein. In der Interviewsequenz 20 findet sich also wieder eine unmittelbare Verbindung von Sprechertyp und Sprechsituation. Hingegen bleiben andere Dimensionen, welche in anderen Thematisierungskontexten durchaus relevant sind oder relevant gemacht werden, unthematisiert. Zum Beispiel spielt es keine Rolle, ob die Sprechweise altertümlich oder modern wirkt.

Das Beispiel sollten hinreichend deutlich gemacht haben, dass es sich bei der Kategorie der Kontextkongruenz um eine Kategorie des Sprachwissens handelt, die durchaus so wirken kann, also ob sie Kontextbedingungen erfülle, statt wie bei der Kontextualisierung Kontexte zu setzen. Dabei werden diejenigen Dimensionen zugeschrieben, auf der Sprache im Sprecherbewusstsein variiert. Nicht jede Dimension ist in jedem Thematisierungskontext gleich relevant. Eine Trennung der Dimensionen soll eher analytisch angenommen werden. Für die Praxis möchte ich annehmen, dass diese stets als Set bzw. als Kette von Bedingungen auftreten.

3.3.2 Zum Problem der Zuordnung von Sprachmerkmalen zu Varietäten und Lösungen im Alltag

Sprecher sind nicht nur in der Lage, sprachliche Gliederungstermini zu benutzen, sondern zudem einzelne Sprachmerkmale diesen Gliederungstermini zuzuordnen. Zum Beispiel führen alle Interviewpartner, die die Kasusvertauschung der Personalpronomina *mir* und *mich* erwähnen, sie als ein Beispiel für übertriebenen Nonstandard an. Das metasprachliche Inventar, so mein Eindruck, reicht für alltägliche Zwecke vollkommen aus. Dort, wo es an metasprachlichen Kategorien fehlt, werden Sprachbeispiele angeführt, also Anschauungen thematisiert, die z. T. als Stellvertreter (abstrakter) sprachlicher Kategorien interpretiert werden können. Hier bleibt aber zumindest eine gewisse Restunsicherheit bestehen. Wenn z. B. die „Vertauschung von *mir* und *mich*“ als eindeutig dem übertriebenen Nonstandard zugeschrieben wird, so bleibt doch ungewiss, ob dies auch für

alle Fälle eines nicht standardkonformen Kasusgebrauchs auch in der alltäglichen Interaktion als Nonstandard gedeutet wird.

Auch wenn Sprachbenutzer in der Lage sind, für „Varietäten“ partiell linguistische Fakten zu nennen, so möchte ich die These vertreten, dass die Konstruktion von „Varietäten“ weitestgehend ohne sprachliche Substanz erfolgt, sondern vielmehr auf gedanklichen Schlussverfahren - meist auf Induktionen - beruht. Sie verleihen den „Varietäten“ zudem ihre wirklichkeitskonstituierende Kraft und Plausibilität. Die im Folgenden dargestellten Schlüsse erweisen sich als derart evident, oder anders: unproblematisch, dass sie zum Teil Eingang in die wissenschaftliche Theoriebildung fanden.

Die Erfahrung sprachlicher Differenz kann grundsätzlich als episodisches Erlebnis im Gedächtnis gespeichert und immer dann, wenn diese Differenz vor diesem Erlebnis nicht bewusst war, mit einem Aha-Erlebnis verbunden werden. Die folgende Interviewsequenz zeigt ein solches Phänomen in der diatopischen Dimension, weshalb ich es ‚diatopisches Erweckungserlebnis‘ nenne. Doch im Material finden sich zudem Varianten dieser Episoden, welche sich aber nicht nur auf die Wahrnehmung sprachlicher Differenz auf der diatopischen Ebene beschränken, sondern auch Erlebnisse, bei denen die Sprache des Anderen oder die eigene Sprache als defizitär wahrgenommen werden. Dies ist z. B. dann der Fall, wenn Normautoritäten wie der Deutschlehrer versuchen domestizierend auf den Sprachgebrauch einzuwirken.

Frau Müller berichtet aus ihrer Zeit in Hannover über eine konkrete Lexemvariante, die zu Verständnisschwierigkeiten führte:

Interviewsequenz (21); Frau Müller:

- 01 M: ich hatte (.) damals als krankenschwester
gearbeitet.
- 02 und wenn ich dann ins zimmer gegangen bin,
03 und hab äh zu den patienten gesacht,
04 äh wenn was ist,
05 dann schellen sie.
06 (.) da wußten die nich was ich m=MEINTE und ich
hab natürlich auch erst ein paar wochen dafür
gebraucht,
07 ehe ich VERSTANDen hab;
08 du musst zu denen sagen;
09 die sollen klingeln.

Die Erfahrung Frau Müllers deckt sich mit den Befunden des Atlas zur Deutschen Alltagssprache. Bundesweit verbreitet ist *klingeln*. *Schellen*-Gebiete finden sich im Süd-Westen Deutschlands bis hinauf zur Ruhr, wo einzelne Belege verzeichnet sind. In Hannover ist *schellen* nicht verbreitet (Möller u.a. 2013).

In der folgenden Sequenz geht es darum, dass Herr Schmidt außerhalb des Ruhrgebiets als Ruhrgebietler erkannt wird, was ihn allerdings stets überrascht:

Interviewsequenz (22); Herr Schmidt:

- 01 S: wohl allerdings überrascht mich immer wieder,
02 bin häufig im hessischen raum,
03 äh dass mir die leute platt vorm platt vorm sagen,
04 äh kommen se ausm ruhrgebiet?
05 ausm ruhrpott?
06 also,dass ich immer denke,
07 wie kommen die da eigentlich drauf?
08 klar,ich weiß,
09 warum die darauf kommen.
10 offensichtlich spreche ich unbewusst viel stärker
11 äh ruhrgebietsidiom als ich das vor augen habe,
wenn ich so darüber nachdenke.

Zunächst stellt sich die Frage nach den Bedingungen dieses Überraschungsmoments. Die Beantwortung dieser Frage, führt zu den Typisierungsmechanismen, mit denen es Sprechern gelingt, Varietäten derart zu konstruieren, *als ob* ihnen eine sprachliche Substanz zu Grunde liegt. Herr Schmidt fragt also, welcher Umstand dazu führt, dass er als Ruhrgebietler erkannt wird. Seine Antwort in Zeile 10 klingt auf den ersten Blick plausibel, führt jedoch zu der Frage, wie viele Indizien ein Sprecher verwenden muss, damit man Hypothesen über die Herkunft eines Sprechers anstellen kann. Es genügt genau ein identifiziertes regionaltypisches Merkmal als Mindestanforderung, um Hypothesen über die Herkunft eines Sprechers aufzustellen. Leider existiert keine Untersuchung zu der Frage, auf welcher sprachlichen Grundlage Sprecher außerhalb des Ruhrgebiets solche Urteile fällen. Aus der Untersuchung Mihms (1985) wissen wir jedoch, dass in der SdR sprachliche Merkmale existieren, die von Ruhrgebietlern nicht oder vergleichsweise selten als solche identifiziert werden, wie z. B. die Kürzung des Vokals in *damals* (Mihm 1985: 183). Ob dies auch diejenigen Merkmale sind, die Ruhrgebietler gegenüber Nicht-Ruhrgebietlern identifizierbar machen, kann auf dieser Grundlage jedoch nicht gesagt werden. Die Einlassungen der Interviewpartner lassen diesbezüglich entweder nur vage Schlüsse zu oder

bestätigen die These, dass bereits ein regionales Merkmal zur Identifikation ausreicht. Herr Schneider gibt als Erkennungsmerkmal die „Betonung“ an.

Doch kommen wir zur Interviewsequenz (22) zurück. Zwar ist nicht auszuschließen, dass Herr Schmidt tatsächlich viel stärker SdR spricht, als es ihm bewusst ist, dennoch möchte ich die These stark machen, dass es sich bei dieser Einschätzung möglicherweise um einen Fehlschluss handelt. Aus der Tatsache, als Ruhrgebietler erkannt zu werden, lässt sich nur mit Sicherheit schließen, dass mindestens ein regionaltypisches Merkmal in Gebrauch ist. Das Interessante an diesem Schluss ist nicht nur die Übergeneralisierung, sondern dass diese konventioneller Natur zu sein scheint. Die Neigung zur mutmaßenden Übertreibung findet sich überall dort, wo es um die konkrete Benennung linguistischer Merkmale geht. Zum Beispiel sprechen alle Interviewpartner den auch aus der Literatur bekannten und dokumentierten Gegensatz von östlichem und westlichem Ruhrgebiet an, der eine linguistische Grundlage in alten Dialektgrenzen findet. Niebaum (1985) spricht von der niederfränkischen-niedersächsischen Sprachgrenze, Wenker spricht von Niederrheinisch und Westfälisch (Niebaum 1985: 66). Die Konstruktion dieser Grenze im Alltag ist aufschlussreich: Wie als Beweis wird genau ein sprachliches Merkmal angeführt, nämlich der Gebrauch des Vergewisserungspartikels *woll* statt *ne* im östlichem Ruhrgebiet. Auf die Frage, ob noch weitere Unterschiede benennbar sind, antwortet beispielsweise Frau Müller: „Nee, so spontan nicht.“ Der Punkt ist m. E. gar nicht, ob sich tatsächlich noch weitere Sprachunterschiede finden ließen, sondern die Art und Weise, wie diese im Kopf der Sprecher aufgefüllt werden: als ob die Belege Vertreter eines ganzen Systems wären.

Es kann auch ein Beispiel ohne jegliche sprachliche Substanz genannt werden, indem Schlussverfahren die ausschlaggebende Rolle spielen: Im Ruhrgebiet verbreitet ist die Ansicht, dass das Polnische die Sprache „stark“ beeinflusst hat. Um diese These zu untermauern, können ihre Vertreter den *Mottek* (Hammer) anführen.⁵⁵ Der Einfluss des Polnischen wird aber gemeinhin arg überschätzt. Menge (1985a: 238) führt in einem Aufsatz zu diesem Vorurteil genau zehn Lexeme auf, die in den 1920er Jahren verbreitet gewesen sein sollen. Hierunter befindet sich auch der viel zitierte *Mottek*. Auch wenn diese Übergeneralisierung

55 Im Material nennen Peter und Herr Schmidt *Mottek* als Beispiel für den Einfluss des Polnischen.

durch eine unzulässige Analogie zwischen Siedlungs- und Sprachgeschichte erklärt werden kann⁵⁶, schließlich weiß man, dass ins Ruhrgebiet um 1900 viele Polen gezogen sind und vermutet deshalb, dass diese auch ihren Einfluss in der Sprache hinterlassen haben⁵⁷, handelt es sich um eine Übergeneralisierung, von der man glaubt, dass eine systematische Suche eine Fülle weiterer Belege zu Tage fördern würde. Das Beispiel von *Mottek* zeigt anschaulich die Art und Weise, wie die Konstruktion von Varietäten sich vollzieht. Einzelne Belege werden als Objektivierung für eine Reihe weiterer Beispiele angeführt. Dabei spielt es keine Rolle, ob diese Beispiele auch tatsächlich existieren.

Aufschlussreich zum Verständnis der Konstruktion von Varietäten im Alltag ist ferner die Tatsache, dass kein Interviewpartner sprachliche Merkmale nennt, mit denen sprachliche Unterschiede zwischen dem Essener Norden und Süden belegt werden können, so wie das beispielsweise bezogen auf den Ost-West-Gegensatz im Ruhrgebiet der Fall ist., Dennoch werden die sprachlichen Unterschiede zwischen Nord und Süd z. T. als sehr groß dargestellt. Dies scheint mir erklärungsbedürftig. Hierzu werden zunächst die Strategien betrachtet, mit denen die Interviewpartner reagieren, wenn sie dazu aufgefordert werden, konkrete Merkmale zu nennen. Strategie a) besteht darin, die sprachlichen Unterschiede innerhalb Essens zu relativieren bzw. als „nicht so krass“ darzustellen, was die Nennung von konkreten Merkmalen erschwere. Strategie b) besteht im Hinweis darauf, dass im Moment konkrete Beispiele nicht präsent seien. Diese Strategie findet sich bereits bezüglich einer Nennung weiterer Objektivierungen. Strategie c) besteht darin, die Antwort mit dem Hinweis zu verweigern, dass schlicht die Erfahrung fehle, wie es in dem jeweils anderen Essen sprachlich zugeht.

Interviewsequenz (23); Frau Müller:

- 01 I: also wenn sie den essener süden ansprechen,
 02 glauben sie denn oder können sie ähm KANN man da
 03 auch sprachliche unterschiede feststellen?
 04 kann man das irgendwie beschreiben?
 05 oder?
 06 M: jA:: das kann ich ja gar nicht beurteilen.
 07 <<lachend> ich hab ja nie im essener süden gelebt;>
 08 he=he=he?

56 Dieser sprachhistorischen Deutung liegt ein naiver Sprachmaterialismus zugrunde, der weiter unten erläutert wird.

57 Oder wie Frau Müller meint: „Und die paar Leute, die hier gewohnt haben, haben wahrscheinlich den Dialekt weniger geprägt, als die vielen Leute, die hierhin gekommen sind.“

In allen drei Strategien verdichtet sich der Umstand, dass Varietäten im Laienbewusstsein weniger auf einer sprachlichen Substanz beruhen, als vielmehr im Alltag unproblematische Konstruktionen darstellen, welche durch Typisierung erreicht werden. Da der sprachliche Nahraum potenziell erfahrbar und erfahren worden ist, wird es sozial heikel, Typisierungen zu konkretisieren, da eine Widerlegung besonders in Anwesenheit eines Sprachwissenschaftlers droht und somit die Typisierung als Vorurteil entlarvt wird. Unter der Voraussetzung, dass das Vorurteil als illegitim gilt, muss es verschleiert werden. Dies manifestiert sich in dem Umstand, dass dort, wo sprachliche Unterschiede zwischen Nord und Süd thematisiert werden, die Beschreibungskategorien selbst eher abstrakter Natur sind, was eine Widerlegung verunmöglicht. So nennt Herr Schmidt im Beispiel oben grammatische Fähigkeiten. An anderen Stellen tauchen Varianten für die in Abbildung 6 beschriebenen „Varietäten“ auf. Die Benennung der Unterschiede ist also selbst typisierter Natur, so dass stets im Dunkeln bleibt, anhand welcher sprachlichen Merkmale die Varietäten zu differenzieren sind.

Es besteht ferner kein institutionalisiertes Wissen, inwiefern der Sprachraum Essen differenziert ist. Dies hat zur Folge, dass es auch innerhalb eines Interviews zu scheinbar widersprüchlichen Aussagen bezüglich der sprachlichen Differenzen kommt, welche jedoch als Unentschlossenheit aufgrund fehlender Institutionalisierung gedeutet werden kann. Institutionalisiert hingegen erscheint die Art und Weise, wie Hypothesen über den Sprachraum Essen gebildet werden. So schiebt Frau Müller in der Interviewsequenz (23) nach, dass sie davon ausgeht, dass es Unterschiede gibt. Dieser Hypothesenbildung liegt ein *naiver Sprachmaterialismus* zugrunde, der unterstellt, dass unterschiedliche soziale Welten unterschiedliche Varietäten hervorbringen. Folgt man dieser Logik, so muss aus der sozialen Differenz notwendigerweise eine sprachliche folgen. Folglich nehmen die Sprecher einen Standpunkt ein, dessen Ursache nicht in einer wahrgenommenen Variation des Sprachraums Essen begründet sein muss, sondern lediglich Folge eines strenggenommen deduktiven Fehlschlusses ist. Mit anderen Worten: Selbst wenn der Sprachraum Essen objektiv durch keine diatopische Nord-Süd Grenze gekennzeichnet wäre, würden Laienlinguisten eine solche als mehr oder weniger unhinterfragbare Hypothese konstruieren. Da sprachliche

Objektivierungen fehlen, dürfen die Kategorien, mittels derer die „Varietäten“ beschrieben werden, einen gewissen Abstraktionsgrad nicht überschreiten. So ist im Beispiel oben von unterschiedlichen „grammatischen Fertigkeiten“ die Rede. Üblich ist auch die Behauptung, dass man im Norden „stärker“ SdR sprechen würde als im Süden (vgl. Kapitel 4. 9).

Von den institutionalisierten Merkmalen abgesehen, die von Laien als Objektivierung für Varietäten angeführt werden, findet eine Verbindung von Merkmal und Varietät nicht statt. Das Gegenteil ist der Fall. Ein gewisser Grad an Abstraktion der Anschauungsebene scheint erst die Bedingung der eigenen Möglichkeit zu sein, um von Entitäten wie ‚regionale Umgangssprache‘ oder ‚regionalem Standard‘ sprechen zu können. Insofern können Varietäten im spontanlinguistischen Sinne nicht als Bündel von Varianten begriffen werden, sondern als Typisierungen, die es mit der sprachlichen Substanz nicht allzu genau nehmen. Forschungsstrategisch sollte dies meines Erachtens zur Konsequenz haben, Begriffe der korrelativen Linguistik nicht mit spontanlinguistischen zu vermengen, um die unterschiedlichen Betrachtungsebenen deutlich voneinander zu trennen. Ferner sollte zwischen Forschungsfragen unterschieden werden, die sich auf Varietäten im spontanen Sinne beziehen, wie z. B. Einstellungsumfragen zu bestimmten Dialekten, und der Rekonstruktion der sprachlichen Objektivierungen und der mit ihr verknüpften ideologischen Momente (z. B. Einstellungen zu bestimmten sprachlichen Merkmalen). Eine Varietät im Laiensinne wäre dann vollständig linguistisch beschrieben, wenn ihre Objektivierungen und der Grad ihrer Institutionalisierung beschrieben wären. Hiermit wäre auch eine Schnittstelle zwischen subjektivem Sprachgefühl und dem objektiven Gebrauch von Varianten, also die Schnittstelle von Spontanlinguistik und korrelativer Linguistik benannt, indem das Sprachwissen über einzelne Merkmale in Zusammenhang mit ihrem Sprachgebrauch gestellt wird, statt Varietäten anhand objektiver Variationsdimensionen zu konstruieren.

3.4 Ein Alternativkonzept zu Spracheinstellungen

Wieso sprechen Sprecher, wie sie sprechen? Weshalb geben Sprecher bestimmten Varianten den Vorzug? Um diese Fragen geht es meist, wenn Spracheinstellungen erforscht werden. Spracheinstellungen können als ein Teilbereich des

Sprachwissens verstanden werden. Im Bereich der Spracheinstellungsforschung ist das sozialpsychologische Einstellungsmodell nach Rosenberg u. a. (1960) verbreitet.⁵⁸ Es besteht aus drei Komponenten: einer affektiven, einer Handlungskomponente und einer kognitiven. Aus diesem Grund ist auch wahlweise vom Drei-Komponenten-Modell bzw. Strukturmodell der Einstellung oder seltener vom ABC-Modell (attitude, behavior, cognition) die Rede. Die affektive Komponente beschreibt die Haltung zu einem Objekt. Diese Größe bildet den Nukleus jeglicher Einstellungsmodelle. Die kognitive Komponente betrifft das Objekt der Einstellung, welches notwendigerweise einem affektiven Verhältnis zu einem Objekt zugrunde liegt. Recht umstritten ist, inwiefern die affektive Komponente ein Verhalten nach sich zieht. Zugrunde gelegt wird, dass Menschen darum bemüht sind, zwischen den jeweiligen Komponenten, ein harmonisches Gleichgewicht herzustellen: So werden Verhaltensweisen mit einer positiven affektiven Komponente bevorzugt. Durch das Streben nach Harmonie erfährt das Modell eine gewisse Dynamik. Je nach Veränderung einer Komponente kann dies Auswirkungen auf andere Komponenten nach sich ziehen. So können sich Einstellungen z. B. ändern, indem das Wissen über ein Objekt verändert wird. Auch eine Verhaltensänderung kann eine Veränderung der affektiven Komponente nach sich ziehen.

In der linguistischen Forschung soll das Sprachverhalten von Sprechern anhand des Einstellungsmodells expliziert und erklärt werden. Allerdings stellte sich durch verschiedenste Forschungsarbeiten heraus, dass dieses Modell nicht widerspruchsfrei aufgeht (Davies 1999: 209). Forschungsergebnisse aus der Sozialpsychologie sprechen die gleiche Sprache:

In einer zusammenfassenden Analyse von 31 Untersuchungen kommt Wickler (1969) zu dem Befund, dass die Korrelation zwischen verbal geäußerten Einstellungsbekundungen und Verhalten selten über $r=.30$ hinausgehen und oft nahe Null sind (Bierbrauer 2005: 144).

In Anbetracht dieser Forschungslage gibt es, ausgenommen dem intuitiv plausiblen Zugang zum Modell, keinen guten Grund, am ABC-Modell festzuhalten. Wer trotzdem am Modell festhalten möchte, muss davon ausgehen, dass etwas

⁵⁸ Vgl. Lenz (2003: 263f.) und Neuland (1993: 727ff.). Die Urheberschaft des im Folgenden dargestellten Modells wird unterschiedlichen angegeben. Zuweilen wird es auf Allport (1979) zurückgeführt. Erste Einstellungsforschungen stammen aus den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts Güttler (2000: 95f.).

mit den Daten nicht stimmt. Und tatsächlich kann man eine Reihe an methodischen Problemen anführen, die dazu auffordern, gelöst zu werden, aber mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nicht gelöst werden können. Als prominentestes Problem sei an erster Stelle das sog. Beobachtungsparadoxon genannt.⁵⁹

Im Folgenden soll zunächst versucht werden, anhand der Interview-Daten zu rekonstruieren, welche Faktoren die Interviewten für ihr Sprachverhalten verantwortlich zeichnen, um diese in ein Modell des Sprachverhaltens zusammenzufassen.

Ein Zusammenhang zwischen Einstellung einerseits und Verhalten andererseits wird auch von den Interviewten hergestellt. Beispielsweise antwortet Frau Müller auf die Frage nach ihrer Einstellung gegenüber der SdR:

Interviewsequenz (24); Frau Müller:

01 M: ähm ansonsten hab ich da früher,
02 einfach auch ein bisschen geprägt durch meine
mutter,
03 die dann eben nich hierher kam,
04 und die auch diese gleiche äh einstellung dazu
hatte,
05 dass dat eher sonne unterschichten und
arbeitersprache is,
06 (.) ähm hab ich NICH sonne positive einstellung zu
dem dialekt gehabt,
07 und mittlerWEILE seh ich dat eigentlich sehr
unverkrampft.
08 (.) äh ich find die sprache ok.
09 (.) ich find auch diese ganzen ähm AUSdrucksweisen
und MÖglichkeiten die das bietet irgendetwas (.) so
<<lachend> feine unterschiede> mit unter
AUSzudrücken mit unterschiedlichen worten;
10 find ich (.) VÖLLig ok und äh NUTZ das auch gerne;
11 un mach dat auch.

Das Bekenntnis zur SdR in Zeile 11 wird durch metaphorisches Code-Switching unterstützt. Die Spracheinstellung selbst kann als unaufgeregt bezeichnet werden, dennoch wird ein Zusammenhang von Einstellung und Sprachverhalten unmittelbar hergestellt.

Auch Herr Schmidt stellt in der folgenden Passage ein Zusammenhang zwischen der Einstellung und dem Verhalten her:

59 Vgl. z. B. die Reflexionen zur experimentellen Situation in Purschke (2011: 77ff.) und Menge (1982).

Interviewsequenz (25); Herr Schmidt:

- 01 S: ja also, ich hör die sprache richtig (.) GERNE.
02 das ist für mich einfach äh HEIMATgefühl und=und
WÄRME.
03 also, wenn ich zum beispiel mal,
04 was selten genug VORKommt,
05 zum FUßBALLplatz gehe,
06 oder früher war ich früher war ich häufig bei rot
weiß.
07 und wenn da so die volksseele (.) ungefiltert (.)
ihre SPRÜCHE losließ.
08 äh, das ist für mich irgendwo PRALLES leben im
ruhrgebiet.
09 hab ich ne absolut POSITIVE grundeinstellung zu,
10 selbst wenn ich es nicht so spreche,
11 oder so: (.) tachtächlich um mich haben möchte.

Herr Schmidt äußert eine „absolut positive Grundeinstellung“ zur SdR. Den Zusammenhang von Einstellung und Verhalten gilt es jedoch aus seiner Perspektive ins rechte Licht zu rücken, indem er betont, dass diese Einstellung nicht dazu führe, dass er aktiv die SdR benutzen würde oder passiv täglich hören möchte. Die Passage zeigt zudem recht anschaulich, dass kein Automatismus zwischen dem Verhalten und einer geäußerten Einstellung besteht.

Die formulierten Einstellungen im Interviewmaterial werden entweder in der ersten Person oder mittels des Personalpronomens *man* bzw. subjektlos im Passiv formuliert. Da niemand offen eine negative Einstellung gegenüber der SdR vertritt, kommt es zu dem Muster, dass negative Einstellungen ausschließlich der Allgemeinheit zugeschrieben und positive Einstellungen in der ersten Person formuliert werden. In der Ich-Perspektive bietet sich so die Möglichkeit, Individualität zu zeigen und sich im Punkt der Bewertung der SdR von der Allgemeinheit abzuheben. Bei den Einstellungen der Man-Perspektive handelt es sich um eine antizipierte Einstellung des Anderen, welche genaugenommen hypothetischen Charakters ist. Sie erhält ihre objektive Kraft dadurch, dass sie stillschweigend von jedermann geteilt wird. Die prinzipielle Annahme eines Negativimage der SdR ist nicht nur für die Bewohner des Ruhrgebiets eine unumstößliche Wahrheit, die dadurch aufrecht erhalten wird, weil „man“ sich von ihr erzählt.

Mit der Man-Perspektive wird der gesellschaftlichen Dimension von Einstellungen Rechnung getragen; ein Aspekt, der im ABC-Modell schlicht unbeachtet bleibt. Dort sind Einstellungen ausschließlich auf der Ebene von Individuum und Objekt konzipiert. Es unterstellt, dass Individuen Geschmacksurteile gesellschaftlich losgelöst fällen. Durch die Man-Perspektive wird die gesellschaftliche Perspektive als Hypothese unmittelbar handlungsrelevant, indem antizipiert wird, was der Andere denken könnte. So beschreibt z. B. Paula den Gebrauch von Hochdeutsch in formellen Situationen als eine Möglichkeit, nicht von Vorurteilen getroffen zu werden und verweist damit auf die Man-Perspektive, da nicht die eigene Einstellung zur SdR handlungsrelevant wird, sondern die vermutete Einstellung der anderen:

Interviewsequenz (26); Paula:

01 P: ähm und dann,
 02 glaub ich eben,
 03 dass es auch noch davor schützt,
 04 ähm beispiel wieder vorstellungsgespräche oder
 ähnliches oder generell im beruflichen,
 05 von irgendwelchen vorurteilen getroffen zu werden.
 06 weil NE,
 07 KLAR jeder mensch hat irgendwie,
 08 auch wenn er=s nicht zugibt,
 09 auch irgendwelche ähm gedanken und assoziationen
 dann zu anderen menschen im kopf,
 10 und das muss halt da nich sein.

Mittels der Ich- und Man-Perspektive ließen sich zudem Inkonsistenzen zwischen den geäußerten Einstellungen und dem Verhalten erklären. Die in der Man-Perspektive formulierbare Einstellung mag konträr zur Einstellung stehen, die man für sich persönlich im Privaten formuliert, also nicht gesellschaftlichem Druck ausgesetzt ist.

Mit der Gegenüberstellung von Standard- und Nonstandardsprechweise werden daneben subjektiv Kosten assoziiert. Mit Mehr-Kosten verbunden scheint generell der Gebrauch des Standards zu sein. Er wird von den Interviewten unisono als „anstrengend“ und „mit Mühen verbunden“ beschrieben. In der Umgangssprache lässt es sich hingegen mühelos „drauflos quasseln“. Man braucht es mit „den Endungen“ und der angemessenen Wortwahl nicht so genau zu nehmen.

Welche Faktoren führen dazu, dass der Gebrauch des Standardregisters im Vergleich zum Nonstandardregister anstrengender empfunden wird? In den Inter-

views wird als Begründung eine naive Sprachökonomietheorie angeführt. Auch wenn die Umgangssprache gegenüber der Standardsprache mit einiger Gewissheit in bestimmten Fällen (man denke an koartikulatorische Prozesse, Tilgungen usw.) mit weniger artikulatorischem Aufwand zu realisieren ist, so halte ich die These, dass eine Varietät gegenüber einer anderen sprachökonomische Vorteile bietet, generell für problematisch. Doch außer vermeintlichen linguistischen Fakten lassen sich noch weitere Faktoren nennen, die diesem Empfinden Plausibilität verleihen. Zunächst gehe ich davon aus, dass die Sprechweise als anstrengend empfunden wird, die nicht habitualisiert ist. In der folgenden Interviewsequenz (27) beschreibt Frau Müller, die ansonsten nach eigener Aussage recht stark SdR spricht, dass es für sie Konzentration erfordert, Hochdeutsch zu sprechen:

Interviewsequenz (27); Frau Müller:

- 01 M: ähm so im: im allTACHsleben (.) KANN ich dat gar
nich.
02 also ich gesteh,
03 ich <<lachend> kann das gar nich.
04 ich kann jetzt nich irgendwie ICH kann mich nich äh
18 stunden oder 20> stunden am tach konzentrieren
und hochdeutsch sprechen.
05 das fünktioniert einfach überhaupt gar nich.
06 ABber für sonnen kurzen zeitraum geht das.

Herr Müller und Sarah beschreiben hingegen eine standardnahe Sprechweise als weitgehend habitualisiert. Im nachfolgenden Beispiel geht es um die sprachliche Sozialisation Herrn Schmidts. Die Passage dient ihm dazu, zu erläutern, weshalb sprachliche Diskriminierungserfahrungen in seiner Biografie keine Rolle spielen. Zuvor beschrieb er die Sprache seiner Eltern als „sauberes Deutsch“:

Interviewsequenz (28); Herr Schmidt:

- 01 S: ich war auf einem: etwas elitärem gymnasium.
02 äh wo hier so die (.) soge die kinder der
sogenannten besseren kreise zusammenkam.
03 also, alles was glaubt (.) geld zu haben,
04 wohnt ja hier in bredeney.
06 viele zumindest.
07 und äh da is: (-) -
08 IS auch wieder t T ist wieder weg;
09 auf so was NICH (.) gezielt geachtet worden,
10 weil es anscheinend n standard war,
11 der in ordnung war.

Dennoch beschreiben sowohl Herr Schmidt als auch Sarah ihr Sprachverhalten in informellen Situationen als deutlich weniger kontrolliert:

Interviewsequenz (29); Sarah:

- 01 S: (.) wenn ich jetzt irgendwie mit freunden mich
unterhALTe,
02 dann beMÜH ich mich nicht,
03 dann red ich einfach so drauf los,
04 und dann hab ich auch äh sprech ich auch mit
DIAlekt,
05 und dann äh sprech ich auch grAMMatikalisch äh
katastrophal;

Meines Erachtens liegt dies daran, dass die Situationen, in denen die Interviewten angeben, sich zu „bemühen“, Hochdeutsch zu sprechen, mit Stress verbunden werden. Es handelt sich dabei um Sprachmärkte, wie öffentliche Auftritte oder Leitungen von Seminaren, auf denen die Sprecher in besonderer Weise taxiert werden.

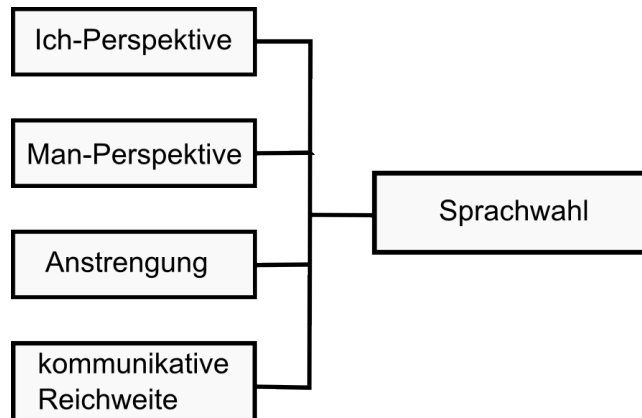
Der vierte die Sprechweise bestimmende Faktor, welcher im Interviewmaterial thematisiert wird, betrifft ihre kommunikative Reichweite:

Interviewsequenz (30); Paula:

- 01 P: ähm und ansonsten finde ich es in BERUflichen
situationen,
02 (3.0) find ich=s einfach ne ne form (--) fast der
professionalität.
03 (2.0) ähm weil ich=s zum beispiel auch nich so
wahnsinnig spaßig fände,
04 wenn ich jetzt nen referenten aus bayern hätte,
05 der wirklich mit absoluten TIEFSbayrischen dialekt
um die ecke käme;=so=ne?

Paula bezieht sich in ihrer Ausführung pragmatisch auf einen „tiefbayrischen Dialekt“. Dieser kann als prototypisch betrachtet werden für einen Dialekt, den „man“ nicht versteht, bei dem es sich um „eine Fremdsprache“ handle, wie Herr Schmidt meint. Ich denke, dass die kommunikative Reichweite vor allem in Sprachkontaktsituationen in einem sehr weiten Sinne eine Rolle spielt.

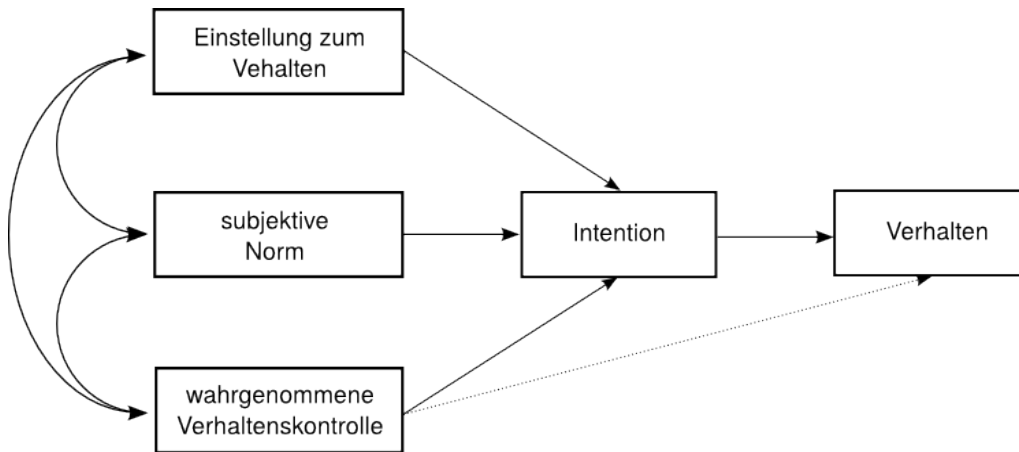
Abbildung 7: Modell zur Erklärung sprachlichen Verhaltens



Meines Erachtens ist das Modell evident, wenngleich die Warnung vorgetragen werden muss, dass sich Sprecher auch über sich selbst und über ihre Motive irren können. Zwar deckt das ABC-Modell die Ich-Perspektive ab, aber empirisch käme es nur in Situationen zum Tragen, in denen die restlichen Faktoren eine untergeordnete bzw. keine Rolle spielen. Die Dominanz des ABC-Modells in der sprachwissenschaftlichen Forschung ist m. E. kaum zu erklären, handelt es sich doch längst um ein empirisch infrage gestelltes Modell aus den 1930er Jahren.

Auch wenn das ABC-Modell in der sozialpsychologischen Übersichtsliteratur (z. B. Bohner 1997) stets ausführlichst thematisiert wird, findet sich in manchen Einführungen die sog. Theory of Planned Behavior (TPB) von Ajzen und Fishbein (1980). Diese stellt eine Erweiterung der Theory of Reasoned Action dar, welche um die Komponente der „wahrgenommenen Verhaltenskontrolle“ ergänzt wurde (vgl. Ajzen u.a. 1980: 181), und gleicht dem von mir auf der Basis der Interviewdaten entwickelten Modell des sprachlichen Verhaltens in großen Teilen. Abbildung 8 gibt einen Überblick über die TPB. Die Ich-Perspektive entspricht der attitude toward the behavior, die Man-Perspektive der subjective norm und die perceived behavioral control den subjektiven Kosten, die mit einer Redeweise verbunden werden. Ein völliger Kontrollverlust kann direkt ein Verhalten nach sich ziehen. Ist dies nicht der Fall, bilden im Rahmen der TPB die aufgeführten Faktoren die Intention, welche das Verhalten steuert.

Abbildung 8: Theorie des geplanten Verhaltens nach Ajzen und Fishbein (1980)



In die TPB gehen einige Voraussetzungen ein, welche Ajzen und Fishbein (1980) unter dem Stichwort *beliefs* zusammenfassen. Hierbei handelt es sich zusammengefasst um das jeweilige Relevanzsystem, welches der Variantenreduktion dient und für die Handelnden die Welt überschaubar macht. Habitualisiertes, auf Routinen basiertes und automatisiertes Verhalten ist laut Ajzen (1991) durchaus mit der TPB vereinbar, wobei in der Debatte die unfruchtbare Opposition von latent und *ouvert* anhand der Frage nach der Rolle des Unbewussten in Bezug auf Verhalten (*below conscious awareness*) gestellt wird. Allerdings halte ich es für äußerst naiv, einer Theorie, die drei Einflussgrößen enthält, zu unterstellen, Verhalten schlechthin erklären zu wollen, und damit halte ich auch die Kritik für unangemessen. Im Rahmen der Möglichkeiten der Operationalisierung der Konzepte zwecks ihrer Untersuchung scheint das Modell eine sehr hohe Prädiktionskraft zu besitzen und dies soll es auszeichnen. So resümiert Bierbrauer: „Die breite Anwendung des Modells hat dessen empirische Brauchbarkeit belegt“ (Bierbrauer 2005: 146), und auch Ajzen (1991: 454) zeigt sich erfreut, dass sich die TPB in den letzten 30 Jahren bewährt hat.

Was die TPB freilich von dem hier entwickelten Modell der Sprachwahl unterscheidet, ist der Punkt der kommunikativen Reichweite. Grundsätzlich sind sprachliche Handlungen auf andere bezogen bzw. lässt sich Kommunikation als Koordinationsproblem beschreiben (Keller 2003: 136). Unter diesem Aspekt wird in Sprachkontaktsituationen die Größe kommunikative Reichweite unmit-

telbar relevant, da sie die Bedingung schlechthin für eine erfolgreiche Bewältigung des Koordinationsproblems darstellt. Zwar ließen sich bestimmte sprachliche Märkte als soziolektale Kontaktsituationen beschreiben, in denen dieser Aspekt eine Rolle spielen könnte. In solchen Situationen manifestiert sich die Kommunikationshürde jedoch eher nicht in einem unverstandenen Code, sondern in einem Code, der sozial nicht akzeptiert ist. Aus diesem Grunde soll im Folgenden lediglich die TPB in Bezug auf ihre Brauchbarkeit zur Erklärung sprachlichen Verhaltens untersucht werden (vgl. Kapitel 4. 9).

3.5 Zur Ökonomie sprachlichen Handelns: Sprachmärkte

3.5.1 Sprachbewertungen und Kontextkongruenz

Der in Kapitel 3. 2. 1 eingeführte Begriff der Kontextkongruenz bezeichnet das grundlegende Sprachwissen über die Variation sprachlicher Phänomene und ihrer Dimensionen. Die Dimensionalisierung der Variation ist dabei jedoch kein mechanistischer Akt der Verbindung von außersprachlichen Variationsdimensionen zu sprachlichen Phänomenen, sondern eine Frage der Relevanzsetzung. In Kapitel 3. 2. 1 haben wir nach Goffman das Stigma in Übereinstimmung der zur Verfügung stehenden sozialen Kategorien für den Stigmatisierten definiert. Beide Gedanken lassen sich zusammenführen mit dem Ziel, eine Theorie der Sprachbewertung zu formulieren, die relevante Kontextfaktoren berücksichtigt. Ich möchte von der Hypothese ausgehen, dass Sprachbewertungen mindestens drei relevante Faktoren zu Grunde liegen, welche untereinander kongruent sein müssen, soll eine Sprechweise nicht als unangemessen bewertet werden können. Die Faktoren werden von Herrn Schmidt in Interviewsequenz (31) genannt:

Interviewsequenz (31); Herr Schmidt:

01 S: nach dem motto - n akademiker,
02 der irgendwo öffentlich auftritt,
03 spricht (.) entsprechend in einer passenden
sprache.

Herr Schmidt nennt in Zeile 01 einen Sprechertyp bzw. eine soziale Kategorie für einen Sprecher. In Zeile 02 wird eine Situation genannt bzw. ein Sprachmarkt. Des Weiteren wird in 03 eine kongruente Sprechweise genannt. Im Ideal-

fall kongruieren Sprechertyp, Sprachmarkt bzw. Situation und Sprechweise miteinander.

Damit dieses Kongruenzprinzip im Alltag unproblematisch funktioniert, ist es unabdingbar, dass die Sprecher es in einer Art und Weise verinnerlichen, die als Willen ausdrückt, was objektiv gefordert wird und dies als eine unhintergehbare Selbstverständlichkeit ansieht. Damit erkennen die Akteure nicht, dass diese tradierte Ordnung arbiträr ist. Entsprechend ins Stocken gerät dieses Ordnungsgefüge, wenn es hinterfragt wird und begründet werden soll, wie im folgenden Beispiel (07-09).

Interviewsequenz (32); Frau Müller:

01 M: äh meine persönliche meinung ist die,
02 dass ich die ähm: ALso ich mach das selber so,
03 wenn ich jetzt zum beispiel äh auf öff=öffentlichen
veranstaltungen,
04 IRGENDwo in nem größeren KREIS in gesprächsrunden,
05 wo (.) irgendwelche leute sitzen,
06 bemüß ich mich hochdeutsch zu sprechen.
07 weil (.) ich (.) jA weiß ich au=nicht.
08 weil ich denke:,
09 dat is angemessen.

In Zeile 01-02 verweist Frau Müller auf die Subjektivität der von ihr gewählten Strategie, so als ob sie die Freiheit besäße, auch völlig gegenläufig zu handeln. In den Zeilen 03-06 wird die Trias aus Sprachmarkt, Sprechertyp und Sprechweise wiedergegeben. Der Versuch, Rechenschaft über ihr Verhalten abzulegen (07-08), gerät leicht aus dem Takt. Letztlich beruft sich Frau Müller auf eine tradierte Ordnung, in der Angemessenheit darin besteht, dem Kongruenzprinzip entsprechend zu sprechen. Aufschlussreich ist die Begründung deshalb, weil sie zeigt, wie Sprecher aus der Notwendigkeit eine Tugend machen: Was objektiv gefordert wird, nämlich in öffentlichen Situationen Hochdeutsch zu sprechen, wird subjektiv gewendet, und damit wird die tradierte Ordnung nicht nur reproduziert, sondern unangreifbar gemacht, da die Subjektivierung des Standpunktes („weil ich denke“) gegen jeden Widerspruch immunisiert.

Die Klassifikation der Sprechertypen entspricht den Gegensätzen des sozialen Raums, wobei dem Bildungsstatus eine besondere Bedeutung zukommt. Anhand folgender Passage sollte deutlich werden, dass in der Hauptsache der so-

ziale Status der Sprecher, der mit der SdR assoziiert wird, zu ihrer Abwertung führt:

Interviewsequenz (33); Sarah:

01 S: das ruhrgebiet is ja mehr son,
02 oder historisch gewachsen,
03 ist das ja so ein arbeiter äh viertel;
04 und kohle,
05 ja bergbau und so weiter,
06 dass is ja eher son UNgebildete ähm (.) gegend.
07 ähm wAR zumindest so;=
08 =is ja überhaupt nicht mehr so,
09 aber es war ja früher so.
10 und irgendwie verbinde ich jetzt PERSönlich,
11 deswegen auch IMmer diesen ruhrPOTT(.)dialekt,
12 also, schonn dieses wort ruhrpott hat ja irgendwie
schonn,
13 son bisschen was Abwertendes.

Betont sei, dass nicht allein die Abweichung von einem Standard dieses abwertende Moment ausmacht. Sarah nennt das Bayrische als Beispiel für einen Dialekt, der ihrer Ansicht nach unabhängig vom sozialen Status gebraucht wird:

Interviewsequenz (34); Sarah:

01 S: (.) ähm verbinde ich persönlich auch immer schonn
son bisschen diesen,
02 (-) JA diesem ARBEItermillieu,
03 was es ja,
04 es gibt ja keine arbeiterschichten mehr,
05 aber zumindestens war ja früher alles so.
06 und das is für mich gehört das schonn irgendwie
auch alles zuSAMmen.
07 diese ARbeiterschicht,
08 bergbau,
09 kohle ähm ja ruhrpott und die sprache,
10 die eben dazu gehört.
11 das ähm seh ich bei anderen dialekten nich so.
12 zum beispiel bayrisch.
äh strauss hat bayrisch gesprochen.
13 also, das=das geht mehr so über alle schIChten.
15 und nicht nur so -
16 und hier hab ich den eindruck,
17 dass das mehr auf die UNTere schicht,
18 wenn man das so überhaupt sagen kann,
19 sich erstreckt.
20 (-) glaub ich.

Die Annahme, dass Angehörige des Arbeitermilieus über ein beschränktes Repertoire an sprachlichen Registern verfügen, kann zu einer Anpassung der Erwartungen an Korrektheit usw. führen. Dies kann ferner zur Folge haben, dass Sprechertypen, die als Arbeiter klassifiziert werden, in gleicher Redesituation ein höherer Anteil Nonstandardmerkmale zugestanden wird. Herr Schmidt beschreibt dies so:

Interviewsequenz (35); Herr Schmidt:

01 S: und dann gibts natürlich die,
02 wo man sagen muss,
03 die sind einfach in ihrer herzlichkeit menschlich
so sympatisch,
04 die können so sprechen.
05 da wird auch gar nicht diese MESSlatte angeleht.
06 äh das sind ehrli so das,
07 was man so als ehrliche haut bezeichnet.
08 und äh bei den sacht man -
09 da ERWARTICH ich auch gar nicht,
10 dass die sprachlich (.) perfekt oder=oder oder gut
sind.
11 sondern die sind einfach in sich n typ.
12 und das ist deren sprache punkt.

Zwar wirkt die Akzeptanz des sprachlich Anderen eher resignierend. Dennoch wird die Kongruenz zwischen Sprechertyp und Sprechweise keinesfalls in ein negatives Licht gerückt. Die angenommene Unfähigkeit dieser Sprechertypen, eine Sprache zu sprechen, die nicht die ihre ist, mündet in der Toleranz ihrer Sprache (Zeile 05). Bedingung für diese Toleranz des als übertrieben empfundenen Nonstandards ist jedoch eine soziale Distanz, welche bewirkt, dass der andere nicht als Konkurrent auf dem Feld der sozialen Positionen betrachtet wird. Sprache ist hier als Machtressource also wertlos, da die Positionen längst ausgehandelt und bestimmt sind. Demjenigen, dem unterstellt wird, diese eigentlich geforderte Sprache zu sprechen, bleibt diese Toleranz verwehrt. Die Freiheit, zwischen unterschiedlichen Sprechweisen wählen zu können, führt zum Zwang, angemessen zu sprechen. Ein solcher Zwang existiert jedoch nicht nur auf den offiziellen Sprachmärkten, auch auf inoffiziellen Märkten drohen Sanktionen, falls gegen das Kongruenzprinzip verstoßen wird: Herr Schneider beschreibt im folgenden Beispiel eine informelle Situation „unter Kumpels“:

Interviewsequenz (36); Herr Schneider:

01 S: JA also, wenn man hier is,
02 und versucht wirklich hochdeutsch zu reden,
03 und es wirkt gekünstelt,
04 dann dann gucken die auch,
05 und sagen ach,
06 hömma wat bis du denn für einer;= ne.
07 jetzt komm.
08 wir sind unter uns.
09 also, dat passiert schonn=ma, klar.
10 dat is ja klar.
11 vor allem wenn man womöglich irgendwo zusammen
sitzt,
12 dann äh dann äh würd man sich auch von den andern
abheben.
13 dann is man der snob.
14 das sollte man dann nicht tun.
15 es sei denn,
16 man will der snob sein.

Auch auf informellen Märkten sind die Sprecher nicht frei. Der Nonstandard wird von der Gruppe eingefordert (05-08), da standardsprachliche Mittel als Distinktionsversuch gegenüber der Gruppe interpretiert werden. Zu beachten ist an diesem Beispiel auch, dass die Standardsprechweise nicht etwa zu einer Umdefinition der Situation von informell zu formell, wenn auch nur für eine kurze Zeit, führt, sondern der Sprechertyp infrage gestellt wird. Damit das Kongruenzprinzip unangetastet bleibt, wird der Sprechertyp umdefiniert von „einem von uns“ zum „Snob“.

Der Zusatz in Zeile 03 „und es wirkt gekünstelt“ verweist auf ein Phänomen, welches ich Authentizitätsgebot nenne. Das Unauthentische ist zugleich inkongruent und wird negativ bewertet. Überhaupt verweisen die Adjektive („direkt“) und Metaphern („das Herz auf der Züge“), mit denen die SdR charakterisiert wird, auf den Aspekt der Authentizität. Folgerichtig ist die SdR auch die Sprache der „ehrlichen Haut“ und dadurch für ein Set von Sprachmärkten legitimiert. Generell ausgenommen von einer positiven Betrachtung hingegen ist eine Sprechweise, die mit übertriebenem Nonstandardgebrauch zusammengefasst wird und dadurch unauthentisch wirkt. Der Gebrauch von Nonstandardmerkmalen wird also nur toleriert, sofern er sich in gewissen Grenzen bewegt. Herr Schmidt antwortet auf die Frage, wo diese Grenze verlaufe, dass sie nicht genau

bestimmbar, sondern gefühlt sei. Zum Charakter des Typisierten gehört eben nicht vollständig ausformuliert und institutionalisiert zu sein.

Zwar darf angenommen werden, dass der als übertrieben empfundene Gebrauch der SdR prinzipiell negativ bewertet ist, doch muss hier eine Ausnahme formuliert werden. Ins Positive gewendet wird der übertriebene Nonstandard, sofern er als Stilmittel im Bereich der Komik eingesetzt wird. Als prominente Vertreter dieses Stils werden in den Interviews Herbert Knebel und Adolf Tegtmeier angeführt, die natürlich „total übertreiben“. Die Fähigkeit, mit dieser übertriebenen Stimme zu sprechen, kann als eine Form des Sprachkapitals betrachtet werden, welches auf dem Feld des Humors seine kommunikative Wirkung entfaltet. Laut der Auskunft Herrn Schneiders beherrscht nicht jeder diesen Stil, insbesondere er selbst nicht. Einer seiner Verwandten hingegen ist in der Lage, Texte von Tegtmeier und Co. zu zitieren und damit auf Familienfesten die „ganze Runde“ zu amüsieren.

3.5.2 Sprachmärkte und Imageproduktion

Bourdieu beschreibt sprachliche Märkte als Situationen, in denen Sprecher taxiert werden. Dies bleibt meist latent. Dennoch können die meisten Interviewten von Erlebnissen berichten, in denen es zu Störfällen kam. Um diese geht es im Folgenden, wobei auch die Strategien beleuchtet werden, mit denen ihnen begegnet wird. Voraus möchte ich jedoch anmerken, dass sich im Interviewmaterial keine echten Störfälle finden, die das Prädikat „diskriminierend“ verdienten. Goffman beschreibt den Prozess des Taxierens und des Diskriminierens im Rahmen des Konzepts der Imagearbeit, welches zunächst erläutert wird, um anschließend Störfälle aus dem Interviewmaterial zu bewerten.

Zunächst kann Image als positiver sozialer Wert aufgefasst werden und in Analogie zum Prestige-Begriff verstanden werden. Nur eben mit dem Unterschied, dass mit Prestige das Objekt beschrieben wird und Image der Effekt ist, welcher sich aus dem Umgang mit einem Prestige-Objekt auf seinen Benutzer überträgt. Grundsätzlich handelt es sich beim Image um das Ergebnis von Strategien, welche institutionalisiert sind und damit die typischen Charaktereigenschaften von Strukturen begrenzter Reichweite aufweisen. Goffman scheint die Möglichkeiten der Handlungswahl, was die Strategien anbelangt, die von Akteuren ergrif-

fen werden können, um ein positives Image herzustellen, als äußerst gering zu betrachten:

Immer aber ist das eigene soziale Image, selbst wenn es persönlichster Besitz und Zentrum der eigenen Sicherheit und des Vergnügens sein kann, nur eine Anleihe von der Gesellschaft; es wird einem entzogen, es sei denn, man verhält sich dessen würdig. Anerkannte Eigenschaften und ihre Beziehung zum Image machen aus jedem Menschen seinen eigenen Gefängniswärter; dies ist ein fundamentaler sozialer Zwang, auch wenn jeder Mensch seine Zelle mag (Goffman 2005: 15).

Wird der Besitz eines Image mit positiven Gefühlen begleitet, so ist der Besitz eines falschen Images oder das Fehlen eines Images von negativen Gefühlen begleitet. Gar kein Image zu besitzen, bedeutet, über keine Techniken zu verfügen, die in bestimmten Situationen legitim verlangt werden. Auf Sprache übertragen bedeutet das, über keinen Code zu verfügen, der gemeinhin von Personen erwartet werden darf, die üblicherweise Zugang zu den sprachlichen Märkten haben. Man denke an dieser Stelle an den Nachbarn von Frau Müller oder an die Aussagen von Herrn Schmidt, der darauf insistiert, dass es Personen gibt, bei denen erst gar keine Messlatte angelegt würde.

Ein falsches Image zu haben, bedeutet, Informationen preiszugeben, die nicht mit der eingeschlagenen Imagestrategie übereinstimmen. Hier sei als Anschauung hyperkorrektes Verhalten genannt, welches im Interviewmaterial als „besonders peinlich“ dargestellt wird. Fliegt hyperkorrektes Verhalten auf, wird offenbar, dass der Code nicht beherrscht wird, den man vorgab zu beherrschen. Damit ist das falsche Image eine Variante des Bruchs mit dem Authentizitätsgebot.

Der Imagearbeit entgegen stehen Zwischenfälle. „Techniken der Imagepflege dienen dazu, ‚Zwischenfällen‘ entgegen zu arbeiten - das sind Ereignisse, deren effektive, symbolische Implikationen das Image bedrohen“ (Goffman 2005: 18). Effekte der Imagepflege scheinen auch unmittelbar in der Interviewsituation relevant, da sie nicht mit dem Einschalten des Aufnahmegeräts endet, sondern vielmehr das Gegenteil der Fall ist. Die Interviewpartner stehen nicht nur vor der Aufgabe, eine glaubhafte bzw. im Rahmen des Tolerierbaren konsistente Geschichte zu erzählen, sondern auch eine Geschichte zu erzählen, die Image-Effekte hervorbringt. An keiner Stelle wird von Zwischenfällen berichtet, die das Ansehen der interviewten Person ernsthaft in Gefahr brächte. Vielmehr ist das Gegenteil der Fall. Wenn überhaupt, wird wie im Falle von hyperkorrektem Verhalten ein Zwischenfall als Möglichkeit, aber als nicht selbst erlebt beschrieben.

Frau Müller: vom Lehrer verbessert, Sprachkonflikte im Elternhaus, Hyperkorrektur

Herr Schmidt: Sprachkonflikte im Elternhaus, Hyperkorrektur

Herr Schneider: Sprachkonflikte im Elternhaus, Partner verbessert, Zwischenfälle unter Freunden

Herr Fischer: Sprachkonflikte im Elternhaus, Hyperkorrektur, Zwischenfälle unter Freunden

Paula: Sprachkonflikte im Elternhaus

Peter: Sprachkonflikte im Elternhaus, Hyperkorrektur

Sarah: keine Zwischenfälle angegeben

Es finden sich im Interviewmaterial keine Negativsedimente, welche das Attribut einer Diskriminierungserfahrung aufgrund von Sprache verdienen. Vielmehr zeugen die berichteten Erlebnisse von einer guten Kinderstube, da sie sich allesamt auf Sozialisationsagenten und ihr Korrekturverhalten beziehen, und tragen somit zu einem positiven Image bei. Zwar ist es durchaus im Bereich des Möglichen, dass meine Interviewpartner in ihren Biografien, oder dem, was davon im Gedächtnis gespeichert ist, keine Situationen erlebten, in denen sie aufgrund des Gebrauchs eines sprachlichen Merkmals an der falschen Stelle herabgesetzt wurden, jedoch erscheint es wahrscheinlicher, die Ursache für diese Sprachlosigkeit im Tabu zu suchen. Tatsächlich bieten die Interviews nicht den Rahmen, um Tabus anzusprechen, da sie von den Interviewpartnern nicht als Interviews definiert wurden, in denen „Intimes“ bzw. „Pikantes“ preisgegeben wird. Dies zeigt sich am Umgang der meisten Interviewpartner mit der datenschutzrechtlichen Seite derartiger Interviews. Die Zusicherung von Anonymität im Vorgespräch stellte jeweils einen sensiblen Punkt dar. Das globale Thema Sprache des Ruhrgebiets schien für die meisten meiner Interviewpartner keinerlei identitätsbedrohendes Potenzial zu besitzen, weshalb die Zusicherung von Datenschutz als juristische Formalität akzeptiert wurde, aber nicht als Persönlichkeitsschützende Notwendigkeit. Folglich kann der Charakter sprachlicher Zwischenfälle nur bedingt aus dem Interviewmaterial abgeleitet werden. Meines Erachtens spricht einiges dafür, dass die postulierte Offenheit leitfadengestützter Inter-

views dort an ihre Grenzen stößt, wo es um Image bedrohende Episoden und Aspekte der dargestellten Biografie geht, wenn dies nicht für alle Beteiligten von vornherein klar ist. So gilt der Vorteil von offenen leitfadengestützten Interviews, auch an sog. Randgruppen heranzukommen und ihre Lebenswelt in einer Art und Weise erforschen zu können, wie dies für standardisierte Interviews nicht gilt. In solchen Fällen drehen sich jedoch die Imageeffekte um, da hier die Stigmatisierung nicht latent droht, sondern für alle offensichtlich ist und überhaupt den Grund für ein Zustandekommen des Interviews darstellt. Somit gelten für den Diskreditierten völlig andere Voraussetzungen: Er akkumuliert in der Interviewsituation Image, indem er möglichst detailliert von seinem Stigma, Leid und diskriminierenden Lebenssituationen berichtet.

Zwar mag die zugesicherte Anonymität dazu beitragen, in der Öffentlichkeit das Gesicht zu wahren, aber nicht dem Interviewer gegenüber. Umgekehrt muss die Preisgabe von „pikanten“ Details als Vertrauensbeweis bewertet werden. Vertrauen als Abwesenheit von Fremdheit ist jedoch gerade nicht das Ziel der Interviewsituation (vgl. sich künstlich Fremdmachen). Allerdings ist diese offenkundige „Schwäche“, annehmen zu müssen, eben doch nicht alles zu erfahren, auch als Stärke zu deuten: So erfahren wir, welche „Zwischenfälle“ als recht konventionell bzw. als übliche Abweichung gelten, da eine wichtige Strategie der Imagearbeit darin besteht, sich möglichst konventionell zu geben. Damit korrespondiert, dass sich so gut wie alle Interviewpartner zurückhalten, ihre Hochdeutschkompetenz als hoch einzuschätzen.⁶⁰ So betont z. B. Sarah an verschiedenen Stellen, dass sie zunehmend die SdR in ihren persönlichen Sprachgebrauch integriert. Insistiert Goffman (2005: 15) darauf, dass die Imageproduzenten in einer Zelle sitzen, so gilt dies umso mehr unter den Bedingungen des Interviews. Hierbei liegt ein situatives Setting vor, welches es kaum zulässt, zu behaupten, man sei lupenreiner Hochdeutschsprecher. Da das Gespräch aufgezeichnet und eine „linguistische Auswertung“ angekündigt wurde, steht die Drohung im Raume, als Person mit falschem Image entlarvt zu werden.

60 „Jegliche Selbstansprüche können mit zurückhaltender Bescheidenheit, mit starken Einschränkungen oder mit einem unernsten Beiklang gestellt werden. Durch solche Abschirmung hat er sich ein Selbst geschaffen, das durch Bloßstellung, persönliches Versagen oder unerwartete Handlungen anderer nicht diskreditiert werden kann“ Goffman (2005: 22).

Bisher kann man festhalten, dass der sprachliche Zwischenfall aus der Benutzung eines sprachlichen Stigmas besteht, sofern die Bedingungen der Situation die Hypothese rechtfertigen, dass der Gebrauch des Stigmas der Imagestrategie des Sprecher widerspricht. Dies stimmt zudem mit der Kontextkongruenz überein, deren Bruch als ein Bruch gegen das Authentizitätsgebot gewertet wird. Die Sichtweise der Beteiligten ist hierbei wichtiger als die Sichtweise des Verursachers des Zwischenfalls, da man durchaus stigmatisiert werden kann, „aber davon weder beeindruckt noch zur Reue bewegt zu sein“ (Goffman 1967: 15) braucht.

3.5.3 Reproduktion und Transformation der Ökonomie sprachlicher Märkte

Ohne den Anspruch zu erheben, eine umfassende Theorie der Dynamik sprachlicher Märkte formulieren zu wollen, werden im Folgenden sowohl Aspekte der Reproduktion als auch Aspekte der Transformation sprachlicher Märkte besprochen. Dabei werde ich vorwiegend auf biografische Sequenzen zurückkommen, da sie m. E. das allgemeine Muster enthalten, nach dem Transformationen ablaufen: Es existiert ein Sprachmarkt mit spezifischen Regeln. Im Falle von Zwischenfällen wirken Normautoritäten regulierend ein, worauf die Verursacher der Zwischenfälle vor die Alternativen der Reproduktion des Marktes oder seiner Transformation gestellt sind. Letzteres führt wiederum zu einer Ausdifferenzierung sprachlicher Märkte bzw. zu Divergenzen.⁶¹

Biografische Episoden werden von den Interviewten erzählt, um gewisse Produkte (Sprachverhalten, Einstellungen usw.) plausibel zu machen. Sofern Divergenzen thematisiert werden, kann der Versuch, ein Produkt darzustellen, prinzipiell zwei Richtungen annehmen. Zum einen kann man das Produkt als Reproduktion der Verhältnisse darstellen, unter denen es produziert wurde: Man begründet das eigene Streben mit dem Streben anderer und dem der vorausgegangenen Generationen. Zum anderen kann die Reproduktion der Richtung negiert werden, was zur Folge hat, dass sich ein Ich konstituiert, welches sich als non-

61 So holzschnittartig, wie es hier einleitend dargestellt ist, findet eine Differenzierung der Märkte selbstredend nicht statt. Zunächst existieren zwischen der unterwerfenden Reproduktion und der rebellischen Transformation noch weitere Zwischenstufen der Möglichkeiten des Handelns. Auch kann man nicht davon ausgehen, dass sich Märkte in der Gänze wandeln, sondern dass sich dieser Wandel punktuell vollzieht.

konform darstellt. Frau Müller berichtet beispielsweise davon, dass sie zunächst gegenüber der SdR eine negative Einstellung besaß. Diese Einstellung wird als Produkt der Übernahme der Einstellung der Mutter beschrieben. Heute hingegen pflegt Frau Müller eine neutrale bis positive Einstellung zur örtlichen Sprache; sie hat sich also von der Einstellung der Mutter abgenabelt.

Als objektivierte Stationen der Sozialisation werden in den Interviews Elternhaus, Schule und Freunde im weitesten Sinne genannt. Subjektiv wird die Sozialisation als Persönlichkeitswerdung unter dem Einfluss von „Außen“ beschrieben. Die berufliche Ausbildung scheint in der subjektiven Perspektive wenig Prägungskraft zu besitzen, zumindest bleibt sie in den Interviews unthematisiert, wenngleich ein enger Zusammenhang zwischen dem Habitus und dem Beruf einer Person besteht.

Herr Schmidt erlebt die sprachlichen Verhältnisse innerhalb seiner Familie homogen Hochdeutsch. Seine Eltern sprachen beide sauberes Hochdeutsch. Die restlichen Interviewpartner beschreiben die sprachlichen Verhältnisse im Elternhaus mehr oder weniger heterogen. Dort, wo sie thematisiert werden, herrscht eine sprachliche Rollenteilung vor, wobei einem Elternteil Nonstandard bzw. eine dialektale Sprechweise zugeordnet wird.

Die sprachliche Heterogenität im Elternhaus wird als Ergebnis von Wanderung erklärt.⁶² Herr Schneider berichtet von seinem Sächsisch sprechenden Vater, der Plosive weich sprach. Frau Müller begründet den Umstand, dass ihre Mutter Hochdeutsch spricht, mit der Tatsache, dass diese aus dem Rheinland „und nicht aus dem Ruhrgebiet kommt“. Herr Fischer berichtet von seinem hochdeutsch sprechenden Vater als Ergebnis sprachlicher Assimilation, „weil man sein Sauerländer Platt nicht verstand.“ Die Familie kann als eine soziale Gruppe des Sprachkontakts gesehen werden. Interessanterweise bleibt jedoch eine Übertragung der Schmelztiegelthese auf die persönlichen Verhältnisse aus: Niemand beschreibt seine Sprache als Mischung der gesprochenen Varietäten der Eltern. Frau Müller führt ihre Fähigkeit „gut umschalten zu können“, auf die heterogenen Sprachverhältnisse im Elternhaus zurück. Auch Paula lässt sich auf ähnliche Art und Weise ein, wobei ihre Familie Wert darauf legte, ein breites Repertoire zu beherrschen:

62 Herr Schmidt hingegen erklärt die sprachliche Homogenität anhand des Standes (Akademiker), wenngleich er auf Wanderungsbewegungen seiner Familie verweisen kann.

Interviewsequenz (37); Paula:

- 01 P: ähm also grad so dieses WECHseln zu können,
02 is also (-) immer so bei uns der slang oder der der
tenor in der familie,
03 man muss mit allen reden können.=
04 =ob=s jetzt n hochstudierter ist,
oder ähm;=ne?
05 der mann auf der straße.

Tatsächlich ist es für diese beiden Interviewpartnerinnen von Berufs wegen von Vorteil, ein breites Repertoire zu beherrschen, da diese in ihren jeweiligen Berufen Milieugrenzen übergreifend kommunizieren. Der Grundstein für diese Fähigkeit zum Code-Switching wird in der familiären Sozialisation verortet.

Den Gegenpol zur häuslichen Sozialisation bildet das soziale Umfeld, also der sog. Freundeskreis. Peters Version einer zweisprachigen Kindheit wird nicht auf die Sprachverhältnisse innerhalb des Elternhauses zurückgeführt, sondern dem häuslichen Sprachgebrauch wird der Sprachgebrauch auf der Straße gegenübergestellt. Zu Hause achtet seine Mutter auf „richtiges Sprechen“ und sein Umfeld bzw. „die andern Blagen“ verlangen von ihm, „falsch“ zu sprechen.⁶³ Peter beschreibt eine elementare Erfahrung mit Sprache als Struktur begrenzter Reichweite und Gültigkeit. In der Terminologie Bourdieus existieren zu Hause und auf der Straße verschiedene Sprachmärkte, die auf den Habitus wirken. Sicherlich bieten sich theoretisch verschiedene Optionen, mit diesen vorgefundenen Bedingungen umzugehen. Anpassung ist die Strategie erster Wahl, wenn es darum geht, Kosten zu reduzieren und den Profit zu erhöhen.

Betrachtet man die unterschiedlichen Bedingungen dieser Sprachmärkte, so kommt es zu einem verkehrenden Effekt, der durch die jeweils spezifischen Bedingungen des Marktes hervorgerufen wird, was die Möglichkeit der Sprachvariation als Handlungswahl anbelangt. Die Solidarität der Eltern zum Kind kann weitestgehend als gesichert angesehen werden. Sie wird bedingungslos vererbt. Anders verhält es sich bzgl. des freundschaftlichen Umfelds: Es erscheint als Wahlverwandschaft und kann im Laufe einer Biographie wechseln, während die Familie bleibt. Aus dem Aspekt der Wahlverwandschaft folgt, dass die Solidarität des freundschaftlichen Umfelds an Bedingungen geknüpft ist. Bestimmt das

63 Auch hier zeigt sich das gleiche Phänomen der Unmöglichkeit radikaler Nonkonformität. Auch Peters Beschreibungssprache ist im Alten gefangen, lediglich die Bewertungsebene wird umgedeutet.

freundschaftliche Umfeld den Preis der Zugehörigkeit im Beherrschen einen vorgebenden sprachlichen Codes, so kostet eine Verweigerung die Solidarität der Gruppe. Die Solidarität der Familie bzw. der Mutter scheint durch die Verweigerung des geforderten Codes nicht verspielbar zu sein.⁶⁴ Im Gegenteil soll der häusliche Sprachkonflikt zwischen Eltern und Kindern als recht konventioneller Generationenkonflikt interpretiert werden, zumal aus subjektiven und objektiven Gründen nicht angenommen werden kann, dass die junge Generation die Sprache der Alten reproduziert.

Folgendes Beispiel soll diesen Generationenkonflikt illustrieren. Es ist eine etwas längere Passage von mir gewählt worden, da es auch Themen enthält, die oben angesprochen werden.

Interviewsequenz (38); Frau Müller:

- 01 M: also, wir hatten bei uns in der familie war das
eben immer so,
02 dass ähm (.) ähm=meine mutter kommt (.) NICH aus
essen,
03 die kommt auch gar nich äh ausm ruhrgebiet,
04 die (.) kam aus dem rheinland.
05 und die hat immer sehr drauf geachtet,
06 dass wir hochdeutsch sprechen.
07 mein vater kommt aus gelsenkirchen,
08 und meine großeltern dann entsprechend auch.
09 so dass,
10 ich dat immer so=so son bisschen zweisprachig
hatte.
11 also da relativ GUT umschalten konnte.
12 und ähm aber doch in erster linie dadurch,
13 dass in der schule alle meine klassenkameraden ALLE
sprechen,
14 na ja nun den dialekt hier.
15 die ähm und das war eigentlich Immer;
16 (.) so hat man halt gesprochen,=
17 =wenn man sich mit den freunden verständigt hat,=
18 =äh hat,
19 da wär ich nie auf die idee gekommen jetzt so,
20 (.) dieses anerzogene hochdeutsch von meiner mutter
zu sprechen.
21 dat hab ich nich gemacht.
22 sondern so wie jetzt auch äh: (.) und es ist so,
23 dass eben viele sagen das ich sehr STARK
24 ruhrgebiets ähm slang spreche.

In den Zeilen 01-08 wird die sprachliche Situation in der Familie von Frau Müller beschrieben. Die Mutter wird mit dem Hochdeutschen assoziiert, wobei ihre

64 Das ist natürlich ein riskanter Schluss.

Herkunft aus dem Rheinland implizit als Begründung angeführt wird; der Vater und seine Herkunftsfamilie hingegen wird mit der SdR verbunden, woraus eine Zweisprachigkeit abgeleitet wird (09-10) und hieraus wiederum die Fähigkeit „gut umschalten zu können“. In der Rückschau wird jedoch dem sprachlichem Umfeld (Freunde, Schule) eine größere prägende Kraft eingeräumt (11-18). Auf der einen Seite steht das als äußerlich empfundene, „anerzogene Hochdeutsch meiner Mutter“ auf der anderen die Generationsgenossen. Die Nonkonformität gegenüber dem Alten geht einher mit der Konformität gegenüber dem Neuen. Mit anderen Worten: Frau Müller setzt hier die Entstehung eines neuen sprachlichen Marktes voraus, von dem die Alten ausgeschlossen sind, und es droht jedem der Ausschluss, der sich den Spielregeln dieses Marktes zu entziehen versucht.

Wenn von Kraftfeldern die Rede ist, so sind diese nicht mit Magnetfeldern bzw. Naturphänomenen zu verwechseln. Der Magnetismus sprachlicher Märkte resultiert zum einen aus der generellen Eigenschaft sozialer Tatsachen, verschleiern zu können, dass sie eine historische Tat darstellen, zum anderen resultiert er aus der Illusio: dem gemeinsamen Glauben an die Ernsthaftigkeit des Marktes und dem reziprok organisierten Wissen der jeweiligen Regeln eines sprachlichen Marktes. Aufgrund der Illusio ergibt sich ein Netz von semantischen Verstrickungen, welche auch durch Erneuerer nicht vollständig zerschnitten werden können. Die faktische Kraft des Normativen soll anhand der sprachlichen Werte der Eltern gezeigt werden und von den Kindern „abgelegt“ werden. Weitestgehend können diese Werte auf die Formel SdR = schlechtes Deutsch und Hochdeutsch = gutes Deutsch reduziert werden. So wie man laut Watzlawick nicht nicht kommunizieren kann, kann man sich nicht nicht auf diese normativen Zuschreibungen beziehen, sofern sie einmal in die Welt gesetzt wurden und eine gewisse Verbreitung erreicht haben, also gesellschaftlich konform sind. Um sich dem Konformen zu entziehen, sind Umdeutungsprozesse und ihre Explikation erforderlich. Da der Bezugspunkt notwendigerweise mit der „alten“ bzw. konformen Sprache beschrieben werden muss, enthält jede Form der Nonkonformität Widersprüche. Betrachten wir zur Veranschaulichung folgenden Transkriptausschnitt im Detail:

Interviewsequenz (39); Herr Schneider:

01 S: meine=meine=meine mutter schon eher,
02 weil die wert drauflechte,
03 dass man sich vernünftig ausdrückte,
04 und wenn man dann halt etwas derber sprach,
05 dann sprach sie schon manchmal -
06 du sprichst wie jemand von der straße,
07 aber jemand von der straße muss ja auch nich
schlecht sein;=ne?

Die Sequenz beinhaltet einen Normenkonflikt zwischen Generationen. Die Rolle der Bewahrerin der „alten“ Werte ist durch Herrn Schneiders Mutter repräsentiert. Die Beschreibung Herrn Schneiders bedient sich der alten Kategorien: Auf der einen Seite steht das „sich vernünftig Ausdrücken“, wohingegen der Gegenpol als „derb“ beschrieben wird. Erwähnenswert erscheint mir an dieser Stelle, dass quantitative Methoden wie z. B. das semantische Differential, für derartige Gegensatzpaare blind sind, da sie nicht lexikalisiert sind und folglich einen Kontext erfordern, der den Sinn des Paares erschließen lässt. Referiert wird in den Zeilen 05-06 die Ansicht der Mutter, dass jemand der „derbe“ spricht, „spricht wie jemand von der Straße“. Hiermit wird die derbe Ausdrucksweise mit einer sozial deklassierten Kategorie verbunden und spätestens damit ins Negative gewendet, wenngleich die negative Konnotation implizit bleibt. Der vorausgegangenen Implikation wird jedoch in Zeile 07, eingeleitet durch den Konjunktorkonjunktor *aber*, explizit widersprochen. Um die Idee des Generationskonfliktes weiter aufzunehmen, kann gesagt werden, dass in diesem Konflikt diametral verschiedene Weltbilder auseinanderklaffen. Der kirchlich orientierte Herr Schneider vertritt hier eine moderne, christlich-humanistische Position, nach der Personen zunächst als Nächster und nicht als potentiell bedrohender Fremder betrachtet werden. Der Umstand, dass Herr Schneider im alten Sprachspiel befangen bleibt, zeigt die grundsätzliche Schwierigkeit symbolischer Umwälzungen und damit auch des Habitus. So können Wandlungsprozesse nicht vollständig im voluntaristischen Akt aufgehen. Selbst wenn wir unterstellen, dass Herr Schneider sich aus freien Stücken dafür entschieden hat, das Weltbild seiner Mutter abzulegen⁶⁵, so kann er sich der sprachlichen Struktur nicht entziehen, weil an der Stelle der alten noch keine neue getreten ist.

65 An dieser Stelle kann nur mit Annahmen gearbeitet werden und ist hier rein hypothetischer Natur, die lediglich dazu dient, den Gegensatz zwischen Finalismus und Mechanismus zu zeigen.

Die Schule spielt objektiv eine große Rolle beim Erwerb kommunikativer Kompetenzen. Im Interviewmaterial wird die Schule als Sozialisationsinstanz kaum thematisiert. Das Gegenteil ist der Fall. Die älteren Interviewpartner, die als Arbeiterkinder eine Volksschule besuchten, berichteten explizit davon, dass in der Schule keine Anstrengungen unternommen wurden, „richtiges“ Deutsch zu vermitteln. Als Erklärung werden die geringen Erfolgchancen dieses Unterfangens angeführt. Lediglich Frau Müller berichtet von einer Episode, in der ihr Deutschlehrer sie aufforderte, doch weniger SdR zu sprechen.

Welche Handlungsoption in einer gegebenen Situation den Akteuren zur Verfügung steht, ist abhängig von der Beziehungskonstellation, die der jeweiligen Situation vorliegt. Befinden sich alle Interaktionsteilnehmer auf Augenhöhe, so wird die Thematisierung des Zwischenfalls selbst zu einem sozial heiklen Unterfangen und kann nur vollzogen werden, wenn das Image des Gegenüber nicht grundsätzlich infrage gestellt wird. In der Regel wird der gesichtsbedrohende Zwischenfall ignoriert. Liegt eine Beziehung von Souverän und Untertan vor oder soll dieser Umstand verschleiert oder unterstrichen werden? Die Definition der Beziehung und das Verhältnis der Interaktionsteilnehmer zu dieser Definition ist unmittelbar relevant, was den Charakter der zur Verfügung stehenden Möglichkeiten betrifft, das Image zu pflegen. Hierbei können Strategien eingesetzt werden, die eher darauf zielen, die Struktur der sprachlichen Märkte zu reproduzieren oder zu transformieren.

Sprachliche Strukturen zu reproduzieren, heißt zunächst, sich konventionell zu verhalten, was bedeutet, diejenigen Mittel anzuwenden, die für die Bewältigung einer kommunikativen Aufgabe üblich erscheinen. Zu diesem Zweck muss grundlegend der Code beherrscht werden, welcher in einer gegebenen Situation als angemessen gilt, und man muss über Wissen verfügen, um die angemessene Strategie wählen zu können. Hierbei ist es von Vorteil, wenn dieses Wissen in habitualisierter Form vorliegt. Erst dann erscheint es den Akteuren, als handelten sie instinktiv bzw. ganz natürlich. Ist das Wissen nicht habitualisiert, besteht also keine reale Erfahrung mit einem gegebenen Typ von Situationen. So bleibt stets eine Restunsicherheit, welche begleitet wird vom negativen Gefühl eines drohenden Imageverlustes.

Eine wichtige Strategie oder vielleicht *die* wichtigste Strategie, mit dieser Drohung umzugehen, besteht in der Vermeidung derartiger potenziell imagebedrohender Situationen. Dank des sozialen Sinns „weiß“ der Habitus, welche Situationen sein Image bedrohen, und kann seine Strategie daran ausrichten. Besonders die Vermeidungsstrategie scheint mir zentral zum Verständnis der Subtilität des Mechanismus, der dazu beiträgt, dass Sprache daran mitwirkt, soziale Ungleichheit zu reproduzieren. Durch Vermeidungspraktiken wird die soziale Mobilität objektiv verringert, indem aufgrund der Sozialisation unbekannte Situationen gemieden werden. Mit dieser „Das ist nichts für mich“-Attitüde werden Milieugrenzen „unsichtbar“ zementiert. Das objektive Herrschaftsverhältnis wird auf mehrere Arten verschleiert. Subjektiv wird von den Vermeidern die Ideologie des freien Willens reproduziert, schon um das Image vor sich selbst zu wahren. Man will, was man kennt. Auch erspart die Vermeidungsstrategie den Wächtern an den Toren zum sozialen Aufstieg die Exekutive. Auf diese Art wird die symbolische Ordnung ohne störende Zwischenfälle reproduziert. Die Vermeidungspraktik wird subjektiv zu einem Akt des Selbst erhoben und damit vermieden, dass andere den Ausschluss von gewissen gesellschaftlichen Feldern vollziehen müssen. Doch auch in einer konkreten sozialen Situation kommt es zu Vermeidungsstrategien. So sind sich *alle* Interviewpartner in dem Versuch einig, in asymmetrischen Situationen das Ausmaß des SdR-Gebrauchs zu reduzieren.

Lässt sich ein Zwischenfall nicht vermeiden, kann es, wie zum Beispiel in der Schule, dazu kommen, dass Autoritäten regulierend eingreifen. Wird die Autorität nicht infrage gestellt, wird tendenziell die bestehende Ordnung reproduziert. Die Möglichkeit beispielsweise sprachliche Autoritäten infrage zu stellen, scheint in unmittelbarer Abhängigkeit zu der Hegemonie des Diskurses zu stehen, auf die sich die Autoritäten berufen. So scheint die grundsätzliche Existenz von falschem Deutsch bzw. falscher Sprache in den Interviews als quasi natürliche Ordnung angeführt:

Interviewsequenz (39); Frau Müller:

- 01 M: mir und mich das sind ja eigentlich nich dialekt,
- 02 wenn man sich da vertut.
- 03 dat is ähm einfach falsches deutsch.

Kommt es zu einer gewissen Klasse von Zwischenfällen, wie Goffman sich ausdrückt, so hat der Akteur der superioren Position das Recht, den Verursacher des Zwischenfalls zu maßregeln, welches, um die Asymmetrie der sozialen Beziehung zu wahren, akzeptiert werden muss. Allerdings handelt es sich hierbei in vielen Fällen lediglich um das Recht, eine Sanktion auszusprechen, in dem Sinne, dass anderen dieses Recht verwehrt ist. Die Initiative zu ergreifen ist jedoch ein Akt der Pflichterfüllung. So ist der Deutschlehrer von seinem Dienstherrn explizit mittels Richtlinien und Lehrplänen dazu verpflichtet, die Klassenarbeit des Schülers mit dem Rotstift zu lesen oder gewisse Zwischenfälle im mündlichen Gebrauch nicht unkommentiert zu lassen. Doch es ist offensichtlich, dass es keines Dienstherrn bedarf. Wenn die Eltern mahnen: „So spricht *man* nicht!“, so spricht gleichzeitig die Allgemeinheit, die die Eltern dazu verpflichtet, den sprachlichen Lapsus zu sanktionieren.

Wenn der Grundsatz gilt, dass konventionelles Verhalten dazu führt, dass die sprachlichen Märkte reproduziert werden, die von den Akteuren vorgefunden werden, dann liegt der Transformation unkonventionelles Verhalten zugrunde. Doch es wäre verkehrt, Transformationen auf unkonventionelle Zeitgenossen zu reduzieren. Denn nicht jeder Markt (vgl. Kapitel 1. 2. 2) spannt gleichermaßen Verbindlichkeiten auf, auch ist nicht jede Regelung gleichermaßen institutionalisiert. Märkte sind von ihrer Struktur unterschiedlich anfällig für Innovationen. Es gibt genügend Fluides in der Welt der sozialen Tatsachen, genügend Variabilität, um den Eindruck von Transformation zu erregen, andererseits erschwert dieser flüssige Zustand überhaupt, Ursachen für Wandlungsprozesse benennen zu können.

4 Zur Distribution des Sprachwissens

Geht es in der qualitativen Forschung um die Entwicklung von Kategorien, so steht beim quantitativen Forschungsdesign die Verteilung von Kategorien bzw. Merkmalen innerhalb einer Population im Mittelpunkt des Interesses. Der eingesetzte Fragebogen basiert zum Teil auf den qualitativen Forschungsergebnissen. Aus diesem Grund wird das Erhebungsinstrument an dieser Stelle (Kapitel 4. 1) vorgestellt und nicht etwa im Methodenteil (Kapitel 2). Die Gliederung orientiert sich an den Itembatterien, die dem Fragebogen eine inhaltliche Struktur geben. Das Hauptanalyseinstrument ist die Kreuztabelle, wobei die Lebensstiltypen mit den Sprachansichten korreliert werden. Kapitel 4. 3 und 4. 9 stellen diesbezüglich Ausnahmen dar: In Kapitel 4. 3 wird eine Korrespondenzanalyse über alle sprachbezogenen Fragebogenitems durchgeführt. In Kapitel 4. 9 wird die Theorie des geplanten Verhaltens unabhängig von Lebensstiltypen mittels einer Regressionsanalyse getestet.

4.1 Fragebogenentwicklung

Der Fragebogen basiert zum einen auf der abgeschlossenen qualitativen Analyse, welche der Fragebogenentwicklung vorausgegangen ist, zum anderen auf bereits bewährten Erhebungsinstrumenten. Drei Fragebogenelemente standen bereits vor der konkreten Fragebogenplanung fest. Dazu zählt 1) die Lebensstiltypologie Ottens (vgl. Kapitel 1. 3. 2), welche auf zehn Items basiert, 2) ein Erhebungsblock zu konkreten sprachlichen Merkmalen und 3) ein modifiziertes semantisches Differenzial, mit dem das offizielle bzw. inoffizielle Kapital der SdR abgefragt wird. Auf 2) und 3) gehe ich unten noch genauer ein.

Zudem wurde die Erfassung der folgenden demografischen Standards eingeplant:

- Wohnort auf Stadtteilebene
- Bildung anhand von Schul- und Berufsausbildung
- Alter und Geschlecht.

Das Ausfüllen des Fragebogens sollte für niemanden länger als 15 Minuten dauern und damit der aufzubringende Zeitaufwand eher gering gehalten werden. Im

Ergebnis enthält die Endversion des Fragebogens insgesamt 72 Items, wovon 39 Items auf verschiedenste Dimensionen des Sprachwissens zielen.

Noch ein Wort zu den eingesetzten Skalen: Zur sorgfältigen Planung eines Fragebogens gehört auch bereits vor der Erhebung, die statistischen Auswertungsmethoden möglichst exakt einzugrenzen, um z. B. Skalenniveaus entsprechend zu bestimmen. Ich verwende zur Erhebung des Sprachwissens die beiden nachstehend beschriebenen Ordinalskalen. In der Regel wird die Zustimmung zu verschiedenen Statements mittels einer Vierer-Skala abgefragt. Sie enthält die Antwortkategorien: „trifft zu, trifft eher zu, trifft eher nicht zu, trifft nicht zu“. Daneben enthält der Fragebogen sechs Items, die fünf verschiedene Stufen der Intensivität als Antwortmöglichkeiten vorgeben („gar nicht, kaum, mittel, ziemlich, stark“).

Eine Skalenform dominant einzusetzen, hat den Vorteil, dass sich die Befragten nicht bei jeder Itematterie auf eine neue Skala einstellen müssen. In der Regel bevorzuge ich die Vierer-Skala nach dem Grad der Zustimmung, da sie sich ohne weiteres dichotomisieren lässt, indem die positiven Ausprägungen und negativen Ausprägungen jeweils zusammengefasst werden. Aufgrund der Redundanz können die Ergebnisse problemlos anhand einer Seite, z. B. den positiven Ausprägungen, dargestellt werden. Grundsätzlich bieten gerade Skalen den Vorteil, eine eindeutige Tendenz ausmachen zu können, da sich die Befragten für eine Seite entscheiden müssen. Fünfer-Skalen werden trichotomisiert in die Ausprägungen „positiv“, „neutral“ und „negativ“.

Nicht der gesamte Fragebogen basiert unmittelbar auf den Ergebnissen der qualitativen Analyse. Ein deutlicher Einfluss zeigt sich jedoch bei der Eröffnungsfrage, in der es um die Ausprägung der SdR im Wohnumfeld und um eine Einschätzung der Ausprägung des eigenen SdR-Gebrauchs geht. Legt man das in Kapitel 3. 2. 1 entwickelte Varietätenmodell zugrunde, so lassen sich fünf, wenn auch nicht distinkte, Varietäten im Sprecherbewusstsein annehmen. Die Ränder bilden einerseits den als „übertrieben“ empfundenen Nonstandard-Gebrauch und andererseits ein „unerreichtes Hochdeutsch“. Links und rechts der unbenannten Mitte befinden sich diejenigen Sprachlagen, die tatsächlich in der rekonstruierten Sprachwirklichkeit vorkommen und für die die Wissenschaft die Termini regionale Umgangssprache und regionaler Substandard bereithält. Insgesamt las-

sen sich samt einer unbenannten Mitte fünf Stufen unterscheiden, die den Einsatz einer Fünfer-Skala erforderlich machen.

Tabelle 8 zeigt die Liste der elf Indikatoren, welche anhand von Statements operationalisiert werden. Drei Items (eins bis drei) dienen dabei dem Testen der Theorie des geplanten Verhaltens nach Ajzen und Fishbein (1980) (vgl. Kapitel 3. 3. 1). Bei den Items vier und fünf geht es um eine Einschätzung der kommunikativen Strategien, welche von den Interviewteilnehmern und -teilnehmerinnen angewendet werden. Auf der Grundlage der Items sechs bis neun wird das Sprachkapital der Interviewteilnehmer und -teilnehmerinnen erfragt. Der Faktor der Ortsloyalität (Item zehn und elf) wurde in der Forschung immer wieder ausführlich untersucht (Leuenberger 1999).

Tabelle 8: Liste der Items, welche auf Grundlage von Aussagen (nach Zustimmung) operationalisiert sind

Theorie des geplanten Verhaltens	Sprachkapital
1) persönliche Einstellung	6) Sprachkapital im Beruf
2) subjektive Norm	7) informelles Sprachkapital
3) sub. Anstrengung SdR-Gebrauch	8) symbolisches Kapital
	9) Sprachreflexion
Strategien	Ortsbezug
4) Image durch Vermeidung	10) Prestige SdR
5) situativer Sprachgebrauch	11) Ortsloyalität

„Als Messinstrument für Einstellungen hat sich das semantische Differential bewährt“ (Siebenhaar 2000). Neben Siebenhaar (2000) finden sich weitere Studien, die mit diesem Instrument arbeiten, z. B. Hundt (1992), Anders (2007). Bereits in den 1950er Jahren von dem amerikanischen Psychologen Charles Eger-ton Osgood entwickelt, avancierte das semantische Differenzial zu einem häufig eingesetzten Instrument der standardisierten Wahrnehmungsmessung verschiedenster Objekte. Zum Einsatz kommen meist adjektivistische Gegensatzpaare, die den Anfang und das Ende einer Skala darstellen:

Abbildung 9: Beispiel für ein semantisches Differenzial

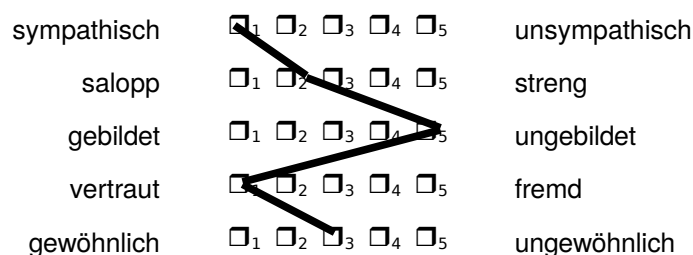
sympathisch	<input type="checkbox"/> ₁ <input type="checkbox"/> ₂ <input type="checkbox"/> ₃ <input type="checkbox"/> ₄ <input type="checkbox"/> ₅	unsympathisch
salopp	<input type="checkbox"/> ₁ <input type="checkbox"/> ₂ <input type="checkbox"/> ₃ <input type="checkbox"/> ₄ <input type="checkbox"/> ₅	streng
gebildet	<input type="checkbox"/> ₁ <input type="checkbox"/> ₂ <input type="checkbox"/> ₃ <input type="checkbox"/> ₄ <input type="checkbox"/> ₅	ungebildet
vertraut	<input type="checkbox"/> ₁ <input type="checkbox"/> ₂ <input type="checkbox"/> ₃ <input type="checkbox"/> ₄ <input type="checkbox"/> ₅	fremd
gewöhnlich	<input type="checkbox"/> ₁ <input type="checkbox"/> ₂ <input type="checkbox"/> ₃ <input type="checkbox"/> ₄ <input type="checkbox"/> ₅	ungewöhnlich

In der Methodenliteratur wird am semantischen Differenzial kritisiert, dass unterschiedliche Probanden den Adjektiven eine unterschiedliche Bedeutung beimessen könnten und damit eine Vergleichbarkeit aufgrund mangelnder Standardisierung fragwürdig erscheint (vgl. Schnell u.a. 1999: 171). Dieser generelle Einwand ist jedoch auf jegliches „standardisierte“ Erhebungsinstrument anwendbar. Des Weiteren ist oft nicht klar, ob die Adjektivpaare tatsächlich auf einer Dimension liegen. Dies dürfte im Beispiel vor allem auf das Paar salopp - streng zutreffen.

Um das Erhebungsinstrument zu modifizieren, wurde lediglich ein Adjektiv ausgewählt und nach dem Grad der Zustimmung gefragt. Für mich gab den Ausschlag, dass dieses Erhebungsinstrument für die Informanten einen einfacheren Zugang als das semantische Differenzial bietet, ohne dass inhaltlich etwas verloren ginge, da die Idee der semantischen Oppositionen grundsätzlich erhalten bleibt.

Das Ergebnis des semantischen Differenzials wird als sog. Polaritätenprofil dargestellt. Hierzu wird für jedes Gegensatzpaar das arithmetische Mittel berechnet und dieses grafisch wie in Abbildung 10 dargestellt.

Abbildung 10: Hypothetisches Polaritätenprofil eines semantischen Differenzials



Um das arithmetische Mittel zu berechnen, werden die Kästchen bzw. die Antwortvorgaben mittels Zahlwerten codiert, und auf dieser Grundlage wird gerechnet. Für das Adjektivpaar sympathisch - unsympathisch lautete das Ergebnis z. B. 1,5. Tatsächlich werden keine numerischen Werte erhoben, wie dies z. B. beim Einkommen oder dem Körpergewicht der Fall wäre, sondern sog. Rangdaten. Das heißt, dass man anhand der Antworten ablesen kann, ob ein Informant ein Objekt „sympathisch, eher sympathisch, weder/noch, eher unsympathisch oder unsympathisch“ einordnet. Für die Berechnung des arithmetischen Mittels ist unbedingt ein metrisches Datenniveau erforderlich.⁶⁶ Daneben lässt sich der Mittelwert, soll er als Maßzahl eine Verteilung beschreiben, nur sinnvoll interpretieren, wenn man ein Streumaß kennt, wenn man also weiß, wie die tatsächlich beobachteten Werte um den berechneten Wert streuen. Die exakt mittlere Position beim Adjektivpaar „gewöhnlich - ungewöhnlich“ kann bedeuten, dass die beobachteten Werte mit einem Gipfel in der Mitte streuen oder aber U-förmig verteilt sind.

Auch wenn sich m. E. in den meisten Fällen das Polaritätenprofil durchaus sinnvoll interpretieren lässt, wird bei der Präsentation derartiger Profile ohne Not eine recht einfach zu interpretierende Verteilung auf eine Maßzahl reduziert. Denn die Ergebnisse ließen sich durchaus ohne Anschauungsverluste als relative Häufigkeitsverteilung darstellen (vgl. 4. 3. 2). Auch eine kombinierte Darstellung von einem klassischen Polaritätenprofil und relativen Häufigkeiten wäre denkbar.

Tabelle 9 führt die im Fragebogen verwendeten Adjektive auf, anhand derer die Wahrnehmung der SdR abgefragt wird. Das Erhebungsinstrument gibt Aufschluss über habitusspezifische Bewertungsstrategien. Jeweils drei Adjektive liegen auf der theoretisch bestimmten Dimension, welche inoffizielles bzw. offizielles Kapital genannt wird, und bilden jeweils einen additiven Index.

66 Jedes Statistik-Handbuch warnt davor, Rangdaten wie metrische zu behandeln. Zum Beispiel Schnell u. a. (1999): „In diesem Sinne ist z. B. die Berechnung eines Mittelwerts einer ordinal gemessenen Variablen kein zulässiges statistisches Verfahren“ Schnell u.a. (1999: 139). Rund dreißig Seiten später, auf denen das semantische Differenzial vorgestellt wird, scheint diese Regel nicht mehr zu gelten.

Tabelle 9: Items nach inoffiziellen und offiziellen Kapital

Inoffizielles Kapital	Offizielles Kapital
sympathisch	salopp (-)
humorvoll	gebildet
vertraut	geordnet

Das letzte zu besprechende Element des Fragebogens stellt die Bewertung konkreter Merkmale nach Akzeptanz und Gebrauch dar. Die Auswahl der Merkmale orientierte sich an der vermuteten Verbreitung und Akzeptanz der Merkmale. Dabei galt die Annahme, dass die Kontraktion und der Ausfall von *t* in *nicht* einen hohen Verbreitungs- und Akzeptanzgrad aufweist und die Kasusvertauschung der Personalpronomina *mir* und *mich* eher selten verbreitet und akzeptiert ist.

Die Bewertung einzelner sprachlicher Merkmale scheint mir für Fragebogenerhebungen besonders gut geeignet zu sein, da so das Objekt der Bewertung recht genau eingegrenzt wird, sofern es einen gewissen Institutionalisierungsgrad aufweist und entsprechend im Sprecherbewusstsein präsent ist.

Grundsätzlich weisen die Merkmale folgende Eigenschaften auf: Zunächst sind sie im allgemeinen Sprecherbewusstsein als nicht hochdeutsch markiert. Bei Merkmal c) korrespondiert m. E. das allgemeine Sprecherbewusstsein nicht mit dem sprachwissenschaftlichen Urteil, welches den Ausfall von *t* in hochfrequenten Wörtern wie *nicht* als standardsprachlich bewertet. In aller Regel sind die ausgewählten Merkmale regional unmarkiert. Ausgenommen hiervon ist das Diminutiv *-ken*. Es gilt in Norddeutschland als verbreitet.

Tabelle 10: Liste der Merkmale, welche nach Akzeptanz und Gebrauch bewertet werden

Linguistisches Merkmal	Beispiel
a) Zusammenziehung	<i>kannste</i> statt <i>kannst du</i>
b) Kasusvertauschung	<i>gib mich den Ball</i> statt <i>gib mir den Ball</i>
c) Ausfall von <i>t</i> im Auslaut	<i>nich</i> statt <i>nicht</i>
d) Diminutiv <i>-ken</i>	<i>bisken</i> statt <i>bischen</i>
e) Steigerung von <i>einzig</i>	<i>einzigste</i> statt <i>einzig</i>
f) auxiales <i>tun</i>	<i>Peter tut mir helfen.</i>
g) <i>wie</i> statt <i>als</i>	<i>Ich bin größer wie du.</i>
h) Verlaufsform mit <i>am</i>	<i>Ich bin noch am essen.</i>

4.2 Stichprobenbeschreibung nach Lebensstiltypen

Die Erhebung und Kreuztabellierung demografischer Standards mit untersuchungsspezifischen Variablen birgt stets die Gefahr, sich unbewusst auf die Methodologie des Determinismus einzulassen. Diese bezieht ihre Evidenz aus einer Fülle von Umständen: Sie ist tradiert, etabliert und plausibel im Wissenschaftsbetrieb positioniert. Zudem ist sie spontansozologisch unterfüttert bzw. entspricht sie in gewissen Teilen der relativ natürlichen Weltanschauung, in der nur ein undefiniertes Verständnis von Kausalität vorherrscht. Dem Alltagsverstand gelingt es, Kausalitäten dort zu entdecken, wo die Philosophie zum Beispiel plausibel keine zu sehen vermag. Letztlich läuft dies auf eine Naturalisierung gesellschaftlicher Verhältnisse hinaus, die eine Disposition zu einem Verhalten wahlweise mit dem Geschlecht oder dem Alter „erklärt“. Es ist der Wissenssoziologie Alfred Schütz‘ zu verdanken, dass sie für die Frage sensibilisiert hat, wie aus den sozialen Tatsachen Dinge werden. Wenn z. B. Simone de Beauvoir formuliert, dass Menschen nicht als Frau geboren werden, sondern dazu gemacht werden, so gilt dies auch für die Wahrheiten, die die Variablensoziologie in Form von hohen Korrelationskoeffizienten und hohen Signifikanzniveaus hervorbringt. Sie sind nicht wahr, weil sie wahr sind, sondern wahr gemacht wurden. Wenn also im Folgenden die Lebensstiltypologie mit demografischen Standards wie Alter, Bildung, Geschlecht kreuztabelliert wird, ist damit explizit nicht die Annahme verbunden, dass sie letztlich das Primäre bilden und die Lebensstil-

typen aus ihnen abgeleitet werden können. Wie in Kapitel 1. 3. 2 bereits ausgeführt, ist die Lebensstiltypologie auf der handlungstheoretischen Ebene konzipiert, ohne dabei zu vernachlässigen, dass die Akteure Bedingungen vorfinden, in dessen Rahmen sie ihr Handeln gestalten müssen.

Betrachtet man Tabelle 11 (nächste Seite), so fallen zunächst die leeren Zellen in der Spalte traditionelle Arbeiter auf. Der Lebensstiltyp der traditionellen Arbeiter ist lediglich mit zehn Fällen im Datensatz vertreten. Jegliche Hypothesen, die bezogen auf die Dispositionen der traditionellen Arbeiter formuliert werden, können aufgrund fehlender statistischer Masse nicht im Lichte von Daten verfolgt werden. In den Sozialwissenschaften hat sich eine Faustregel etabliert, nach der statistische Auswertungen mindestens eine Fallzahl von $n = 30$ erfordern. Diese Faustregel beruht auf dem sogenannten „Zentralen Grenzwertsatz“, nachdem eine endliche Zufallsvariable bei einer Stichprobengröße $n \rightarrow \infty$ Normalverteilung erreicht. Im Experiment lässt sich zeigen, dass eine Normalverteilung bereits ab einer Fallzahl von $n = 30$ eintritt (Voß 1994). Es sei jedoch darauf hingewiesen, dass statistische Konzepte wie Normalverteilung stets auf der Philosophie des Zufalls beruhen. Diese für die vorliegende Untersuchung zu beanspruchen, scheitert bereits an dem Stichprobenverfahren. Dennoch halte ich eine bestimmte statistische Masse für unbedingt erforderlich, um beispielsweise sinnvoll relative Häufigkeiten darstellen zu können, und deshalb schließe ich mich dieser Faustregel an.

Tabelle 11: Lebensstiltypen nach ausgesuchten demografischen Standards

	Konservativ Gehoben	Liberal Gehoben	Reflexive
Anteil des Typs in %	4 (3)	26 (14)	19 (12)
Frauen in %	50	62	45
Abitur in %	52	62	68
Lehre in %	24	29	28
Studium (ohne FH) %	39	40	33
Ø Alter	56	49	43
Summe absolut	n = 34	n = 215	n = 155
	Konventionalis- ten	Aufstiegsorien- tierte	Hedonisten
Anteil des Typs in %	4 (7)	24 (23)	13 (14)
Frauen in %	64	52	43
Abitur in %	47	47	52
Lehre in %	42	43	32
Studium (ohne FH) %	13	20	25
Ø Alter	52	44	37
Summe absolut	n = 33	n = 200	n = 105
	Traditionelle Arbeiter	Heimzentrierte	Unterhaltungs- suchende
Anteil des Typs in %	1 (7)	4 (12)	4 (7)
Frauen in %		39	29
Abitur in %		24	39
Lehre in %		50	25
Studium (ohne FH) %		15	7
Ø Alter		45	26
Summe absolut	n = 10	n = 35	n = 31

Die Werte in runden Klammern dienen dem Vergleich zu den Anteilen der Lebensstiltypen bei Otte (2004: 166). Datenbasis: eigene Erhebung.

Auch wenn bei selbstrekrutierenden Stichprobenverfahren im statistischen Sinne keine Aussagen über Stichprobenausfälle getätigt werden können, halte ich es

für plausibel, die leeren Zellen in der Spalte traditionelle Arbeiter der Methode Online-Befragung zuzuschreiben. Prinzipiell lassen sich drei Bedingungen benennen, die dazu führen, dass eine Person an der Befragung teilnimmt: a) Die Erhebung muss der Person bekannt sein. Darüber hinaus muss die Person b) über die nötigen technischen Voraussetzungen verfügen, um an der Online-Erhebung teilzunehmen. Zudem muss sie c) positiv motiviert sein, an der Befragung teilzunehmen. Ich denke, dass das Medium Internet ungeeignet ist, den Typ der traditionellen Arbeiter zu erreichen. In der Regel gilt, dass die potenziellen Teilnehmer an Online-Befragungen eher jung, gebildet und männlich sind (Maurer u.a. 2009: 65). Der Typ des traditionellen Arbeiters ist in der Mannheimer Erhebung im arithmetischen Mittel ~59 Jahre alt (Otte 2004: 203). Eben diese Gruppe ist online kaum zu erreichen.

Man kann davon ausgehen, dass im Milieu der traditionellen Arbeiter die SdR am stärksten verankert ist.⁶⁷ Auch ihre Position im Raum der Lebensstile lässt eine große Affinität zu nonstandardsprachlichen Mustern erwarten. Wenn es im Raum der Lebensstiltypen einen Typ gibt, für den die sprachlichen Märkte der „Hochsprache“ wenig lukrativ erscheinen müssen, dann für diesen Typ. Im Gegensatz zu den Konventionalisten steht, was das Ausstattungsniveau anbelangt, niemand unter dem traditionellen Arbeitern, was keine Distinktionseffekte nach unten erwarten lässt.⁶⁸ Das, was Bourdieu die Schicksalsliebe bzw. „amor fati“ nennt, sollte daher in den statistischen Daten bei diesem Lebensstiltyp am stärksten zum Ausdruck kommen: Er zeichnet sich durch die größte subjektive wie objektive Konsolidierung aller wesentlichen Bereiche seiner Lebensgestaltung aus. Ein Großteil der Personen dieses Typs steht laut der Mannheimer Studie entweder am Ende der beruflichen Laufbahn oder hat die Rente bereits erreicht (vgl. Otte 2004: 211).

Insgesamt sind die liberal Gehobenen, die Reflexiven und die Hedonisten in vorliegender Studie deutlich stärker besetzt als in der Zufallsstichprobe der Mannheimer Studie, während die restlichen Typen bis auf die Aufstiegsorientierten zum Teil deutlich schwächer in der vorliegenden Stichprobe vertreten sind. Die

67 Diese Annahme wird nicht nur durch das Alltagswissen des Autors, der Interviewpartner sondern auch durch die Untersuchung Mihms (1985: 180) gestützt.

68 Hier zeigt sich der begrenzte Realitätsgehalt soziologischer Konstruktionen. Die Aussage mag für das entworfene Modell zutreffen, aber nicht auf die reale Verteilung gesellschaftlicher Privilegien.

konservativ Gehobenen, Konventionalisten, Heimzentrierten und Unterhaltungssuchenden erreichen die geforderte Masse von $n = 30$ nur knapp. Entspricht das Männer-Frauenverhältnis in der Stichprobe der Essener Bevölkerung, so sind Frauen und Männer in einzelnen Lebensstiltypen deutlich unterschiedlich vertreten. Lediglich bei den konservativ Gehobenen und Aufstiegsorientierten liegt der Anteil der Frauen bei 50 %. Unter den Unterhaltungssuchenden sind etwas mehr als zwei Drittel der Befragten männlich. Ist die ungleiche Verteilung der Bildungsmerkmale sowie des Alters konzeptionell gewünscht, kann dies für das Geschlecht nicht gesagt werden. Auch in der Mannheimer Studie ist das Merkmal Geschlecht nicht ausgeglichen über die Typen der Lebensführung verteilt. Otte (2004: 219f.) nennt hierfür zwei Ursachen: Für die älteren Lebensstiltypen wie die traditionellen Arbeiter gilt, dass aufgrund der höheren Lebenserwartung der Frauen gegenüber Männern der Frauenanteil in dieser Gruppe durch die Sterberate höher sei. Des Weiteren führt er aus, dass Frauen im Vergleich zu Männern eher dazu neigten, sich im traditionellen Segment zu verorten, was Otte wiederum auf die vorherrschende geschlechtsspezifische Arbeitsteilung zurückführt. „Die Befunde machen deutlich, dass die traditionelle Geschlechterdifferenz in den arbeitsteilig organisierten Zuständigkeitssphären eines häuslich-familiären (weiblichen) bzw. außerhäuslichen (männlichen) Aktionsradius fortbesteht oder zumindest noch nicht egalisiert ist“ (Otte 2004: 220). Das vorliegende Beispiel zeigt die Grenzen der Operationalisierbarkeit theoretischer Konstrukte wie dem Habitus. Was aus Gründen der Operationalisierbarkeit vorteilhaft erscheint, nämlich jeder laufenden Nummer im Datensatz eindeutig einen Lebensstiltyp zuordnen zu können, erweist sich auf der konzeptionellen Ebene blind für die Phänomene der Arbeitsteilung, die der Produktion und Reproduktion des Lebensstils zugrunde liegt. Wenn Ottes Interpretation zutrifft, dass der Aktionsradius von Frauen eher häuslich bestimmt ist und sie deshalb im Vergleich zu Männern im Raum der Lebensführung eher ihren Platz am traditionellen Pol finden, so wäre die Frage zu stellen, wie sich die Position der Frauen im Vergleich zu ihren Ehemännern verhält. Besonders in den Familienverbänden, in denen eine traditionelle geschlechtsspezifische Arbeitsteilung im Alltag gelebt wird, muss die Reproduktion des Habitus als gemeinsame Angelegenheit interpretiert werden. Das Verhältnis von Geschlecht und Habitus bzw. Geschlechter-

und Lebensstilforschung zeigt anschaulich die Schwierigkeiten an, mit denen Forschung konfrontiert ist, erhebt sie den Anspruch, soziale Inklusion und Exklusion mehrdimensional theoretisch zu formulieren und dies in der Forschungspraxis umzusetzen. So bleibt bei Bourdieu im Speziellen und in der Lebensstilforschung im Allgemeinen die Vergeschlechtlichung sozialer Ungleichheit und ihre Reproduktion eher eine Randnotiz. Für Bourdieu beispielsweise ist der Habitus primär ein Klassenhabitus und männliche Herrschaft wird als ein Sonderfall einer allgemeinen Form der sog. symbolischen Herrschaft begriffen (Krais u.a. 2002).

In der Tendenz folgt das Alter der Dimension Modernität bzw. biografische Perspektive. Je traditionaler der Lebensstiltyp konzipiert ist, desto älter ist er im arithmetischen Mittel. Die Unterhaltungssuchenden stellen mit großem Abstand den im Durchschnitt jüngsten Lebensstiltyp dar und die konservativ Gehobenen den ältesten. Otte (2004: 202ff.) erreicht ebenfalls eine solche Verteilung des Alters über die Lebensstiltypen und betrachtet sie als Indiz für die Inhaltsvalidität der Instrumente. Ich möchte sie hingegen als Indiz dafür verstanden wissen, dass die Lebensstiltypologie recht stabil ist und auch unter Bedingungen von selbstrekrutierenden Online-Erhebungen in der Tendenz funktioniert. Dies gilt ebenfalls für die Dimension des Ausstattungsniveaus. Diese Dimension soll sowohl das ökonomische als auch das kulturelle Kapital auf der handlungstheoretischen Ebene abbilden. Die offiziellen Bildungstitel korrelieren in der Regel sowohl stark mit dem Einkommen als auch mit dem Konsum von Gütern des Hochkulturschemas. Insgesamt ist der Anteil von Befragten, die als höchsten Schulabschluss das Abitur angeben, in der Stichprobe um ein vielfaches höher als in der Essener Bevölkerung: 54 % der Befragten gibt das Abitur als höchsten Schulabschluss an. Die Lebensstiltypen des mittleren Ausstattungsniveaus entsprechen mit Anteilen um die 50 % diesbezüglich in etwa dem Stichprobendurchschnitt. Deutlich darüber liegen die liberal Gehobenen und die Reflexiven, deutlich darunter die Lebensstiltypen des unteren Ausstattungsniveaus. Klammert man die Unterhaltungssuchenden aus, wo der Anteil der Personen, die sich zum Zeitpunkt der Befragung in einer schulischen oder betrieblichen Ausbildung befinden, mit 40 % besonders hoch ist, folgt die Logik der Anteile der Bildungstitel von Lehre und Hochschulausbildung der Logik des Ausstattungsniveaus. Je

höher das Ausstattungsniveau, desto höher sind die Anteile von Personen mit einem Hochschulabschluss und desto niedriger sind die Anteile von Personen mit einer betrieblichen bzw. schulischen Ausbildung.

4.3 Korrespondenzen zwischen dem Raum der Lebensstile und Sprachwissen

Die Korrespondenzanalyse (vgl. ausführlich zum Verfahren Kapitel 1. 3. 2) gehört zu den strukturentdeckenden Verfahren und dient der grafischen Analyse großer Kreuztabellen bzw. Kontingenztabellen. Sind in Bourdieu (1982) „Die feinen Unterschiede“ Berufsgruppen in den Zeilen aufgetragen, so soll im vorliegenden Falle die CA dazu dienen, eine Kreuztabelle zu analysieren, die in den Zeilen die neun Lebensstiltypen nach Otte (2004) enthält und in den Spalten die sprachbezogenen Variablen. Im Mittelpunkt steht die Frage, ob und inwiefern sich die sprachbezogenen Variablen strukturgebend in Bezug auf die Lebensstiltypen auswirken bzw. inwiefern Sprachmarkt (operationalisiert durch Sprachwissensindikatoren) und der Raum der Lebensstile nach Otte (2004) korrespondieren.

Die Ausgangsmatrix der Analyse besteht aus insgesamt 84 Spalten, welche sich aus den Häufigkeiten von 33 dichotomen Variablen (nach Zustimmung) und sechs trichotomen (nach Intensität) zusammensetzt. Eine 9 x 84 Kontingenztafel grafisch darzustellen, ergibt ein sehr unübersichtliches und kaum lesbares Ergebnis. Deshalb wurden zum einen nur die positiven Ausprägungen der dichotomisierten Variablen in die Analyse aufgenommen. Zum anderen wurden nur Variablen aufgenommen, die auf einem Niveau von 5 % nach dem Chi-Quadrat-Unabhängigkeitstest signifikant sind. Da die Chi-Quadrat-Statistik im Rahmen der Korrespondenzanalyse als Abstandsmaß eingeht, wird dadurch verhindert, dass der Schwerpunkt des Plots unleserlich wird, bei gleichzeitigem Erhalt der grundsätzlichen Struktur der CA. Insgesamt konnte so die Matrix auf 9 x 25 reduziert werden. Eine informationsverlustfreie Lösung ist siebendimensional. Die Dimensionen nehmen zunehmend weniger Varianz auf: Die erste Dimension „erklärt“ bereits 73,6 % der in den Daten vorhandenen Varianz, die zweite Dimension hingegen lediglich 9,7 %. Damit ist die Lösung praktisch eindimensional.

Abbildung 11: Korrespondenzanalyse

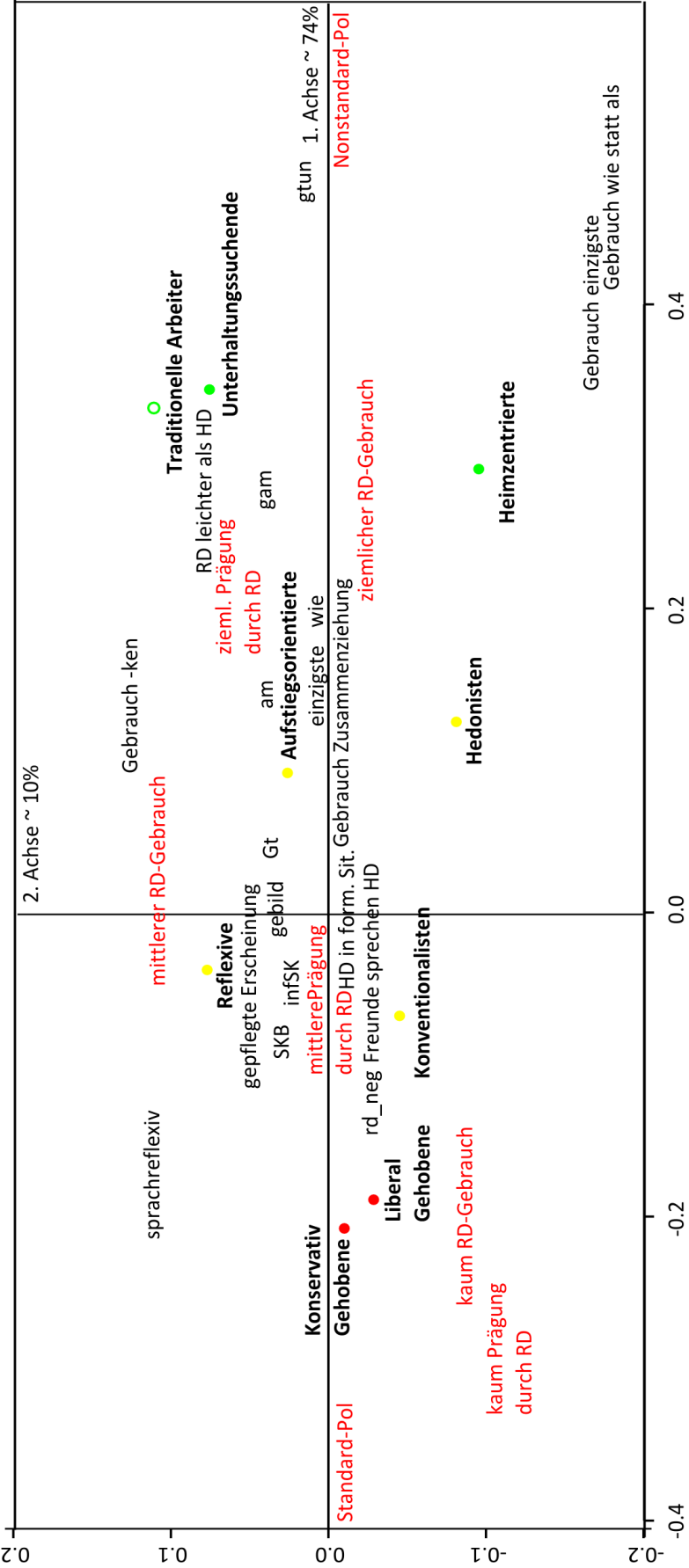


Abbildung 11 zeigt den zu interpretierenden Plot der CA bzw. das eigentliche Ergebnis. Die waagerechte Achse ist recht offensichtlich als Dimension der sprachlichen Orientierung zu interpretieren, wobei sich links der Standard- und rechts der Nonstandard-Pol befindet. Verfolgt man z. B. die trichotomisierte Variable ‚Prägung durch Ruhrdeutsch‘ so verlaufen ihre Merkmalsausprägungen ‚kaum‘, ‚mittel‘, ‚ziemlich‘ von links nach rechts. (Positive) Einschätzungen zum Gebrauch und zur Akzeptanz nonstandardsprachlicher Merkmale laden rechts der zweiten Achse, auf der Seite des Nonstandard-Pols. Die vertikale Achse entzieht sich m. E. einer inhaltlichen Interpretation bzw. einer sinnvollen Benennung. Sie scheint lediglich Streuungen abzubilden, welche durch die erste Achse allein nicht abgebildet werden können. Auch der vergleichsweise geringe Anteil der erklärten Varianz von 10 % spricht dafür, diese Achse nicht inhaltlich zu interpretieren.

Je größer die Distanz der Lebensstiltypen in Abbildung 11 zueinander, desto größer sind die Differenzen der einzelnen Sprachbewertungsstrategien zwischen den Typen. Die größte Distanz besteht zwischen den konservativ Gehobenen und den Unterhaltungssuchenden. Die konservativ Gehobenen bilden also diejenige Gruppe, in der Nonstandardsprachliches im Vergleich zu den anderen Lebensstilgruppen am wenigsten akzeptiert wird, während die Unterhaltungssuchenden am ehesten bereit sind, Nonstandardsprachliches zu akzeptieren und zu verwenden. Diese beiden Lebensstiltypen stehen sich auch im Raum der Lebensstile diametral gegenüber. Der kleinste Abstand überhaupt besteht zwischen den Konservativ und liberal Gehoben, als den bürgerlichen Lebensstiltypen.

Die Korrespondenzanalyse als Verfahren zur Aufdeckung ähnlicher bzw. unähnlicher Beantwortungsstrategien kann den Verfahren der Clusteranalyse zugeordnet werden, wenngleich eine Clusterbildung nicht zwangsläufig das Ziel einer Korrespondenzanalyse darstellt. Als Clusterverfahren wird der Korrespondenzanalyse der Nachteil zugeschrieben, nur unter bestimmten Bedingungen eindeutig zu identifizierende Cluster zu ermitteln und damit im Gegensatz zu deterministischen Clusterverfahren ein hohes Maß an Subjektivität aufzuweisen. Umgekehrt könnte man jedoch einwenden, dass die „objektiv“ distinkt ermittelten Cluster deterministischer Fusionierungsalgorithmen nichts weiter als letztlich ein auf Mathematik beruhendes Methodenartefakt darstellen (vgl. auch Otte 2004:

23). Auch muss berücksichtigt werden, dass in die objektivsten statistischen Verfahren immer auch eine gewisse Philosophie eingeht, die wiederum im oben genannten Sinne mit dem Prädikat der Subjektivität zu belegen wäre und somit die Objektivität dieser Verfahren durch die Verschleierung des philosophischen Gehalts der Methode erkaufte wird. Die Methode der Korrespondenzanalyse ist der Idee, die Welt der sozialen Tatsachen als Strukturen begrenzter Reichweite aufzufassen, näher als andere Verfahren, da ihr Ergebnis z. B. nicht ausschließt, dass ein konservativ Gehobener die Verlaufskonstruktion mit *am* verwendet, sondern verdeutlicht, dass diese Konstruktion laut der Untersuchung am ehesten von Unterhaltungssuchenden verwendet und am wenigsten die Verwendung dieser Konstruktion von konservativ Gehobenen zu erwarten ist. Die CA „denkt in Relationen“, wie es Bourdieu ausdrückt.

Aufgrund der Korrespondenzanalyse lassen sich die Lebensstiltypen hinsichtlich ihrer sprachbezogenen Orientierung, wie im Diagramm durch Ampelfarben markiert, als Cluster interpretieren. Abbildung 12 zeigt die sprachliche Orientierung der jeweiligen Lebensstiltypen im Raum der Lebensführung. Diejenigen Typen, die eher am Standardpol zu lokalisieren sind, sind rot markiert. In diesem Cluster überwiegt eine Orientierung an der Standardsprache. Sowohl ‚kaum Prägnanz durch RD‘ und ‚kaum RD-Gebrauch‘ laden in der Nähe der Gehobenen. Zudem laden diese mit deutlichem Abstand zu den Variablen, die den Gebrauch und die Akzeptanz nonstandardsprachlicher Merkmale erfassen. Das gelbe Cluster zeichnet sich durch die gemeinsame Nähe zum Achsenmittelpunkt aus und ist in sich durch zuweilen heterogene Positionen gekennzeichnet, die durch einen Hang zur unauffälligen Mitte gekennzeichnet ist, wobei die jeweiligen Typen recht unterschiedlich am Standard bzw. Non-Standard orientiert sind. Zum Beispiel weisen die Konventionalisten eine recht große Nähe zum roten Cluster auf. Das grüne Cluster bildet den Gegenpol zum roten.

Abbildung 12: Sprachmarkt und Raum der Lebensstile

Ausstattungs- niveau	gehoben	Konservativ Gehoben	Liberal Gehoben	Reflexive
	mittel	Konventional- isten	Aufstiegsorien- tierte	Hedonisten
	niedrig	Traditionelle Arbeiter	Heimzentrierte	Unterhaltungs- suchende
		traditional/ konsolidiert	teilmodern/ halboffen	modern/ offen
Modernität/biografische Perspektive				

Der sprachliche Markt geht nicht vollständig in der Dimension und der Logik des Ausstattungsniveaus auf. Die Reflexiven zeichnen sich durch das höchste Ausstattungsniveau an ökonomischem und kulturellem Kapital aus, sind jedoch eher bereit als die konservativ und liberal Gehobenen den Gebrauch des Diminutiv *-ken* oder den Ausfall von *-t* in *nicht* einzugestehen. In diesem höchsten Ausstattungssegment dient damit der sprachliche Markt dazu, Distinktion zu schaffen, wo sie nicht über die Position im sozialen Raum geschaffen werden kann.

4.4 Sprachliche Prägung nach Lebensstiltypen

Wenn sich Sprecher einen Reim auf ihre eigene Sprache machen, blicken sie zurück und führen sedimentierte biografische Episoden an, die sie für ihr eigenes sprachliches Dasein verantwortlich machen (vgl. Kapitel 3. 3. 1). Ob diejenigen Kräfte tatsächlich in dem Maße den sprachlichen Status quo der Sprecher zu verantworten haben, wie sie von den Konstrukteuren ihrer eigenen Geschichte verantwortlich gemacht werden, sei dahingestellt. Aus wissenssoziologischer Perspektive ist diese Frage nach den wahren biografischen Ursachen eher nebensächlich. Vielmehr werden diejenigen Konstruktionen ernst genommen, nach denen Sprecher ihre eigene Geschichte für sich und für andere plausibel darstellen, und es wird nach den Bedingungen gefragt, welche erfüllt sein müssen, um diese Plausibilität zu erreichen. Ein wichtiger Baustein zur Herstellung von Plausibilität ist die Typisierung und damit das Außerachtlassen von allem, was die plausible Erzählung stören könnte. Deshalb wurde im Rahmen der Fragebo-

generhebung recht allgemein nach dem Einfluss einer bestimmten Sprachform bzw. Sprache auf den persönlichen Sprachgebrauch gefragt.

Wegen der Bedeutung der regionalen Herkunft auf die sprachliche Prägung eine kleine Anmerkung: Es gibt keinerlei Grund zu der Annahme, dass ein beachtlicher Teil der Befragten nur einen geringen Bezug zum Ruhrgebiet aufweisen, etwa weil sie erst seit kurzem in Essen wohnen: Der Großteil der Befragten (67 %) ist in Essen geboren. Etwa die Hälfte (49 %) der Zugezogenen ist aus einer anderen Ruhrgebietsstadt in die Stadt Essen gezogen. Im Durchschnitt wohnen die Zugezogenen seit 24,7 Jahren in der Stadt.

Die Frage nach dem Zusammenhang von Lebensstiltypen und Sprachsozialisation wird auf der Grundlage einer Kreuztabellen beantwortet. Kreuztabellen von dieser Dimension sind jedoch nicht sehr übersichtlich. Netzdiagramme (vgl. Abbildung 13) haben den Vorteil einen schnelleren Zugriff auf die grundsätzlichen Informationen zu geben, als dies bei Tabellen dieser Größe der Fall wäre. Übersichtlichkeit wird durch ein geringeres Maß an Genauigkeit erkaufte. In der von mir gewählten Darstellungen werden die jeweiligen Achsenabschnitte miteinander verbunden und farbig gefüllt. Dies vereinfacht zusätzlich den Vergleich der jeweiligen Lebensstiltypen nach ähnlichen Verteilungsprofilen.

Zuerst analysiere ich die grüne Fläche des Netzdiagramms Ruhrdeutsch. In der Regel liegt der Anteil derjenigen, die angeben ziemlich bzw. stark von der SdR⁶⁹ geprägt zu sein, bei 50 %. Unter den Konservativ und liberal Gehobenen liegt der Anteil darunter, unter den Heimzentrierten, Aufstiegsorientierten und Hedonisten etwas darüber. Eine krasse Ausnahme bilden die Unterhaltungssuchenden.⁷⁰ Hier ist ein starker Einfluss der SdR auf den persönlichen Sprachgebrauch mit 87 % mit Abstand am höchsten. Die rote Fläche zeigt die Anteile an, die jeweils die Ansicht vertreten, kaum bzw. gar nicht von der SdR geprägt zu sein. Kein Befragter des Typs Unterhaltungssuchende vertritt die Ansicht, dass sein gewöhnlicher Sprachgebrauch gar nicht bzw. kaum von der SdR geprägt ist. In dieser Kategorie liegen die höchsten Anteile bei den liberal Gehobenen (27 %) und den konservativ Gehobenen (23 %). Die übrigen Lebensstiltypen liegen, bis

⁶⁹ Im Fragebogentext ist an dieser Stelle von Ruhrdeutsch die Rede.

⁷⁰ Hier zeigt sich die Problematik von Durchschnittswerten. Der durchschnittliche Anteil derer, die die Ansicht vertreten stark bzw. ziemlich vom Ruhrdeutschen geprägt zu sein, liegt bei 57 %. Dabei liegen so gut wie alle Lebensstiltypen deutlich unter bzw. wie im Falle der Unterhaltungssuchenden deutlich über diesem Wert.

auf die Heimzentrierten (11 %), bei dem Durchschnittswert von 18 %. Mit Ausnahme der Unterhaltungssuchenden ist die Mittelkategorie (gelbe Fläche) gleichmäßig über die Lebensstiltypen verteilt. Die Anteile liegen hier im Durchschnitt bei 31 %. Insgesamt steigt die Bereitschaft, einen Einfluss der SdR auf den persönlichen Sprachgebrauch anzunehmen, mit der Abnahme des Ausstattungsniveaus und mit der Zunahme einer modernen Orientierung bzw. biografischen Offenheit.

Der Einfluss des Hochdeutschen (Abbildung 13, oben rechts) wird von den meisten Befragten in der Regel hoch eingeschätzt. Insgesamt vertreten 77 % der Befragten die Ansicht, dass ihr persönlicher Sprachgebrauch stark bzw. ziemlich vom Hochdeutschen geprägt sei. Die Einflusswerte ‚gar nicht‘ und ‚kaum‘ sind nur sehr schwach vertreten. Wer nicht angibt, ‚eher stark‘ vom Hochdeutschen geprägt zu sein, entscheidet sich für die mittlere Kategorie. Diese ist unter den Heimzentrierten und Unterhaltungssuchenden, wie deutlich an den Zacken der gelben Fläche zu sehen ist, am ausgeprägtesten. Dabei handelt es sich um die Typen mit dem niedrigsten Ausstattungsniveau.

Der Einfluss einer anderen Mundart auf den gewöhnlichen Sprachgebrauch ist insgesamt eher gering und sollte recht unabhängig von der sozialen Position sein. Im Durchschnitt vertreten 8 % der Befragten die Position, dass ihr gewöhnlicher Sprachgebrauch von einer anderen Mundart geprägt sei. Besonders verbreitet ist diese Meinung unter den konservativ Gehobenen: Fast jeder fünfte Befragte unter den konservativ Gehobenen erklärt, dass sein Sprachgebrauch von einer Mundart geprägt sei, die nicht dem Ruhrgebiet zuzuordnen ist. Unter den Heimzentrierten ist die Position gar nicht anzutreffen. Dabei ist zu berücksichtigen, dass der Anteil derjenigen, die aus einer anderen Region ins Ruhrgebiet gezogen sind, unter den konservativ Gehobenen vergleichsweise hoch ist.

Abbildung 13: Sprachliche Prägung nach Lebensstiltypen

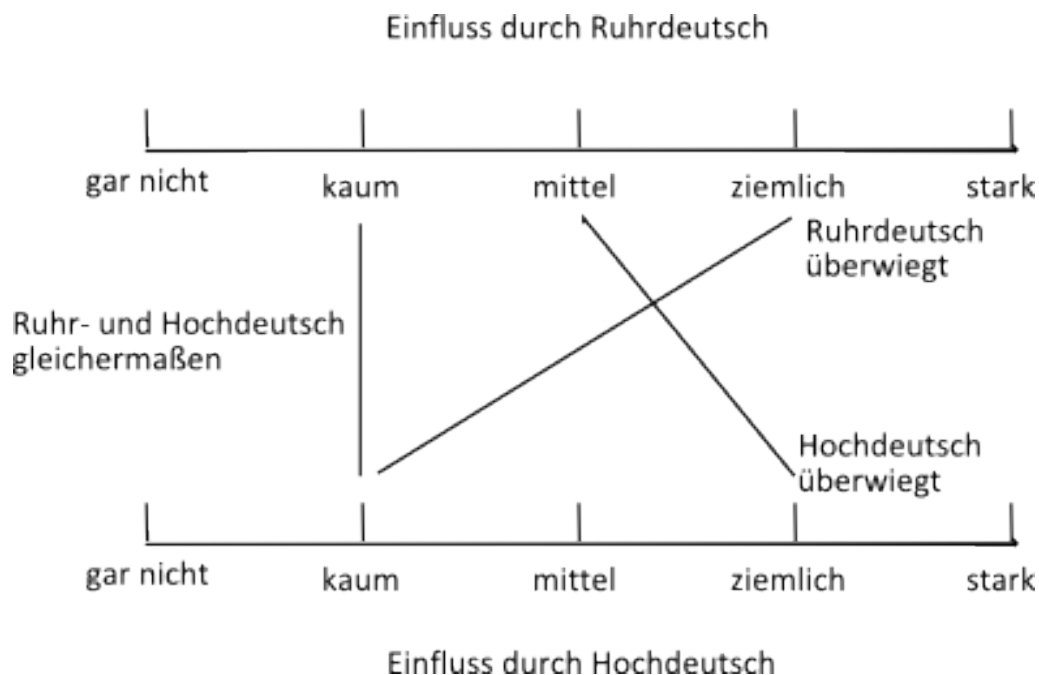


Alle Angaben in Prozent. Datenbasis: eigene Erhebung.

Die Frage nach dem prägenden Einfluss einer Sprache, die nicht das Deutsche ist, erfragt zugleich die Migrationsgeschichte. Das Netzdiagramm ist nahezu vollständig rot ausgefüllt, so dass angenommen werden kann, dass dieser Punkt als Einflussfaktor unberücksichtigt bleiben kann. Aus Abbildung 13 geht nicht hervor, wie die Befragten den Einfluss der SdR bzw. des „Hochdeutschen“ ins Verhältnis setzen. Welcher Einfluss auf den sprachlichen Habitus überwiegt, der der SdR oder des Hochdeutschen? Um diese Frage zu beantworten, wurde ein Instrument entwickelt, welches die Rangfolge der Items zum Einfluss der SdR bzw. des Hochdeutschen in ein Verhältnis setzt (vgl. Abbildung 14). Hierzu wurde eine neue Variable aus den Variablen „Einfluss durch Ruhrdeutsch“ und „Einfluss durch Hochdeutsch“ berechnet. Diese neue Variable gibt Auskunft darüber,

ob nach Einschätzung der Befragten der Einfluss des Ruhrdeutschen oder des Hochdeutschen überwiegt bzw. ob der Einfluss beider Entitäten gleich stark eingeschätzt wird. Die Ranginformation selbst geht hierbei verloren. Die neue Variable enthält keine Information über die Ausprägung der Stärke des Einflusses.⁷¹

Abbildung 14: Einfluss durch Ruhr- und Hochdeutsch im Verhältnis



Da das Verfahren zwei Antwortskalen zusammenfasst und dies nicht ganz unproblematisch ist, möchte ich mir eine kleine methodische Randnotiz erlauben. Der Philosophie des wahren Werts folgend sollte jede Messung unabhängig und isoliert voneinander erfolgen, um einen gegenseitigen Einfluss und damit eine Verzerrung als Abweichung vom angenommenen wahren Wert der Messergebnisse zu vermeiden. Im vorliegenden Falle kann man nicht plausibel argumentieren, dass die Ergebnisse des einen Items ohne Einfluss auf die Ergebnisse des anderen Items bleiben, vielmehr müssen wir davon ausgehen, dass sich beide Items unmittelbar beeinflussen. Verlassen wir jedoch die Philosophie des wahren Werts und fassen den Fragebogen als Mittel der Kommunikation auf, mit dem den Befragten die Möglichkeit gegeben wird, wenn auch mit vorgegebenen

⁷¹ Diese Information hätte man auf Kosten der Übersichtlichkeit erhalten können. Eine solche Variable hätte so viele Ausprägungen wie Kombinationen der Merkmale der alten Variable möglich sind. In unserem Falle also $5 \times 5 = 25$ Ausprägungen.

Möglichkeiten, ein kohärentes Bild zu entwickeln (vgl. Kapitel 2. 3. 1), verkehrt sich der Mangel zur Tugend. Der gegenseitige Einfluss von Items muss im Rahmen dieses Zuganges nicht durch besonders raffinierte Anordnungen der Items verschleiert werden, sondern kann in eine sinnvolle Interpretation der Datenmatrix integriert werden.

Tabelle 12: Prägung durch Hoch- und Ruhrdeutsch im Verhältnis

	Konservativ Gehobene	Liberal Gehobene	Reflexive
RD überwiegt	20	15	12
RD und HD gleichermaßen	30	30	43
HD überwiegt	50	55	45
	Konventionalis- ten	Aufstiegs- orientierte	Hedonisten
RD überwiegt	15	15	18
RD und HD gleichermaßen	36	50	41
HD überwiegt	48	35	40
	Traditionelle Arbeiter	Heimzen- trierte	Unterhaltungs- suchende
RD überwiegt		31	40
RD und HD gleichermaßen		37	50
HD überwiegt		31	10

Höchste und niedrigste Werte sind fettgesetzt. Die Werte für den gesamten Datensatz lauten: RD überwiegt: 24 %; RD und HD gleichermaßen 25 %; HD überwiegt (51 %). Alle Angaben in Prozent. Datenbasis: eigene Erhebung.

Betrachtet man zunächst die Gesamtwerte, so ist offenkundig, dass jeder zweite Befragte (51 %) die Ansicht vertritt, stärker vom Hochdeutschen als von der SdR geprägt zu sein. Vergleicht man das Gesamtergebnis der Stichprobe mit den Unterhaltungssuchenden, so wird überdeutlich, dass unter den Unterhaltungssuchenden nicht die üblichen Maßstäbe gelten. Unter den Unterhaltungssuchenden sind nur 10 % der Befragten der Ansicht, dass ihr persönlicher Sprachgebrauch stärker vom Hochdeutschen geprägt sei als von der SdR. Im Gegensatz dazu erreichen die Unterhaltungssuchenden in der Kategorie „Ruhrdeutsch überwiegt“ mit 40 % die höchsten Anteile. Im Vergleich zu den Reflexiven, die in dieser Ka-

tegorie mit 12 % den niedrigsten Wert erreichen, sind es vier Mal mehr Personen, die ihren Sprachgebrauch am stärksten von der SdR geprägt sehen.

Unter den konservativ Gehobenen befindet sich mit 20 % ein vergleichsweise hoher Anteil von Personen, die der Meinung sind, dass sie stärker von der SdR geprägt sind als vom Hochdeutschen. Höhere Anteile finden sich nur bei den Unterhaltungssuchenden und Heimzentrierten. Bereits bei der vorangegangenen Interpretation der Abbildung 12 zeigten die konservativ Gehobenen im Vergleich zu den liberal Gehobenen einen höheren Hang, ihren Sprachgebrauch von der SdR geprägt zu sehen. Zum Beispiel liegt der Anteil der Personen, die die Position vertreten ‚eher stark‘ vom Hochdeutschen geprägt zu sein, bei den liberal Gehobenen höher als bei den konservativ Gehobenen. Betrachtet man lediglich die Lebensstiltypen mit dem höchsten Ausstattungsniveau, nimmt der Anteil derer, die den Einfluss des Ruhrdeutschen auf den persönlichen Sprachgebrauch höher bewerten als den Einfluss des Hochdeutschen, auf der Dimension Modernität bzw. biografische Perspektive kontinuierlich ab. In den qualitativen Interviews ist die These präsent, dass die SdR vor allem von der älteren Generation gesprochen wird.⁷² Unabhängig von ihrem linguistischen Wahrheitsgehalt, halte ich es für plausibel, dass Kohorteneffekte dazu führen, dass subjektiv die Prägekraft mit zunehmenden Alter ebenfalls zunimmt.

Vergleicht man lediglich konservativ Gehobene und Reflexive miteinander, so zeigt sich, dass das Spiel der Distinktion zu offensichtlich paradoxen Standpunkten führen kann: Obwohl sich unter den konservativ Gehobenen mehr Personen als unter den Reflexiven finden, die sich von der SdR geprägt fühlen, stehen die konservativ Gehobenen, wie die Korrespondenzanalyse zeigt (Kapitel 4. 2. 2), dem Non-Standard weniger offen gegenüber. Mir scheint unter den Reflexiven am ehesten ein Sprechertyp verbreitet zu sein, den Bourdieu wie folgt beschreibt:

Nichts könnte die außerordentliche Freiheit, die ein Zusammentreffen günstiger Faktoren dem Sender verschafft, deutlicher machen als das Phänomen der *Unterkorrektheit*. Im Gegensatz zur *Überkorrektheit*, dem charakteristischen Merkmal der Kleinbürgersprache, ist die Unterkorrektheit nur möglich, weil derjenige, der die Regel verletzt [...] auf andere Weise durch andere Aspekte seiner Sprache, etwa die Aussprache, und auch durch alles, was er sonst ist und tut, demonstriert, daß er korrekt sprechen könnte (Bourdieu 1993b: 100f.).

72 Diese These wird besonders von Herrn Fischer vertreten (vgl. Kapitel 3. 1).

Dieser flexible Sprechertyp, dessen Kompetenz darin besteht, sich virtuos zwischen den Sprechweisen zu bewegen und ihre jeweiligen Sprachspiele zu nutzen, um Effekte des Punktgewinns (vgl. Kapitel 3. 3. 3) zu erzielen, zeichnet sich dadurch aus, sich sowohl von der SdR als auch vom Hochdeutschen gleichermaßen ziemlich geprägt zu fühlen. In den qualitativen Interviews wurde diese Kompetenz als zentrales Motiv des Interviews von Paula thematisiert. Dass dieser Sprechertyp am ehesten unter den Reflexiven anzutreffen ist, folgt der Logik des Habitus, nach der die soziale Praxis einerseits als Resultat aus den vorgefundenen Bedingungen, welche als Feld und Kapital beschrieben werden, darstellt und andererseits nicht vollständig auf diese vorgefundenen Bedingungen zurückführbar ist. Die Reflexiven als Lebensstiltyp operationalisieren den Habitus mit dem größten Aktionsradius sowohl auf der Ebene des Geschmacks als auch auf der Ebene des kulturellen bzw. ökonomischen Kapitals. Es ist nicht davon auszugehen, dass die Reflexiven indifferent sind:

der Indifferente weiß nicht, was gespielt wird', es ist ihm gleich; [...] er macht keinen Unterschied. Er ist jemand, der alles gleich findet, physisch wie psychisch unbewegt bleibt, weil er nicht über die Wahrnehmungs- und Gliederungsprinzipien verfügt, die er benötigt, um *Unterschiede machen* zu können (Bourdieu 1998: 141).

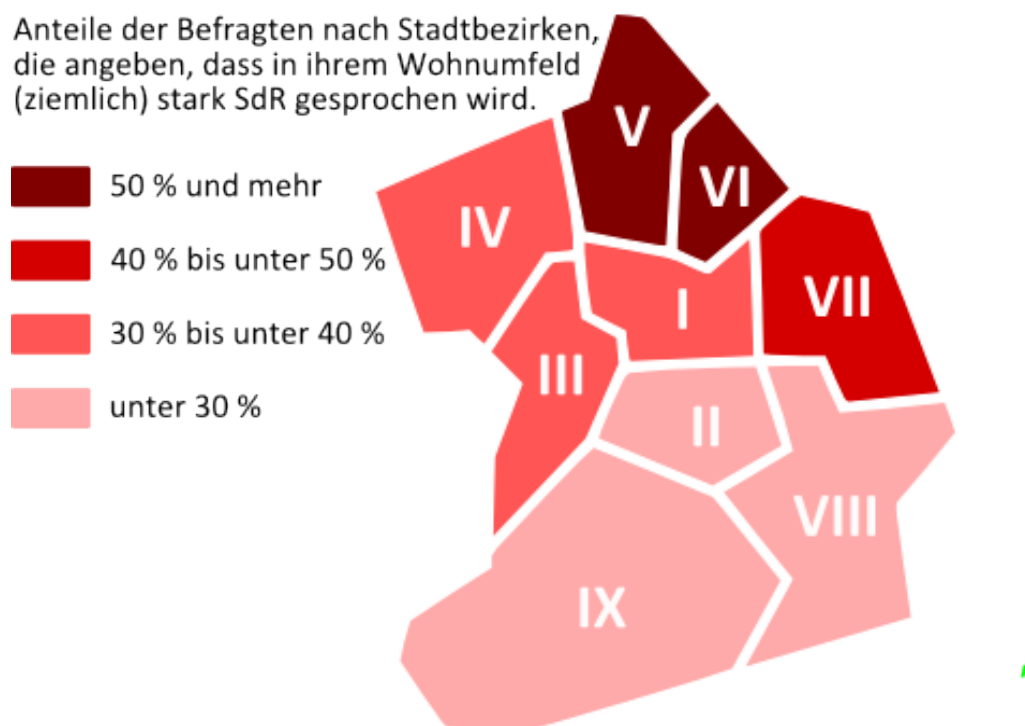
Dieser Typ weist im Vergleich zu anderen Lebensstiltypen eine größere Bandbreite von Interessen auf. Hört der traditionelle Arbeiter am liebsten und ausschließlich das escapistische Liedgut der sog. Volksmusik, hören die Reflexiven am ehesten sowohl avantgardistischen Jazz, Punk und Musik der Populärkultur. Vertreter dieses Lebensstiltyps kultivieren öfter als Vertreter anderer Lebensstiltypen eine Kultur der Inklusion des Anderen. Doch - und das ist die eigentliche Ironie - führt eben diese Kultur der offenen Toleranz zu dem eigentlichen Diskontinuitätsgewinn dieses Typs, welche bewirkt, dass man die Kultur der Toleranz lieber „unter sich“ mit seines Gleichen teilt (vgl. Otte 2004: 250ff.).

4.5 Wahrnehmung des Wohnumfeldes

In den qualitativen Interviews wurde deutlich, dass die Stadt Essen als eine geteilte Stadt wahrgenommen wird, wobei der Norden die Unterstadt und der Süden die Oberstadt bildet. Diese Zweiteilung des Stadtgebiets gehört zum allgemeinen Wissensvorrat eines jeden Esseners und eine Verortung diesseits oder

jenseits der Ost-West-Achse wird als ein Werturteil über sich und andere aufgefasst. Die gesellschaftliche Beschaffenheit des Raums wird durch dieses Werturteil zu einem identitätsbildenden Faktor und hat unmittelbare Konsequenzen auf die gesellschaftliche Verteilung von Lebenschancen. Unmittelbar mit der Wahrnehmung einer geteilten Stadt verknüpft sind auf der Ebene des Alltagsverstands Hypothesen über die sprachlichen Differenzen der Sprechweisen im Essener Norden und Süden. Dies wurde bei Sarah besonders deutlich.

Abbildung 15: Wahrnehmung der Sprache des Ruhrgebiets im Wohnumfeld



Die Grafik zeigt schematisch die Stadt Essen gegliedert nach Stadtbezirken. Datenbasis: eigene Erhebung.

Abbildung 15 zeigt die räumliche Wahrnehmung des SdR-Sprachgebrauch im Wohnumfeld auf der Ebene der neun Essener Stadtbezirke. Die Stadtbezirksebene wurde auf Grundlage der Befragungsdaten auf der Stadtteilebene aggregiert, da eine Auswertung auf Stadtteilebene aufgrund zu geringer Fallzahlen nicht möglich ist. Bereits die Stadtteilebene liegt mindestens eine Abstraktions-ebene höher als das Wohnumfeld, welches sich auf ein bestimmtes Viertel, eine Kolonie, einen Straßenzug usw. beziehen kann. Durch das recht hohe Aggregationsniveau auf Stadtbezirksebene besteht also zwangsläufig die Gefahr, Binnen-

differenzierungen zu vernachlässigen und Stadtbezirke homogener darzustellen, als sie es sind. Wenn also auf der Karte der obigen Abbildung 15 die Stadtbezirke (II, VIII, IX) des Essener-Südens einheitlich rosa dargestellt werden, so soll dies nicht darüber hinwegtäuschen, dass auch Bewohner dieser Stadtbezirke die Ausprägung der SdR in ihrem Wohnumfeld mit der Kategorie *ziemlich* beschreiben. Zunächst bestätigt die Karte deutlich den in den offenen Interviews angesprochenen Nord-Süd-Gegensatz. In den Stadtbezirken V und VI geben mehr als 50 % der Befragten an, dass in ihrem Wohnumfeld (ziemlich) stark Ruhrdeutsch gesprochen wird. In diesen Stadtbezirken der Emscher-Zone (vgl. Kapitel 1. 1) liegen die von der Montanindustrie geprägten Stadtteile Altenessen, Katernberg und Schonnebeck, die in den qualitativen Interviews als diejenigen Orte benannt werden, die prototypisch den Essener Norden repräsentieren (vgl. Kapitel 3. 3. 1).

Die Einschätzungen zur Intensität des SdR-Gebrauchs vor Ort korrespondieren stark mit Indikatoren des sozialen Ranges, mit denen in der Segregationsforschung Sozialräume beschrieben werden (vgl. Kapitel 1. 1). Je niedriger der soziale Rang eines Stadtbezirks ist, desto häufiger wird die Intensität des Ruhrdeutschgebrauchs im Wohnumfeld mit (ziemlich) stark angegeben.⁷³ Die Sprache des Ruhrgebiets wird im Hörerurteil eher auf Stadtteile mit ruhrgebietstypischen „Malocher“-Image projiziert. Ob sich für derlei Projektionen eine linguistische Grundlage ausfindig machen lässt, kann nicht gesagt werden. Selbst wenn nach den strengsten Methoden der Dialektometrie keine oder nur geringe Unterschiede zwischen dem Norden und dem Süden nachweisbar wären, wäre der Alltagsverstand durchaus in der Lage, aus Gründen der Plausibilität weiterhin Unterschiede anzunehmen.

4.6 Sprachkapital

Sprache als Machtressource existiert auf der Grundlage normativer Urteile. Anhand dieser Maßstäbe werden Sprecher taxiert. Als bis auf Weiteres unproblematische Weltanschauung gilt der spontanlinguistischen Weisheit das normative Urteil nur in begrenztem Maße hinterfragungsfähig. Wenn von Sprachkapital die Rede ist, ist auch unmittelbar von Sprachwissen die Rede. Dieses Wissen inklu-

⁷³ Eine Analyse der sozialen Rangs der Stadtteile findet sich in Strohmeier Strohmeier .

diert, das Wissen um Kontextkongruenz im Allgemeinen und im Besonderen das Wissen um die Bedingungen der Imageproduktion (3. 3. 3). Im Rahmen der Fragebogenerhebung wird zum einen der Bereich der sprachlichen Strategien abgedeckt, Sprache kontextkongruent zu benutzen (e-f), zum anderen zielten andere Fragen auf die Person als Träger von Sprachkapital (a-d).

Tabelle 13: Aussagen zu Sprachkapital und sprachlichen Imagestrategien nach Lebensstiltypen

	Konservativ Gehobene	Liberal Ge- hobene	Reflexive
a) Sprachkapital im Beruf	97	96	97
b) informelles Sprachkapital	73	76	82
c) Wert auf Äußeres legen	65	84	82
d) mit SdR beschäftigt	65	54	58
e) Imagestrategie Vermeidung	62	45	51
f) Hochdeutsch in formellen Situationen bevorzugt	94	93	92
	Konventiona- listen	Aufstiegs- orientierte	Hedonisten
a) Sprachkapital im Beruf wichtig	79	90	90
b) informelles Sprachkapital	53	68	82
c) Wert auf Äußeres legen	64	77	82
d) mit SdR beschäftigt	36	42	33
e) Imagegewinn durch Vermeidung	53	58	44
f) Hochdeutsch in formellen Situationen bevorzugt	94	89	88
	Traditionelle Arbeiter	Heimzen- trierte	Unterhaltungssu- chende
a) Sprachkapital im Beruf wichtig		76	76
b) informelles Sprachkapital		64	70
c) Wert auf Äußeres legen		59	93
d) mit SdR beschäftigt		29	38
e) Imagegewinn durch Vermeidung		66	47
f) Hochdeutsch in formellen Situationen bevorzugt		85	62

Alle Angaben in Prozent. Datenbasis: eigene Erhebung.

a) Grundsätzlich sind Kapitalsorten ineinander transformierbar. So kann Sprachkapital in ökonomisches Kapital verwandelt werden. Dies sollte sich besonders deutlich anhand der Rolle des Sprachvermögens im Beruf zeigen. Die Fähigkeit zur Transformation der einzelnen Kapitalsorten trägt dazu bei, eine Wertschöp-

fungskette in Gang zu setzten, die in der Lage ist, soziale Ungleichheit als Folge des Charakters erscheinen zu lassen, statt als Folge der ungleichen Verteilung von sprachlichen Ressourcen vergangener Generationen. Für die Sprache gilt dies in besonderem Maße. Zwar wird sie zunächst von vergangen Generationen vererbt, ist aber bereits in der Phase des Spracherwerbs Transformationen unterworfen. Der Doppelcharakter der Sprache bewirkt, dass der Sprecher je nach Auslegung sowohl als Herrscher über seine Sprache als auch als von der Sprache beherrscht erscheinen kann. So kann einerseits der sprachliche Fauxpas dem Sprecher als Charakterschwäche ausgelegt werden, andererseits existiert ein Bewusstsein darüber, dass nicht jegliche sprachliche Regung unter Direktion des Sprechers steht. Die insgesamt hohen Zustimmungsanteile verweisen auf den Umstand, dass die Wertschätzung sprachlicher Kompetenzen einen gesellschaftlich recht hohen Verbreitungsgrad besitzt. Die Hierarchie der Anteile folgt jedoch in der Tendenz der Logik des Ausstattungsniveaus. Die Lebensstiltypen des höchsten Ausstattungsniveaus erreichen hier einen Anteil von nahezu 100 Prozent, diejenigen Lebensstiltypen mit dem niedrigsten Umfang ökonomischen und kulturellen Kapitals erreichen mit ungefähr Dreiviertel der Befragten die niedrigsten Anteilswerte. Auch hier überwiegt also die Anzahl derer, die ihr sprachliches Vermögen in Bezug auf ihren Beruf als wichtig erachten, deutlich diejenigen, die das nicht so sehen.

Ich denke jedoch, dass die strikte Gegenüberstellung von eher kommunikativen bzw. handwerklichen Berufen durch die gestiegene Bedeutung von Kommunikation für die Wertschöpfungskette im Rahmen immaterieller Arbeit⁷⁴ zunehmend obsolet wird und sich nicht in die einfache Formel einfügen lässt, nach der mit der Notwendigkeit im Beruf zu kommunizieren, auch der ökonomische Ertrag steigt. Diesbezüglich erscheint der Beruf der Erzieherin als Beispiel par excellence. Diese Berufsgruppe ist auf den niedrigeren Rängen der Entlohnung angesiedelt, wenngleich die Anforderungen im Rahmen der Bildungsdebatte und frühkindlicher Sprachförderung enorm angestiegen sind.

b) Das informelle Sprachkapital wird über die Fähigkeit operationalisiert, „in entspannter Atmosphäre gut Geschichten erzählen zu können“. Diese Fähigkeit

74 Mit dem Begriff der immateriellen Arbeit beschreiben Hardt und Negri (2002) eine auf Kommunikation basierende kapitalistische Wertschöpfung. Die alte fordistische Produktionsweise wird dabei als mechanistisch und stumm charakterisiert, die neue toyotistische hingegen als kommunikativ und interaktiv Hardt u.a. (2002: 300ff.).

wird in den qualitativen Interviews mit einer humoristischen Dimension (vgl. 3. 4. 1) in Verbindung gebracht. Hierzu können die Sprecher auf bestimmte Stilmittel zurückgreifen, um humorvolle Effekte zu bewirken. Ein wirkungsvolles Mittel scheint hierbei die Variabilität des Nonstandards. Kleine Pointen können allein dadurch erzielt werden, dass eine konventionelle Wortwahl durch eine variantenreiche ersetzt wird. Dass der Anteil der Konventionalisten in dieser Kategorie mit Abstand der niedrigste (53 %) ist, zeigt dass dieser Lebensstiltyp seinen Namen zu Recht trägt. Die Fähigkeit und der Hang, mit der Sprache zu spielen, erfordert vom Spieler, sich in Bereiche vorzuwagen, die mit dem Risiko der Grenzüberschreitung behaftet sind. Unter den Konventionalisten finden sich die wenigsten Personen, die bereit sind, dieses Risiko einzugehen.

c) Der Frage, ob jemand viel Wert auf sein Äußeres legt oder nicht, zielt auf die Homologie semiotischer Systeme, wie z. B. Sprache und Kleidung (Henn-Memmesheimer 2006b: 211). Der Anteil der konservativ Gehobenen, die Wert auf ein gepflegtes Äußeres legen, liegt bei der Beantwortung dieser Frage 14 Prozentpunkte unter dem Durchschnitt von 79 %. Die Konventionalisten liegen bei einem Wert von 64 % deutlich unter dem Durchschnitt. Der Anteil der Unterhaltungssuchenden hingegen liegt in der Frage nach dem Äußeren hingegen 14 Prozentpunkte über dem Durchschnitt. Diese Differenz spiegelt m. E. nicht wieder, dass sich mehr konservativ Gehobene und Konventionalisten als Unterhaltungssuchende in Fragen des Äußeren gehen lassen, sondern dass die Aufmerksamkeit, die dem Erfüllen der habitusspezifischen Normen geschenkt wird, geringer erachtet wird.

d) Fast jeder zweite Befragte (47 %) gibt an, sich bereits intensiver mit der SdR beschäftigt zu haben. Die Motive, sich für die SdR außerhalb eines akademischen Kontextes zu interessieren, mögen für jeden Einzelnen recht unterschiedlich ausfallen: Was für den einen Ausdruck von Heimatverbundenheit ist, ist für den anderen eher eine Auseinandersetzung mit der eigenen sprachlichen Biografie.

Die Auseinandersetzung mit der örtlichen Sprache ist unter Lebensstiltypen mit dem höchsten Umfang an kulturellem Kapital jedoch verbreiteter als unter den Lebensstiltypen mit einem geringen Ausstattungsniveau. Am geringsten verbreitet ist die Beschäftigung mit der SdR unter den Heimzentrierten: Nicht ganz ein

Drittel der Heimzentrierten hat sich bereits mit der SdR auseinandergesetzt. Mir scheint hier neben der Neigung bzw. dem Interesse der Diskurs selbst dazu beizutragen, dass eine Teilnahme an ihm stark von dem akkumulierten kulturellen Kapital abhängt. Selbst in den populärsten Ausführungen über die SdR wird der Leser mit einem gewissen metasprachlichen Begriffsinventar konfrontiert, das manchen vielleicht an die ungeliebte Zeit des Grammatikunterrichts erinnert. An dieser Stelle zeigt sich zudem ein deutlicher Unterschied zwischen Konventionalisten und konservativ Gehobenen, der sich aus der Logik der Kapitalstruktur erklären lässt. Die Konventionalisten richten ihre Werte an den antizipierten Werten des konservativen Bürgertums aus bzw. nach dem, was dem allgemeinen Wissensvorrat als Werte des konservativen Bürgertums gilt. Auch wenn dies nicht vollständig gelingt, da die Konventionalisten nur bedingt an der Lebenswelt der konservativ Gehobenen teilhaben und es somit zu Divergenzen bzgl. des speziellen Wissensvorrats kommt, ist die konservative Ausrichtung ihrer Werteorientierung nur mit geringen Kosten verbunden. Geht man davon aus, dass der Umgang mit linguistischen Termini unter den Lebensstiltypen mit mittlerem bzw. niedrigerem Ausstattungsniveau weniger selbstverständlich ist, erklärt sich auch der vergleichsweise geringe Anteil von 36 % unter den Konventionalisten, die bei diesem Item ihre Zustimmung geben, obwohl sich in der Regel die Orientierung der Konventionalisten an den Werten der konservativ Gehobenen in ähnlichen Zustimmungssanteilen zeigt, was dazu führt, dass sie im Rahmen der Korrespondenzanalyse in relativer Nähe zu den gehobenen bürgerlichen Lebensstiltypen laden (vgl. Kapitel 4. 2. 4).

Sieht man von den Lebensstiltypen mit einem hohen Ausstattungsniveau ab, so zeichnen sich die Aufstiegsorientierten durch einen leicht höheren Anteilswert von Personen aus, die sich bereits intensiver mit der SdR beschäftigt haben, wenn auch zwischen ihnen und den Unterhaltungssuchenden lediglich fünf Prozentpunkte liegen. Die Aufstiegsorientierten bilden den heterogensten Lebensstiltyp der Mitte bzw. der sozialen Mobilität. Wie in Kapitel 3. 4. 3 ausgeführt, „produziert“ soziale Mobilität in besonderem Maße problematische Situationen, wie z. B. hyperkorrektes Verhalten usw. Auch wenn folgende Hypothese noch zu prüfen wäre, gehe ich davon aus, dass die Wahrscheinlichkeit, ein Interesse an der (eigenen) Sprache zu entwickeln, mit der sozialen Mobilität steigt.

e) Der Hang, Situationen aus dem Weg zu gehen, in denen Gesichtsverlust droht, findet bei keinem Lebensstiltyp eine besonders hohe Verbreitung, wenn auch jede zweite befragte Person angibt, Situationen aus dem Wege zu gehen, in denen Imageverlust (Blamage) droht. Damit findet dieser Mechanismus zur Reproduktion bestehender sozialer Ungleichheitsstrukturen über die Lebensstiltypen hinweg eine große Verbreitung, wobei es sich um eine besonders leise Form der Reproduktion sozialer Ungleichheit handelt, weil keine störende Zwischenfälle manifest werden, die die gesellschaftliche Taxonomie stören könnte (Kapitel 3. 3. 3).

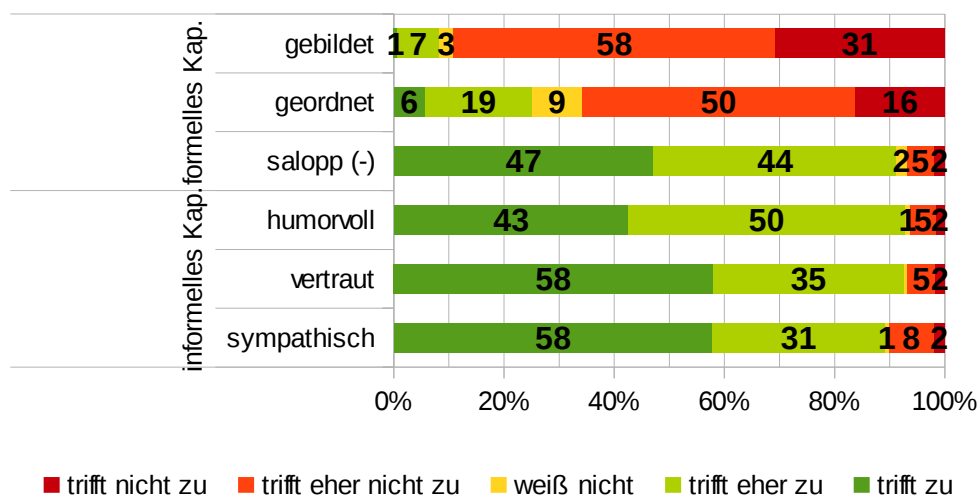
f) Dass in offiziellen Situationen „Hochdeutsch“ zu sprechen gilt, gehört zum objektiven Wissensvorrat von Gesellschaften, bei denen die sprachliche Varianz mittels allgemein akzeptierter Sprachnormen eingedämmt wird. In diesem Punkte sind es die Lebensstiltypen des höchsten Ausstattungsniveaus und die Konventionalisten, die durch hohe Zustimmungssanteile zeigen, dass man in diesen Kreisen bereit ist, diese situative Konvention zu akzeptieren. Dass nahezu 40 % der Unterhaltungssuchenden in dieser Frage ihre Zustimmung verweigern, kann ganz im Sinne Gloy als Rebellion gegen die hegemoniale Norm (vgl. Kapitel 1. 2. 2) interpretiert werden. Betrachtet man die „Rebellen“ jedoch als Träger einer spezifischen Kapitalstruktur - relativ wenig ökonomisches und kulturelles Kapital verbunden mit einer Werteorientierung, die dem Traditionellen ablehnend gegenübersteht - so erscheint die Rebellion gegen die Norm weniger als existenzialistischer Akt, sondern eher als eine aus der Notwendigkeit gemachte Tugend. In Kapitel 3 haben wir unter dem Begriff der Kongruenz der Bedingungen genauer analysiert, auf welche reziprok organisierten Erwartungen Sprecher auf den sprachlichen Märkten treffen. Sprecher urteilen demnach nicht nur nach der Situation, sondern taxieren den Sprechertyp und passen ihre Erwartungen an ihn an. Wenn wir zugrunde legen, dass die Kapitaleinsätze der Unterhaltungssuchenden recht gering sind, die Erwartungen an die sprachliche Korrektheit vergleichsweise ebenfalls gering ausfallen und zudem berücksichtigen, dass diesem Lebensstiltyp, „Hochdeutsch“ zu sprechen, am meisten Verhaltenskontrolle abverlangt und darüber hinaus davon ausgehen, dass auch für diesen Lebensstiltyp das Authentizitätsgebot (vgl. Kapitel 3. 2. 1) einen hohen Stellenwert besitzt und jedwede Form des Verstellens extrem stigmatisiert ist, erscheint die Verwei-

gerung als Kostenkalkül. Der Nonkonformismus stellt eine spezifische Art der Imagepflege dar, welche eher der Logik der Ressourcen folgt, als sich ihr zu verweigern.

4.7 Das Kapital der Sprache des Ruhrgebiets

Wie nehmen die Befragten die SdR auf den Dimensionen offizielles und inoffizielles Kapital wahr? Diese Frage steht in diesem Abschnitt im Mittelpunkt. Hierzu wird die Itembatterie ausgewertet, welche als Ersatz für ein semantisches Differenzial dient. Die Dimensionen „formelles Kapital“ und „informelles Kapital“ sind theoretisch bestimmt und mittels additiver Indizes operationalisiert. In die Indizes gehen jeweils drei Variablen ein. Für das formelle Sprachkapital sind das die Wahrnehmungseigenschaften „gebildet“, „geordnet“ und „salopp“, wobei „salopp“ negativ in den Index eingeht. Die Variablen „humorvoll“, „sympathisch“ und „vertraut“ bilden den additiven Index für das informelle Kapital.

Abbildung 16: Wahrnehmung der Sprache des Ruhrgebiets nach formellem und informellem Sprachkapital



Alle Angaben in Prozent. Datenbasis: eigene Erhebung.

Abbildung 16 zeigt die jeweiligen Adjektive, mittels derer die Wahrnehmung der SdR erfragt wurden, unterteilt nach formellem und informellem Kapital. Lediglich zusammen acht Prozent der Befragten sind der Ansicht, dass die SdR gebil-

det wirkt. Auf das Adjektiv „geordnet“, antworten mit 9 % vergleichsweise viele Befragte mit „weiß nicht“. In der Regel werden diese Antworten als Messfehler bewertet. Ich meine, dass die Kategorie Ordnung eher eine ungeeignete Kategorie darstellt, um auf Sprache angewendet zu werden, da knapp ein Zehntel der Befragten diese Kategorie offensichtlich nicht unproblematisch deuten kann. Die Kategorie ‚salopp‘ geht negativ in den Index ein. Die hohen Zustimmungswerte von zusammen 91 % lassen keinen Zweifel, dass die SdR eher als salopp wahrgenommen wird.

Die Adjektive, mittels derer das informelle Kapital abgefragt wurde, erreichten durchgängig hohe Zustimmungsteile. Lediglich die Frage, ob die SdR sympathisch wirkt, wird immerhin von zusammen 10 % der Befragten eher negiert.

Tabelle 14: Wahrnehmung der Sprache des Ruhrgebiets nach den Dimensionen formelles und informelles Kapital

	Konservativ Gehobene	Liberal Gehobene	Reflexive
mehr formelles Kapital	0	4	1
mittleres formelles Kapital	16	18	14
wenig formelles Kapital	84	78	84
	Konventiona- listen	Aufstiegs- orientierte	Hedonisten
mehr formelles Kapital	79	90	90
mittleres formelles Kapital	53	68	82
wenig formelles Kapital	64	77	82
	Traditionelle Arbeiter	Heimzen- trierte	Unterhaltungssu- chende
mehr formelles Kapital		0	10
mittleres formelles Kapital		13	26
wenig formelles Kapital		87	65
	Konservativ Gehobene	Liberal Gehobene	Reflexive
mehr informelles Kapital	94	93	94
mittleres informelles Kapital	6	6	5
wenig informelles Kapital	0	1	1
	Konventiona- listen	Aufstiegs- orientierte	Hedonisten
mehr informelles Kapital	94	98	92
mittleres informelles Kapital	3	2	6
wenig informelles Kapital	3	0	2
	Traditionelle Arbeiter	Heimzen- trierte	Unterhaltungssu- chende
mehr informelles Kapital		94	100
mittleres informelles Kapital		0	0
wenig informelles Kapital		6	0

Die Tabelle zeigt das Ergebnis der trichotomisierten Indizes. Alle Angaben in Prozent.
Datenbasis: eigene Erhebung.

Über die Lebensstiltypen hinweg herrscht grundsätzlich eine große Einigkeit bezüglich der Wahrnehmung der SdR.⁷⁵ Diese ist bei den Angaben zum informellen Kapital noch ein wenig höher als beim formellen Kapital, da hier die Mittelkategorie größere Anteilswerte aufweist. Auch treten die Unterhaltungssuchenden ein wenig aus dem Schema hervor. So ist jeder zehnte Unterhaltungssuchende bereit, der SdR offizielles Kapital zuzusprechen. Dennoch möchte ich mich auf die Hypothese festlegen, dass der Kapitalwert der Sprache über die Lebensstiltypen hinweg allgemeine Gültigkeit besitzt und damit hochgradig institutionalisiert ist.

4.8 Bewertung einzelner Merkmale

Wenn wie in Kapitel 4.7 nach der Wahrnehmung der SdR gefragt wird, so lässt das Ergebnis Fragen nach den bewertungsauslösenden Sprachmerkmalen offen, da unklar bleibt, welche Eigenschaften einer Sprachform genau Bewertungen auslösen (Kohlscheen 2007: 15). Dieses Problem reduziert sich, wenn man Konzepte wie ‚Varietät‘ oder ‚Dialekt‘ außen vor lässt und stattdessen Bewertungen einzelner Merkmale erfragt. Dies gilt umso mehr, je institutionalisierter die Bewertung eines Merkmals ist, je mehr also die Sprecher über die Bedingungen der Bewertung Bescheid (Kapitel 3. 5. 1) wissen.

Tabelle 15: Bewertungen einzelner Sprachmerkmale

	nach Akzeptanz	nach Gebrauch
1) Zusammenziehung	97	88
2) Ausfall von <i>t</i> bei <i>nicht</i>	94	81
3) Diminutiv <i>-ken</i>	82	44
4) Verlaufsform mit <i>am</i>	63	46
5) Steigerung von <i>einzig</i>	46	23
6) <i>wie</i> statt <i>als</i>	30	15
7) auxiales <i>tun</i>	13	4
8) Kasusvertauschung	12	2

Alle Angaben in Prozent. Daten: eigene Erhebung.

⁷⁵ Auf dem $p = 0,005$ Niveau signifikant erweisen sich jedoch die Unterschiede, wenn man fragt, ob die Sprache des Ruhrgebiets nach wie vor im Allgemeinen schlecht angesehen ist. Diesbezüglich ergeben sich folgende Zustimmungsanteile: KG: 79 %, LG: 75 %, RX 61 %, KV 72 %, AS 60 %, HD 61 %, HZ 68 %, US 59 %.

Tabelle 15 zeigt acht ausgewählte Merkmale, zu denen einerseits ihre Akzeptanz in informellen Situationen erfragt wurde, andererseits wurde gefragt, inwiefern diese Merkmale zum „gewöhnlichen“ Repertoire der Interviewten gehören. Generell sind deutlich höhere Anteile der Befragten bereit, ein Merkmal zu akzeptieren als seinen Gebrauch zu bestätigen. Es gilt als Binsenweisheit, dass die meisten Menschen mit sich schärfer ins Gericht gehen als mit dem Anderen. Was man bei anderen durchaus unter gewissen Umständen bereit ist zu akzeptieren, schließt man aus seinem eigenen Repertoire aus und hält dadurch die Kosten für die zur Schau gestellte sprachliche Toleranz gering. Um es anders zu formulieren: Hinter dem Auseinanderklaffen der Anteile von Akzeptanz und Gebrauch steht die Strategie, zwar aus dem potenziellen Stigma keinen Vorteil zu gewinnen, aber durch seine Vermeidung den drohenden Nachteil abzuwenden.

Selten verkehrt sich der Trend dem anderen gegenüber toleranter zu sein als zu sich selbst. Ein jeweils geringer Teil der Befragten lehnt die Akzeptanz sprachlicher Merkmale stärker ab als ihren Gebrauch. Im Extremfall bedeutete dies, dass ein Merkmal, dessen Gebrauch eindeutig bejaht wird, bezüglich der Frage nach der Akzeptanz eindeutig verneint wird. Auf den ersten Blick mag dieser Fall von überzogener Strenge zeugen: Man gönnt anderen nicht, was man selbst benutzt.

Dass die Wahrnehmung und der Sprachgebrauch recht unabhängig voneinander funktionieren, zeigen m. E. die Einlassungen im Falle des Ausfalls von *t* in *nicht*. *Nich* gilt in freier Rede als standardsprachlich (vgl. Kapitel 1. 1. 2). Ich gehe davon aus, dass sich in dieser Frage die meisten der Befragten über sich selbst irren, die behaupten nicht *nich* zu sagen. Die Ursache dieses Irrtums ist m. E. vielschichtig: Der geringe sonorische Wert des Plosivs [t] mag dazu führen, dass der Ausfall nach dem Reibelaut [ç] nicht auffällt. Dass die Artikulation von [t] jedoch angenommen wird, obwohl es nicht artikuliert wird, ist m. E. nicht auf akustische Effekte reduzierbar, sondern auf ein Schlussverfahren zurückzuführen, wie es auch der Einfluss-Hypothese des Polnischen auf die SdR zugrunde liegt (vgl. Kapitel 3. 2. 3).

Tabelle 16: Anteile des Gebrauchs linguistischer Merkmale nach Lebensstiltypen

	Konservativ Gehobene	Liberal Gehobene	Reflexive
1) Zusammenziehung	76	83	85
2) Ausfall von <i>t</i> bei <i>nicht</i>	76	72	84
3) Diminutiv <i>-ken</i>	35	38	51
4) Verlaufsform	26	29	42
5) Steigerung von <i>einzig</i>	12	15	17
6) <i>wie</i> statt <i>als</i>	12	7	12
7) auxiales <i>tun</i>	0	1	4
8) Kasusvertauschung	0	2	3
	Konventiona- listen	Aufstiegs- orientierte	Hedonisten
1) Zusammenziehung	91	92	96
2) Ausfall von <i>t</i> bei <i>nicht</i>	78	84	82
3) Diminutiv <i>-ken</i>	36	48	38
4) Verlaufsform	30	58	53
5) Steigerung von <i>einzig</i>	15	27	37
6) <i>wie</i> statt <i>als</i>	15	17	25
7) auxiales <i>tun</i>	3	4	8
8) Kasusvertauschung	0	1	1
	Traditionelle Arbeiter	Heimzen- trierte	Unterhaltungssu- chende
1) Zusammenziehung		89	100
2) Ausfall von <i>t</i> bei <i>nicht</i>		86	97
3) Diminutiv <i>-ken</i>		46	58
4) Verlaufsform		66	72
5) Steigerung von <i>einzig</i>		51	32
6) <i>wie</i> statt <i>als</i>		38	23
7) auxiales <i>tun</i>		6	13
8) Kasusvertauschung		9	6

Alle Angaben in Prozent, Datenbasis: eigene Erhebung.

Recht stark polarisierend wirken die Merkmale vier, fünf und sechs. Lassen sich unter den konservativ Gehobenen etwas mehr als ein Zehntel der Befragten dahingehend ein, *einzig* gesteigert zu verwenden, so ist es unter den Heimzentrierten jeder zweite Befragte.

Insgesamt bestätigt die Analyse der sprachlichen Merkmale das Bild der Korrespondenzanalyse. Die standardaffinen Lebensstiltypen sind mit den niedrigsten Zustimmungsteilen vertreten, Lebensstiltypen mit dem niedrigsten Ausstattungsniveau sind mit den höchsten Zustimmungsteilen vertreten.

In Kapitel 3. 3. 5 haben wir die grundsätzliche Struktur des sprachlichen Marktes unter den Aspekten Normalität, Stigma und Prestige betrachtet. Wir unterscheiden Merkmale, die als übliche bzw. dem Usus entsprechende Abweichungen ins Bewusstsein dringen (usuelle Abweichungen) und Merkmalen, die im Bewusstsein als Stigma und seltener als Prestigemerkmal wahrgenommen werden (effektauslösende Abweichungen). Von der Tendenz sollte gelten, dass häufig gebrauchte Merkmale in die Kategorie der usuellen Abweichungen fallen und eher wenig gebrauchte Merkmale bereits flankiert durch ihren Seltenheitswert zu den effektauslösenden Abweichungen gezählt werden können. Doch woran ist zu erkennen, welches Merkmal im Allgemeinen als usuell gilt und welches Effekte auslöst?

Grundsätzlich ist einer Konstruktion von Erhebungsinstrumenten Vorrang einzuräumen, die einen zu beobachtenden Sachverhalt direkt erfassen. In diesem Falle wäre ein Instrument zu entwickeln, welches möglichst direkt erfasst, ob ein wahrgenommenes Merkmal Effekte auslöst oder nicht. Im vorliegenden Falle wird Effekt über die Akzeptanz eines Merkmals operationalisiert, wobei gesagt werden muss, dass es sich hierbei nur um einen möglichen Effekt unter anderen handelt.

Tabelle 16 enthält auf Grundlage der Häufigkeiten einen vagen Hinweis auf die Lösung des Problems, wenngleich die Rangfolge, welche sich aus den prozentualen Werten ergibt, sich bereits mit der oben angesprochenen Ahnung deckt. Doch wie die Merkmale 3 bis einschließlich 6 zu klassifizieren sind, verrät die Rangfolge nicht. Das hierzu geeignetste Verfahren stellt die sog. Hauptkomponentenanalyse dar, welche zur Familie der Faktorenanalysen gehört. Monka und Voß (1996) stellen dieses multivariate Verfahren wie folgt bildlich dar: „Man

kann sich das so vorstellen, daß man mit einer drei-dimensionalen Mistgabel [...] in einen 14-dimensionalen Heuhaufen hineinsticht [...], in der Hoffnung, dass möglichst viel von dem Heuhaufen an der Forke hängen bleibt“ (Monka u.a. 1996: 745). Weniger bildlich formuliert, geht man grundsätzlich bei der Faktorenanalyse davon aus, dass eine größere Anzahl an Variablen mit mehr oder weniger unbekannten latenten Variablen bzw. Dimensionen zusammenhängt. Letztere werden Faktoren genannt und bilden im Modell hypothetische Variablen, deren Anzahl und Bedeutung in der Regel a priori unbekannt sind, also erst durch das Verfahren entdeckt werden, weshalb die Faktorenanalyse zu den hypothesengenerierenden Verfahren gezählt wird. In unserem Falle sind die Dimensionen bereits theoretisch formuliert, unbekannt ist jedoch welche der Variablen des Heuhaufens auf welcher Dimension liegen.

Der Anwender kann sich entscheiden, ob er die Anzahl der zu ermittelnden Faktoren vor der Analyse festlegt oder diese rechnerisch auf Grundlage des Anteilswerts eines Faktors am Gesamtmodell ermittelt. Rechnerisch ergeben sich so viele Faktoren, wie Variablen in die Faktorenanalyse eingehen. Jedoch werden bei diesem rechnerischen Weg lediglich diejenigen Faktoren herangezogen, die einen Eigenwert der erklärten Varianz von > 1 besitzen. In unserem Falle beträgt der Wert für den Erklärungsanteil des ersten Faktors 3,4, was einem prozentualen Wert von $\sim 42,9\%$ entspricht, wobei ein Wert von acht 100 % entspricht. Der zweite Faktor erklärt deutlich weniger Streuung: Er erreicht einen Eigenwert von 1,399, was einem prozentualen Wert von 17,5 % entspricht. Kumuliert beträgt also der Anteil der erklärten Streuung 60,4 %.

Tabelle 17 zeigt das Ergebnis der durchgeführten Hauptkomponentenanalyse. Faktor 1 wird als effektauslösende Abweichungen und Faktor 2 als usuelle Abweichungen interpretiert. In den Spalten abgetragen enthält die Tabelle Korrelationskoeffizienten der jeweiligen linguistischen Merkmale mit den ermittelten Faktoren. So korreliert z. B. die Verwendung von *wie* statt *als* mit einem Wert von $\sim 0,8$ mit Faktor 1. Es gilt die Konvention, dass Korrelationskoeffizienten von $> 0,5$ auf einem Faktor laden.

Tabelle 17: Hauptkomponentenanalyse nach Akzeptanz bewerteter linguistischer Merkmale

Linguistische Merkmale	Faktor 1 „effektauslösende Abweichungen“	Faktor 2 „usuelle Abweichungen“
<i>wie statt als</i>	0,822	0,073
<i>auxiales tun</i>	0,815	0,147
Kasusvertauschung	0,782	0,178
Steigerung von <i>einzig</i>	0,683	0,078
Verlaufsform	0,582	0,386
Ausfall von <i>t</i> bei <i>nicht</i>	0,117	0,810
Kontraktion	0,031	0,808
Diminutiv <i>-ken</i>	0,295	0,669

Extraktionsmethode: Hauptkomponentenanalyse. Rotationsmethode: Varimax mit Kaiser-Normalisierung. Modellgüte nach Kaiser-Meyer-Okin: 0,82 (= „verdienstvoll“). Faktorwerte > 0,5 sind fettgedruckt.

Der hohe Wert zur Bestimmung der Modellgüte, das sog. Kaiser-Meyer-Okin-Kriterium, von > 0,8 spricht für eine hohe Trennkraft der Faktoren und damit der theoretisch angenommenen Dimensionen, die den Faktoren inhaltlich zugrunde liegen. Bei einer zu geringen Trennkraft der Faktoren ist das Ergebnis der Hauptkomponentenanalyse hinfällig. Dies wäre zum Beispiel der Fall, wenn mehrere Variablen auf den Faktoren jeweils mit hohen Werten laden.

Das Problem der Zuordnung der jeweiligen Variablen zu den Kategorien *usuelle* bzw. *effektauslösende Abweichungen* ist mit der Hauptkomponentenanalyse auf statistischem Wege mit einem plausiblen Ergebnis gelöst. Plausibel erscheint mir das Ergebnis, da diejenigen Variablen, die mit hohen Werten laden, diejenigen Merkmale vertreten, deren Kategorien-Zuordnung auch vor der Hauptkomponentenanalyse als sicher galt. Dass das Diminutiv *-ken* mit einem relativ niedrigen Korrelationskoeffizienten ($\sim 0,669$) auf dem Faktor *usuelle Abweichungen* lädt erscheint ebenfalls plausibel. Wenn man zu Grunde legt, dass der Gebrauch des Diminutiv im Allgemeinen *-ken* als Objektivation regionalen Sprachgebrauchs gilt, kann gesagt werden, dass dieses Merkmal, unter Einhaltung der Kongruenz der Bedingungen selbstverständlich, nicht als Stigma taugt. Es mag als regional markiert von sprachlichen Märkten ausgeschlossen sein, auf denen

das Gebot gilt, auch regional markierte Merkmale zu vermeiden, aber auf informellen Märkten tragen Merkmale wie diese sicherlich dazu bei, diese für jedermann nachvollziehbar auch sprachlich zu markieren.

Die Verlaufsform mit *am* stellt ein Beispiel dar, welches zeigt, dass die durchgeführte Hauptkomponentenanalyse eine wertvolle Entscheidungshilfe darstellen kann, wenn es darum geht, Variablen zu klassifizieren. Laut Duden (Bd. 9) ist diese Form umgangssprachlich markiert. Eine Ladung dieser Variable auf Faktor 2 wäre ebenfalls plausibel. Betont sei, dass die Faktorenanalyse als strukturaufdeckendes Verfahren einer Interpretation bedarf. Die Faktorenanalyse stellt keinen Objektivierungsalgorithmus zur Klassifikation von Phänomenen zur Verfügung, die als Strukturen begrenzter Reichweite aufgefasst werden können und sich damit per Definition durch mehr oder weniger starke Graubereiche auszeichnen.

4.9 Sprachverhalten als geplantes Verhalten

In Kapitel 3.4 wurde auf der Grundlage der qualitativen Interviewdaten eine Theorie sprachlichen Verhaltens entwickelt, die im Folgenden anhand der quantitativen Interviewdaten überprüft wird. Als Faktoren, die das Sprachverhalten beeinflussen, wurden zunächst ausfindig gemacht: Ich-Perspektive, Man-Perspektive, gefühlte Anstrengung und die kommunikative Reichweite sprachlicher Varianten. Da dieses Modell inhaltlich dem Modell des geplanten Verhaltens (Ajzen 1991) entspricht, geht es nun darum, die Theorie des geplanten Verhaltens empirisch zu überprüfen. Ajzen (1991) schlägt hierzu die Methode der Regressionsanalyse vor. Die Regressionsanalyse gehört zu einer Familie statistischer Verfahren, mit der sich ermitteln lässt, wie stark unabhängige Variablen auf eine abhängige Variable wirken.⁷⁶ Je nach ausgewähltem Regressionsmodell gehen unterschiedliche stochastische Grundannahmen in das Modell ein. Der einfachste Fall eines Zusammenhangs zweier Variablen entspricht einer einfachen linearen Funktion:

$$y = f(x) = a \cdot x + b$$

⁷⁶ Vgl. zur Regressionsanalyse auch Kohlscheen (2011: 495f.).

Diese Funktion beschreibt eine ideale Gerade. Tatsächlich beobachtete Werte unterliegen jedoch Einflüssen, die sich der Beobachtung bzw. der Kontrolle entziehen. So nimmt man beispielsweise an, dass beobachtete Werte um den tatsächlichen Wert zufällig streuen, sofern keine systematischen Messfehler das Messergebnis beeinflussen. Im Rahmen des einfachen linearen Regressionsmodells macht man sich diese Annahme zu nutze, indem eine Gerade gesucht wird, welche die Mitte der Punktwolke der beobachteten Werte beschreibt. Dazu bedient man sich der Methode der kleinsten Quadrate. Aus diesem Grund wird die einfache lineare Funktion durch einen Fehlerterm U erweitert, wodurch „der Funktionszusammenhang explizit stochastisch“ (Urban u.a. 2008: 35) wird:

$$y = f(x, U) = a x + b + U$$

„Mit dem Symbol [...] U werden im Folgenden alle Einflüsse belegt, die nicht aus Veränderungen der spezifizierten X -Variablen resultieren, die aber dennoch auf die Y -Variable einwirken, ohne dabei selbst kontrolliert werden zu können“ (Urban u.a. 2008: 35). Im Idealfall tendiert die Größe von U gegen Null. Voraussetzung hierzu sind unter anderen: ein kausales Verhältnis zwischen abhängiger und unabhängiger Variable und fehlerlose Messvorgänge. Als deterministisches Ursache-Wirkungs-Verhältnis ist eine Kausalitätsannahme generell problematisch. Zur Einordnung muss man den Entstehungskontext der Regression kennen und berücksichtigen. Die Regressionsanalyse wird auf Karl Pearson zurückgeführt. Pearson war Agrarwissenschaftler und erforschte die Wirkung von Düngemittel auf den Ertrag einer Ernte. Für Pearson stellte es also keinerlei Problem dar, Wirkung (höherer Ertrag als abhängige Variable) und Ursache (Düngemittel als unabhängige Variable) in einem Modell zu formulieren. In der Welt der sozialen Tatsachen lässt sich die Ursache-Wirkungs-Richtung generell nicht zweifelsfrei feststellen. So könnte in diesem Falle z. B. gelten, dass das Sprachverhalten nicht der persönlichen Einstellung folgt, sondern umgekehrt die persönlichen Einstellungen dem Sprachverhalten. Auch was die Messergebnisse anbelangt, stellt sich die Frage, ob für soziologische Gegenstände die Philosophie des wahren Werts überhaupt greifen kann (vgl. Kapitel 2. 3. 1). Von diesen grundsätzlichen Erwägungen abgesehen, sollte sich jedoch der theoretisch formulierte Zusammenhang im Rahmen der Regressionsanalyse zeigen lassen,

wenngleich nicht dieselben Maßstäbe für Gütemaße und dergleichen gelten dürfen wie im naturwissenschaftlichen Bereich.

Die lineare Regression, wie sie oben dargelegt wurde, setzt grundsätzlich ein metrisches Messniveau aller Variablen voraus. Für ein ordinales Messniveau wie im vorliegenden Fall ist die SPSS-Prozedur ordinale Regression geeignet. Die ordinale Regression schätzt auf der Grundlage der Kombination der Merkmalsausprägungen der unabhängigen Variablen (kurz: Kovariatenmuster) die Wahrscheinlichkeit des Auftretens einer abhängigen Variablen. Zur Verdeutlichung ein Beispiel: Wer ein positives Verhältnis gegenüber der SdR einnimmt, zudem der Ansicht ist, dass sein Umfeld ebenfalls der SdR positiv gegenüber steht und darüber hinaus glaubt, dass ihm die SdR zu sprechen am leichtesten fällt, sollte stärker SdR sprechen, als eine Person, deren Verhältnis zur SdR negativ ist, die darüber hinaus denkt, dass dies andere genauso sehen, und zudem eine andere Varietät mit weniger gefühlter Anstrengung spricht.

Tabelle 18: Beschreibung der ausgewählten Modellvariablen für die Regressionsanalyse

Variablenname	Fragebogentext	Codierung der Antwortskala
AusRD (Verhalten)	Wie ausgeprägt sprechen Sie Ruhrdeutsch?	0 = gar nicht; 1 = kaum; 2 = mittel, 3 = ziemlich; 4 = stark
PersEinst (Einstellung zum Verhalten)	Ich persönlich finde die Sprache des Ruhrgebiets völlig in Ordnung.	
FreundeHD (sub. Norm)	Meine Freunde sprechen eher Hoch- als Ruhrdeutsch.	1 = trifft zu; 2 = trifft eher zu; 3 = trifft eher nicht zu; 4 = trifft nicht zu
RdleichterHD (wahrgenommene Verhaltenskontrolle)	Ruhrdeutsch zu sprechen, fällt mir leichter als Hochdeutsch.	

Auch wenn Kausalität und Korrelation nicht miteinander verwechselt werden sollten, stellen bivariate Korrelationen zwischen abhängigen und unabhängigen Variablen überhaupt eine notwendige Bedingung dar, sinnvoll ein Regressionsmodell aufstellen zu können (Schendera 2008: 198).

Tabelle 19: Korrelationsmatrix der Modellvariablen

	persönliche Einstellung	subjektive Norm	wahrgenommene Verhaltenskontrolle
Verhalten	-0,320	0,527	-0,547

Der Korrelationskoeffizient ist nach Spearman berechnet.

Die Korrelationsmatrix deutet bereits an, was im Rahmen der Interpretation der Regression noch zu problematisieren sein wird. Die Ausprägung des SdR-Gebrauchs korreliert nur schwach mit der persönlichen Einstellung und deutlich stärker mit den Einschätzungen zum Sprachverhalten der Freunde und der subjektiven Verhaltenskontrolle (SdR wirkt leichter als HD). Die Prädiktionskraft dieser Variablen sollte also auch im Regressionsmodell höher sein als die der persönlichen Einstellung. Doch auch die Korrelationskoeffizienten dieser Variablen sind nicht besonders hoch, sondern liegen mit ungefähr $\pm 0,5$ im mittleren Bereich. Die Korrelationswerte lassen ein Regressionsmodell erwarten, das weder vollständig überzeugt noch vollständig zurückgewiesen werden kann.

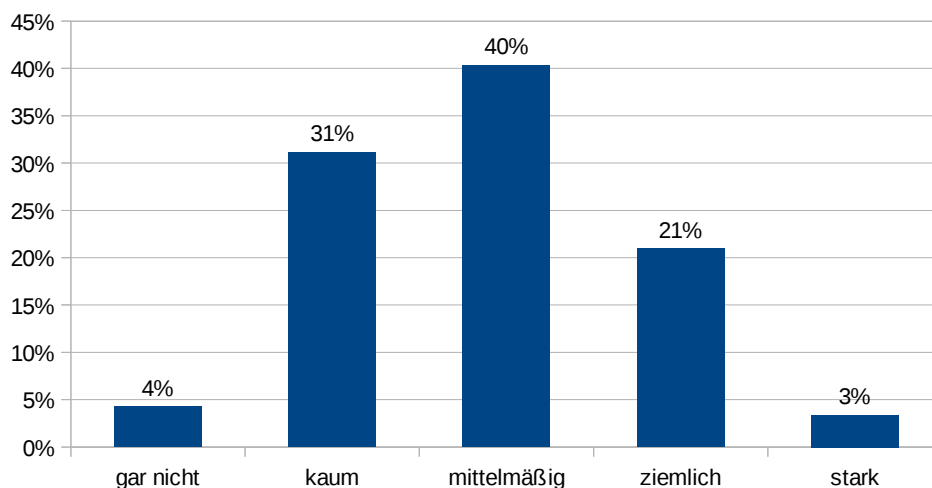
Schendera (2008: 198ff.) nennt neben idealerweise hohen Korrelationen 14 Voraussetzungen, die erfüllt sein müssen, um diese Prozedur sinnvoll durchführen und interpretieren zu können. Die entscheidungsrelevanten seien hier aufgeführt:

- fehlende Daten: Datensätze mit fehlenden Werten wurden gefiltert, da sie die Schätzfunktionen negativ beeinflussen können. Der Regression liegen 803 Fälle zugrunde.
- statistische Masse: Die vorliegende Schätzung basiert auf einer Häufigkeitstabelle, die in den Zeilen die Kovariatenmuster enthält und in der Spalte die Merkmalsausprägungen der abhängigen Variable. Rein rechnerisch ergeben sich für drei Variablen mit jeweils vier Ausprägungen $4 \times 4 \times 4 = 64$ Kovariatenmuster. Empirisch kommen 45 Kovariatenmuster vor. Die Kovariatenmatrix enthält folglich 45 Zeilen und fünf Spalten (Merkmalsausprägung der abhängigen Variable) und 225 Zellen, die es zu besetzen gilt. Wie oben bereits dargestellt, sollten bestimmte Kovariatenmuster nicht oder nur sehr selten in Verbindung mit einer bestimmten Kategorie der abhängigen Variable vorkommen. Es ist also durchaus gewünscht, dass Zellen der Kovariatenmatrix leer bleiben und nur schwach vertreten sind. Je mehr Zellen jedoch unbesetzt sind, desto schwieriger

lässt sich die Chi-Quadrat-Statistik interpretieren, die z. B. den Berechnungen zur Modellgüte zugrunde liegt. Soll die Chi-Quadrat-Statistik vorbehaltlos interpretiert werden können, sollten laut Schendera (2008: 199) lediglich „max. 20 % der Zellen eine erwartete Häufigkeit unter 5 aufweisen.“ Der Datensatz enthält aber auf der Grundlage verschiedener Faustregeln (Schendera 2008: 198f.) genügend Datensätze, um eine ordinale Regression durchführen zu können, obwohl 116 der insgesamt 225 Zellen der Kovariatenmatrix eine Häufigkeit von Null aufweisen. Überlegungen, die unabhängigen Variablen zu dichotomisieren bzw. die abhängige Variable jeweils in der Mitte zu trichotomisieren, um eine stärkere Besetzung der Zellen zu bewirken, wurden verworfen, da zu erwarten ist, dass eine solche Maßnahme zu Lasten der Trennschärfe geht.

- Wenn eine Normalverteilung der abhängigen Variable angenommen werden kann, sollte die Verknüpfungsfunktion Probit gewählt werden. Da die Verteilung in Abbildung 17 glockenförmig ist, wird diese Verknüpfungsfunktion eingestellt.

Abbildung 17: Verteilung der abhängigen Variable ‚Verhalten‘



Der Fragebogentext lautet: „Wie ausgeprägt sprechen Sie Ruhrdeutsch?“ Alle Angaben in Prozent (N = 803); Datenbasis: eigene Erhebung.

Der SPSS-Output liefert zunächst drei Tabellen mit Informationen zur Modellgüte. Die erste Tabelle 20 enthält Informationen zur Modellanpassung. Hier wird das Gesamtmodell gewissermaßen auf den Prüfstand gestellt und auf der

Grundlage der Chi-Quadrat-Statistik getestet, ob die unabhängigen Variablen überhaupt eine Erklärungskraft besitzen. Im vorliegenden Fall ist das Ergebnis ($p = 0,000$) höchst signifikant, wenn auch aufgrund der vielen leeren Zellen mit Vorsicht zu betrachten.

Tabelle 20: SPSS-Output: Informationen zur Modellanpassung

Modell	-2Log-Likelihood	Chi-Quadrat	Freiheitsgrade	Signifikanz
Nur konstanter Term	816,760			
Final	367,788	448,972	9	0,000

Die nächste SPSS-Ausgabe (Tabelle 21) prüft die Hypothese, ob das Modell hinreichend mit den Daten übereinstimmt. Der Wert für Abweichung „basiert auf den Abweichungen zwischen den durch das Modell geschätzten Werten und den tatsächlich beobachteten Werten.“ Die Abweichung sollte möglichst klein bleiben und kein signifikantes Niveau erreichen. „Eine Signifikanz wäre bei diesem Test unerwünscht, da sie eine statistisch bedeutsame Abweichung des Modells von den Daten ausdrücken würde“ (Schendera 2008: 185).

Tabelle 21: SPSS-Output: Informationen zur Anpassungsgüte

	Chi-Quadrat	Freiheitsgrade	Signifikanz
Pearson	312,392	167	0,000
Abweichung	191,657	167	0,093

Das hohe Signifikanzniveau von $p = 0,093$ für die Abweichung ist also gewünscht, während der signifikante Wert für Pearsons Chi-Quadrat ($p = 0,000$) unerwünscht ist, da er ausdrückt, dass sich Daten und Modell statistisch unterscheiden. Der Quotient aus dem Chi-Quadrat-Wert der Anpassung und den Freiheitsgraden sollte bei eins liegen (Schendera 2008), da andernfalls Über- bzw. Unterdispersionsprobleme angenommen werden können. In diesem Fall beträgt der Quotient $191,657 / 167 = 1,15$ und ist damit sehr zufriedenstellend.

Tabelle 22: SPSS-Output: Pseudo-R-Quadrat

Cox und Snell	0,428
Nagelkerke	0,462
McFadden	0,214

Tabelle 22 enthält die sog. Pseudo-R-Quadrat-Statistiken. Die Werte für Cox und Snell (0,428) bzw. Nagelkerke-R-Quadrat (0,462) gelten als gut. Das Nagelkerke-R-Quadrat beschreibt den Anteil der erklärten Varianz durch die unabhängigen Variablen. Allein McFaddens-R-Quadrat bietet einen Wert (0,214), der gerade noch als akzeptabel gilt: Dieses Maß ergibt sich aus dem Quotienten des Null-Modells (nur Konstanten) und dem vollständigen Modell, wobei Werte nahe 1 einen geringen Unterschied bedeuten. In der Praxis wird dieser Wert fast nie erreicht und es gelten Werte ab 0,4 als gut.

Was die Einschätzung der Pseudo-R-Quadrat-Werte anbelangt, darf man sich jedoch nicht allzu viel Objektivierungskraft von dieser Statistik versprechen. Letztlich gibt es keine allgemein verbindliche Interpretation der Gütemaße, sondern die Interpretation ist abhängig von dem Charakter des Zusammenhangs, den man untersucht. Je deterministischer ein Zusammenhang gilt, umso höher sollten auch die Anforderungen an die Gütewerte sein. Umgekehrt gilt für Zusammenhänge mit eher großen Zufallseinflüssen wie zum Beispiel dem Wetter, dass niedrigere Pseudo-R-Quadrat-Werte durchaus befriedigend sind. Wer dies berücksichtigt, erkennt in den vorliegenden Kennwerten eher eine positive Modellbewertung als eine negative.

Tabelle 23 zeigt die Schätzung der Regression. Die erste Spalte enthält die Merkmalsausprägungen der Variablen. Die Spalte daneben enthält die Schätzwerte, also diejenigen Werte, auf deren Grundlage die Wahrscheinlichkeit des Auftretens eines bestimmten Werts der abhängigen Variable unter den Bedingungen eines Kovariatenmusters bestimmt wird. Liegt in unserem Falle der Wert unter - 1,644, so wird die Kategorie AusRD = 0 = ‚gar nicht‘ vorausgesagt. Der jeweils höchste Wert ist jeweils redundant, weil er sich aus dem Wert der niedrigeren Kategorie ergibt. Die Werte der Spalte Signifikanz berechnen

Tabelle 23: Ergebnis der Regressionsanalyse

		Stan- dard- fehler	Wald	Signifikanz	Konfidenzintervall 95%	
Schätzer					Unter- grenze	Ober- grenze
Schwellenschätzer						
Sprachverhalten: Ausprä- gung des Ruhrdeutsch- Gebrauchs						
gar nicht	-1,664	0,387	18,479	0,000	-2,423	-0,905
kaum	0,202	0,386	,273	0,601	-0,555	0,959
mittelmäßig	1,726	0,390	19,565	0,000	0,961	2,490
ziemlich	3,195	0,396	65,147	0,000	2,419	3,971
Lageschätzer						
Einstellung: SdR in völlig in Ordnung						
trifft zu	1,358	0,324	17,583	0,000	0,723	1,993
trifft eher zu	0,936	0,329	8,115	0,004	0,292	1,581
trifft eher nicht zu	0,833	0,345	5,819	0,016	0,156	1,510
trifft nicht zu	0a					
subjektive Norm: Freunde sprechen eher Hoch- als Ruhrdeutsch						
trifft zu	-1,777	0,225	62,414	0,000	-2,218	-1,336
trifft eher zu	-1,127	0,206	30,067	0,000	-1,530	-0,724
trifft eher nicht zu	-0,485	0,210	5,355	0,021	-0,896	-0,074
trifft nicht zu	0a					
wahrgenommene Verhaltenskontrolle: Ruhrdeutsch sprechen fällt leichter als Hoch- deutsch						
trifft zu	1,528	0,153	100,141	0,000	1,229	1,827
trifft eher zu	1,084	0,119	83,537	0,000	0,852	1,317
trifft eher nicht zu	0,535	0,106	25,352	0,000	0,327	0,743
trifft nicht zu	0a					

Der SPSS-Output wurde zur besseren Interpretation um Wertelabels ergänzt. Die Bezeichnung der Schätzer basiert auf der Theorie des geplanten Verhaltens. Der jeweils letzte Wert („trifft nicht zu“) ist redundant und auf null gesetzt.

sich auf der Grundlage der Wald-Statistik und des Standardfehlers. Nicht signifikante Werte bedeuteten, dass der Schätzer statistisch nicht von Null abweicht. Während die Spalte Schätzer Werte einer Punktschätzung enthält, handelt es sich bei dem Konfidenzintervall um eine sog. Intervallschätzung.

Die Schätzer zeigen die Richtung des Zusammenhangs an: Steigt ein Lageschätzer, wie zum Beispiel im Falle der subjektiven Norm, steigt ebenfalls die abhängige Variable, also der Schwellenschätzer. Mit anderen Worten: Wer den Eindruck hat, dass der Freundeskreis eher Hochdeutsch als Ruhrdeutsch spricht, neigt eher dazu, den eigenen Ruhrdeutsch-Gebrauch weniger stark einzuschätzen als diejenigen Befragten, die die Ansicht vertreten, dass in ihrem Freundeskreis eher Ruhrdeutsch gesprochen wird. Fällt hingegen ein Lageschätzer, wie bei der subjektiven Norm und der wahrgenommenen Verhaltenskontrolle, ist der Zusammenhang gegenläufig. Die Richtung des Zusammenhangs lässt sich bereits an den Vorzeichen der Korrelationskoeffizienten ablesen (Tabelle 19). Ein negatives Vorzeichen der Lageschätzer wirkt eher in Richtung niedriger Ausprägung der abhängigen Variable.

Die Signifikanzwerte erreichen für jeden Lageschätzer ein Niveau von unter 5 %. Wir möchten also annehmen, dass jeder Schätzer einen gewissen Einfluss auf die abhängige Variable ‚Verhalten‘ ausübt. Allerdings ist die Trennkraft der Variable ‚Einstellung‘ eher schwach: Die Konfidenzintervalle überschneiden sich erheblich. Zwischen den Werten 0,723 und 1,51 kann keine eindeutige Kategorienzuordnung erfolgen. Die restlichen Konfidenzintervalle überschneiden sich, wenn überhaupt, nur gering.

Das Ergebnis kann insgesamt dahingehend gedeutet werden, dass auch im empirischen Modell der Einfluss der persönlichen Einstellung nur eine geringe Rolle in Bezug auf das sprachliche Verhalten spielt. Stärker hingegen ist der Einfluss der subjektiven Norm und der wahrgenommenen Verhaltenskontrolle. Mit anderen Worten: Die Rolle der persönlichen Einstellung als erklärende Kategorie für (sprachliches) Verhalten wird in den Einstellungsmodellen deutlich überschätzt.

Um das Regressionsmodell abschließend bewerten zu können, soll noch seine Vorhersagekraft betrachtet werden. In Tabelle 24 finden sich die tatsächlich beobachteten Kategorien der abhängigen Variablen in den Zeilen und die nach dem

Regressionsmodell vorhergesagten Kategorien in den Spalten. Die Kategorie ‚gar nicht‘ wird nur in 6 % der Fälle korrekt vorhergesagt. Aber immerhin wird für diese Gruppe mit 82 % einem Großteil in der Vorhersage die nächst höhere Kategorie zugeordnet. In etwas mehr als einem Zehntel der Fälle (12 %) liegt die Schätzung zwei Kategorienstufen neben dem tatsächlichen Wert. Die Kategorie ‚kaum‘ lässt sich am besten vorhersagen. Nur 29 % der Fälle werden nicht korrekt vorhergesagt, wobei der Löwenanteil der nicht korrekt vorhergesagten Fälle, in der Nachbarkategorie ‚mittel‘ eingeordnet wird. Auch die mittlere Kategorie lässt sich bei mehr als der Hälfte aller Fälle (59 %) richtig vorhersagen. Deutlich schlechter als die Kategorie ‚kaum‘ lässt sich die Kategorie ‚ziemlich‘ vorhersagen. Hier trifft die Schätzung lediglich in 44 % der Fälle zu und knapp ein Zehntel der Fälle wird mit einer Abweichung von zwei Kategorienstufen vorhergesagt. Die schlechten Vorhersageergebnisse für die Kategorie ‚stark‘ vervollständigt das Bild, dass 1) Randkategorien schlechter vorherzusagen sind als Kategorien der Mitte und dass 2) Einschätzungen am Pol ‚stark‘ schlechter vorherzusagen sind als die Einschätzungen am Pol ‚gar nicht‘: Für die Kategorie ‚stark‘ liegen keine Angaben vor und in etwas mehr als einem Zehntel der Fälle (11 %) weicht die Schätzung drei Kategorienstufen vom tatsächlichen Wert ab. Die vergleichsweise schlechten Schätzergebnisse für die höheren Kategorien der abhängigen Variable erklären auch den Korrelationskoeffizienten von 0,6. Sehr zufriedenstellend wäre m. E. ein Wert $> 0,8$, aber auch die mittlere Korrelation von 0,6 zeigt, dass das Modell eine gewisse Prädiktionskraft besitzt.

Tabelle 24: Beobachtete und vorhergesagte Werte

		vorhergesagte Ausprägung				
		gar nicht	kaum	mittel	ziemlich	stark
beobachtete Ausprägung	gar nicht	6	82	12	0	0
	kaum	0	71	27	1	0
	mittel	0	22	59	20	0
	ziemlich	0	9	47	44	0
	stark	0	11	15	74	0

Korrelation nach Spearman: 0,6. Insgesamt richtig vorhergesagte Fälle: 55,3 %.

Alle Angaben in Prozent (N = 803).

Insgesamt hinterlässt der Output der Regression ein kohärentes Bild: Die Werte der Gütemaße Cox und Snell bzw. Nagelkerke (Tabelle 22), die Ergebnisse der Schätzung (Tabelle 23) und auch die Bewertung der Vorhersagekraft (Tabelle 24) sprechen meines Erachtens dafür, das entwickelte Modell weiter zu verfolgen und anhand von neu gewonnenen Daten zu testen. Das Ergebnis kann insgesamt weder als ausreichend gut noch als ausreichend schlecht bewertet werden, so dass ein speziell auf die Prüfung des Modells abgestimmtes Forschungsdesign weitere Gewissheit verspricht. Hierzu gilt es vorwiegend die Messung zu verfeinern und so vertrauensvollere Daten zu gewinnen. Nahe liegt der Gedanke, die Ausprägung des Sprachgebrauchs direkt anhand von sprachlichen Merkmalen zu quantifizieren und damit direkt zu messen, womit allerdings der Erhebungsaufwand enorm steigt. Ein Verfahren wie es von Herrgen u. a. (2001) vorgestellt wird, scheint mir prinzipiell empfehlenswert.

Wie omnipräsent das Drittvariablenproblem in der Soziologie ist, zeigt die folgende Überlegung. In unserem Regressionsmodell definierten wir sowohl eine abhängige Variable als auch drei unabhängige Variablen. Was ist nun, wenn eine weitere Variable sowohl auf die unabhängigen als auch auf die abhängige Variable wirkt? Dann wäre unser Regressionsmodell ein theoretisches Artefakt, bei dem die statistischen Kennwerte formal stimmen, aber der Bezug zur Realität nicht. Die beobachteten Korrelationen würden sich in diesem Falle als Scheinkorrelationen erweisen. Eine solche Drittvariable könnte der Habitus darstellen, also die zentrale erklärende Kategorie dieser Arbeit.

Tabelle 25: Modellvariablen nach Lebensstiltypen

		Konservativ Ge- hobene	Liberal Geho- bene	Reflexive
Intensität SdR- Gebrauch	kaum	50	48	33
	mittel	35	34	48
	ziemlich	15	18	19
SdR völlig in Ordnung		88	85	91
Freunde sprechen eher Hoch- als Ruhrdeutsch		71	82	77
Ruhrdeutsch zu sprechen, fällt leichter als Hochdeutsch		32	26	43
		Konventionalis- ten	Aufstiegsori- entiertere	Hedonisten
Intensität SdR- Gebrauch	kaum	33	28	37
	mittel	39	45	36
	ziemlich	27	27	28
SdR völlig in Ordnung		88	92	89
Freunde sprechen eher Hoch- als Ruhrdeutsch		85	73	76
Ruhrdeutsch zu sprechen, fällt leichter als Hochdeutsch		27	44	43
		Traditionelle Ar- beiter	Heimzentrierte	Unterhaltungs- suchende
Intensität SdR- Gebrauch	kaum		23	19
	mittel		40	29
	ziemlich		37	52
SdR völlig in Ordnung			85	97
Freunde sprechen eher Hoch- als Ruhrdeutsch			71	45
Ruhrdeutsch zu sprechen, fällt leichter als Hochdeutsch			68	65

Alle Angaben in Prozent. Datensatz: eigene Erhebung.

Tabelle 25 enthält in den Zeilen die Modellvariablen, die mit den Lebensstiltypen in den Spalten kreuztabelliert sind. Zur vereinfachten Interpretation kann man

sich an den konservativ Gehobenen und den Unterhaltungssuchenden orientieren: So behauptet beispielsweise jeder zweite konservativ Gehobene, kaum Ruhrdeutsch zu sprechen, bei den Unterhaltungssuchenden behauptet dies nur jeder fünfte Befragte. Dieser Befund kehrt sich nahezu um, betrachtet man diejenigen Anteile, die von sich behaupten, ziemlich stark Ruhrdeutsch zu sprechen. Ein ähnliches Bild ergibt sich für die unabhängigen Variablen. Selbst bezogen auf die persönliche Einstellung wird der Hang zum Nonstandard der Unterhaltungssuchenden im Gegensatz zu den konservativ Gehobenen sichtbar. Wohl gemerkt muss hier jedoch berücksichtigt werden, dass diese Variable extrem linksschief verteilt ist und die Unterschiede zwischen den Lebensstiltypen höchstens 12 Prozentpunkte betragen.

Dennoch: Das Verhältnis der Modellvariablen zum Habitus drückt einen gewissen Hang aus, der einer erstaunlichen Regelmäßigkeit folgt. Selbst bei der mittleren Kategorie der Einschätzung des eigenen Sprachgebrauchs - meines Erachtens die Kategorie, die am meisten offen lässt, da sie einerseits als die Kategorie der Wahl für Zweifler gelten kann und für diejenigen, die keinen „Fehler“ machen wollen - drückt sich der habitusspezifische Hang in der Verteilung der Anteile der jeweiligen Lebensstiltypen aus: Zwar sind die Reflexiven in dieser Gruppe mit 48 % am stärksten vertreten, aber der Unterschied zu der Kategorie der Mitte in unserer sozialen Topografie der Lebensstile, den Aufstiegsorientierten, ist recht gering.

Bei der Betrachtung der Anteile der jeweiligen Typen an den jeweiligen Kategorien, darf man nicht unterschlagen, dass diese keinen vollkommenen Zusammenhang beschreiben. Betrachten wir die Anteile zu der Aussage „Hochdeutsch zu sprechen, fällt mir leichter als Ruhrdeutsch“ etwas genauer. Die Anteilswerte der bürgerlichen Lebensstiltypen, der Gehobenen und der Konventionalisten sind hier am geringsten, die Anteilswerte der Typen mit niedrigen Ausstattungsniveau mit ungefähr zwei Dritteln am höchsten. Die übrigen Typen bilden bei Werten um 40 % die Mitte. Umgekehrt heißt dies auch, dass ein Drittel der Heimzentrierten diese Aussage negiert. Einerseits wirken die Ergebnisse der Kreuztabellen, wie stillschweigend abgesprochen, wo wir doch wissen, dass es keine Absprachen gab, sondern dass jede Person, die an der Umfrage teilgenommen hat, diese „für sich“ nach „ihrem Gutdünken“ ausgefüllt hat, was jeweils für den

Grad der Institutionalisierung der Habitusformen und der ihnen zugrundeliegenden Verhaltensweisen spricht (Bourdieu 1993a: 106ff.). Andererseits dürfen wir dabei nicht vergessen, dass wir es hierbei mit zwei unterschiedlichen Zusammenhängen zu tun haben. Wer eine Geschichte erzählt, kann sich an gewisse Konventionen halten, die der Erzählung Kohärenz verleiht. So ist es auch bei dem Zusammenhang der erklärenden und der erklärten Variablen. Der mittels Statistik beobachtete Zusammenhang dient den Akteuren im Alltag der Herstellung von Plausibilität. Die Mittel und Verfahren zur Herstellung dieser Plausibilität können jedoch habitusspezifisch variieren. Auf die Beantwortung des Fragebogens übertragen kann dies bedeuten, dass die Vorhersagekraft des Regressionsmodells an den habitusspezifischen Strategien, einen Fragebogen auszufüllen, leidet. Eine Lösung dieses Problems könnte darin bestehen, das Modell jeweils mit nur einem Habitus typ zu rechnen.

5 Schlussbetrachtung

Qualitative Methoden der kommunikativen Sozialforschung ermöglichen einen interpretativen Zugang zum Gegenstand und bieten somit die Möglichkeit, diesen zu erweitern und / oder aus anderen Perspektiven zu betrachten. Quantitative Methoden ermöglichen große Datensätze zu erheben. In der vorliegenden Untersuchung wurden beide Forschungsstile genutzt: Der qualitative, um den Gegenstand des Sprachwissens zu explorieren und etwas über die Bedingungen von sprachlichen Märkten zu erfahren; der quantitative, um Aussagen über die gesellschaftliche Distribution des Sprachwissens zu treffen. Im Folgenden werden die Ergebnisse beider Studien mit Bezug auf die gesamte Arbeit resümiert, um die eingangs formulierte Fragestellung zu beantworten: Inwiefern und unter welchen Bedingungen kann das Sprachwissen als Sprachkapital auf sprachlichen Märkten eingesetzt werden und wie ist dieses Wissen gesellschaftlich verteilt?

Wenn sich Sprecher einen Reim auf ihre Sprache und ihre sprachliche Umwelt machen, dann tun sie dies in einer Weise, die dazu tendiert, Widersprüche einzuebneten. Dies ist auch nur konsequent: Wenn das Sprachwissen im Alltag funktional sein soll, muss es reibungslos funktionieren. Zum Beispiel das auxiale *tun*: Im Indikativ (*Frieda tut gerne singen*) ist es stark stigmatisiert, im Konjunktiv (*Frieda täte gerne singen*) jedoch weniger. Woran liegt das? „Die Verbindung von *tun* mit einem reinem Infinitiv [...] ist eine umgangssprachliche und überflüssige Erweiterung des Prädikats“ (Duden 2005: 835). Diese überflüssige Erweiterung bleibt auch im Konjunktiv erhalten. Eine einheitliche linguistische Basis, nach der sprachliche Merkmale negativ bewertet werden, gibt es, wie diese Untersuchung zeigt, offenbar nicht. Vielmehr sind die Begründungen, mit denen Sprachmerkmale stigmatisiert werden, höchst widersprüchlich. Obendrein ist das kein Mangel, sondern in Bezug auf alltägliche Zwecke höchst funktional. Denn auch Sprachwissenschaftler, die im Rahmen akademischer Diskurse feststellen, dass es sich bei der Vertauschung von *mir* und *mich* eben nicht um falsches Deutsch handelt, wie eine Interviewpartnerin zu Protokoll gibt, sondern um Substrate aus den alten niederdeutschen Dialekten, die vor der Industrialisierung im Ruhrgebiet gesprochen wurden, werden sich je nach sprachlichem Markt hüten, derartige Merkmale zu verwenden. Anhand dieses Beispiels lässt sich die in der Einleitung formulierte Fragestellung gut veranschaulichen. Eine

grundlegende Bedingung, Sprachwissen als Sprachkapital einsetzen zu können, ist das Wissen um stigmatisierte Varianten und ihre nicht stigmatisierten Alternativen. Wie in Kapitel 3. 2. 1 dargestellt, bedeutet die Abwesenheit des Stigmas nicht automatisch die Anwesenheit von Prestige sondern in der Regel das, was Goffman (1967) normale Abweichung nennt. Sprachliche Variabilität gehört zum Alltag und ist eine notwendige, aber eben noch keine hinreichende Bedingung, sprachliche Muster zu stigmatisieren. Grundsätzlich bleibt die sprachliche Varianz als normale Abweichung unthematisiert und verbindet sich zu einem signifikanzlosen Rauschen. Indizien hingegen haben Zeichencharakter. Auf ihrer Grundlage können Hypothesen über einen Sprecher angestellt werden, etwa über sein Alter oder über seine regionale Herkunft. Indizien reichen dem Träger weder zum gesellschaftlichen Vor- noch zum Nachteil. Die eigentliche Handelsware auf den Sprachmärkten wird in Kapitel 3. 2. 1 Markierer genannt. Zwar können Indizien unter bestimmten situativen Voraussetzungen ad-hoc zu Markierern werden. Daneben existiert eine Reihe von Merkmalen, die habituell im Gebrauch sind und von Personen mit einem anderen Habitus als fehlerhaft empfunden werden, wie zum Beispiel die Steigerung von *einzig*. Diese Klasse von stigmatisierenden Markierern ist recht stark institutionalisiert, wobei das Stigma eher zur Institutionalisierung taugt als das Prestigemerkmal, weil der Wert des Prestiges einer Inflation unterliegt.

Sprachliche Variabilität gehört nicht nur zum Alltag, sondern die Verdrängung von Varianten durch Normierung kann als Prozess der Institutionalisierung im Sinne der phänomenologischen Wissenssoziologie aufgefasst werden (Kapitel 3. 2. 2). Institutionen haben ihren Ursprung in der Gewohnheit bzw. im wiederholten Einsatz bewährter Lösungsstrategien. Institutionalisierung kann sich jedoch nicht total vollziehen, ebenso wenig wie eine Gesellschaft völlig ohne Institutionalisierung auskäme (Kapitel 1. 2. 1). Je nach Institutionalisierungsgrad lassen also Sprachnormen immer auch von der Norm nicht erfasste Handlungsspielräume zu. Bei der Analyse sprachlicher Märkte liegt jedoch der Fokus auf dem Normbruch, welcher sanktioniert wird. An dieser Stelle tut sich ein Geflecht von sozialen Beziehungen auf, in dem die Möglichkeiten zu taxieren und die Gefahren taxiert zu werden ungleich verteilt sind.

Doch bevor diese Ökonomie der Sprachmärkte weiter resümiert wird, möchte ich einen Schritt zurückgehen. In Kapitel 1. 2. 1 wird das Sprachwissen als verbalisierbares Wissen definiert, welches über ein Mindestmaß an sozialer Relevanz verfügt. Die Einführung der Kategorie der sozialen Relevanz ist erforderlich, um das Wissen sozial zu verorten. Um soziale Relevanz herzustellen, müssen Benennungspraktiken existieren. Zwar gibt es auch die Möglichkeit eines Austauschs ohne metasprachliches Inventar, da sich sprachliche Institutionen als Folge stillschweigender Übereinkunft bilden können. Mehr Druck auf Abweichler kann aber erst im Diskurs ausgeübt werden, zum Beispiel auch indem Drohungen ausgesprochen werden. Merkmalbezogene Diskurse funktionieren im Alltag über konkrete Sprachbeispiele, die als typische Stellvertreter für ihre Klasse in den Diskurs (z. B. *dat*) eingeführt werden. Daneben sind im Alltag Gliederungstermini wie Slang, Dialekt, Hochdeutsch usw. verbreitet. Wenn man den Versuch unternimmt, die spontanen, auf das Ruhrgebiet bezogenen Gliederungstermini in wissenschaftliche zu übersetzen, so ergibt sich folgendes Bild eines Nonstandard-Standard-Kontinuums: Die Pole sind eher Konstrukte, die stets nur andere sprechen. So wahrt man Distanz vor der „übertriebenen“ Sprechweise ebenso wie vom „Hochdeutsch“, welches in den Interviews als ein Ideal erscheint, an das man sich abhängig von den subjektiven Kosten anzunähern versucht.

Um subjektive Kosten geht es u. a. in dem Alternativmodell zum üblichen Einstellungsmodell (Kapitel 3. 4). Als Sprachwissenschaftler hält man in der Regel nicht viel von naiven Sprachökonomie-Theorien. Vielleicht ist hier der Grund zu finden, weshalb diese Komponente neben Spracheinstellungen als Sprachsteuerungsfaktor bislang unberücksichtigt blieb. Aber aus der Perspektive der Habitus-theorie ist es durchaus ernst zu nehmen, dass eine bestimmte Sprechweise anstrengender als eine andere erlebt wird. Auch der Faktor, den Ajzen und Fishbein (1980) subjektive Norm nennt, ist plausibel: Sprecher verfügen über Hypothesen, wie andere über bestimmte Sprachmuster denken, und passen ihre Sprechweise an diese an.

Auch wenn die in Kapitel 3. 4 vorgestellte Theorie des geplanten Verhaltens mit der subjektiven Norm eine Komponente enthält, die durchaus gesellschaftlichen Charakters ist, bleibt das Modell eher auf einer individual-psychologischen Ebe-

ne. In Kapitel 3.5 geht es hingegen unter dem Stichwort „Ökonomie des sprachlichen Handelns“ um die sozialen Konstellationen und Strategien, die sich den Akteuren auf den Sprachmärkten bieten. Goffmann (1967) bietet hier erneut einen tragfähigen theoretischen Hintergrund an, um zu spezifizieren, was auf den Sprachmärkten vor sich geht. Wenn die Akteure auf den Sprachmärkten handeln, dann handeln sie, um positives Image zu produzieren. Je nach Konstellation ist dies durchaus mit Gefahren verbunden. Vom aggressiven Punktesammeln abgesehen, kann eine Tendenz benannt werden, dass Sprachmärkte eine gewisse soziale Augenhöhe erfordern und eine große soziale Distanz in eine sprachliche Toleranz („die dürfen so reden“) mündet, die keinerlei Kosten verursacht und obendrein positives Image erbringt.

Möchte man Aussagen mittels Tabellen treffen, sollte eine gewisse statistische Masse vorliegen. Dies ist mit traditionellen Erhebungsmethoden, wie zum Beispiel der schriftlichen Befragung auf der Grundlage einer Zufallsstichprobe aus dem Einwohnermeldeverzeichnis, für kleine Projekte nicht möglich, da der Aufwand der Datenaufbereitung zu groß ist. Online-Erhebungen ermöglichen bei geringen Kosten, große Datensätze zu erstellen.

Im Mittelpunkt der quantitativen Analyse steht die Frage nach der gesellschaftlichen Distribution des Sprachwissen. Hierzu greife ich auf die Lebensstiltypologie Ottes (2004) zurück, die theoretisch in der Tradition des Bourdieuschen Begriffs des Habitus steht. Wichtiger ist jedoch: An die Stelle der Bourdieuschen Klassenfraktionen, welche über die Strukturvariablen Einkommen und Bildung operationalisiert werden, treten Lebensstiltypen, die auf der handlungstheoretischen Ebene konzipiert sind (Kapitel 1.3). Des Weiteren liegen den Lebensstiltypen Wertorientierungen zugrunde, die ihren Widerhall auch in den Sprachbewertungsstrategien finden (Kapitel 4.3).

In Kapitel 2.3 habe ich die Beantwortung eines Fragebogens weniger als Messvorgang, sondern vielmehr als einen kommunikativen Akt dargestellt. So möchte ich auch die Beantwortung der Fragebögen verstanden wissen: Als Folge einer habitusspezifischen Strategie, auf die unterschiedlichen Fragen einzugehen. Laut Bourdieu (1982: 740) besitzt der Habitus durchaus Züge eines Automaten und tatsächlich sprechen die quantitativen Untersuchungsergebnisse eher für diese These. Meines Erachtens sprechen jedoch die Zusammenhänge von

Sprachbewertungen und Lebensstiltypen dafür, dass mit der Lebensstiltypologie ein solides Konzept entwickelt wurde, welches sich auf verschiedenste Fragestellungen anwenden lässt.

An dieser Stelle möchte ich insbesondere auf vier Ergebnisse eingehen. Die sprachliche Wahrnehmung des Wohnumfeldes deckt sich mit der sozialen Struktur der Stadtbezirke. Je niedriger der soziale Rang eines Stadtbezirks, desto häufiger wurde die Sprache des Ruhrgebiets im Wohnumfeld als stark vertreten wahrgenommen. Dabei wird die Stadt im Allgemeinen⁷⁷ und das Ruhrgebiet im Besonderen⁷⁸ von der Dialektologie gemieden, wohl weil in den Städten keine distinkten Varietäten zu erwarten sind. Auch die Erhebung Cornelissens (2011) hat auf der lexikalischen Ebene keine sprachlichen Unterschiede gezeigt, die einer solchen Wahrnehmung eine linguistische Basis verleihen würde. Vielmehr ist das Ergebnis auf die Fähigkeit zurückzuführen, Unterschiede dort zu konstruieren, wo sie sich in eine kohärente Sprachtheorie fügen.

Insgesamt halte ich die Erhebung von Urteilen zu einzelnen Merkmalen (Kapitel 4. 8) für ein gutes Mittel, etwas über den sozialen Gehalt von Sprachbewertungsstrategien zu erfahren. Auch bieten sich hier Anknüpfungspunkte zu Analysen von Sprachdiskursen (wie z. B. von Davies und Langer 2006), weil sich viele sprachbezogene Diskurse auf einzelne Merkmale beziehen. Auch hat die Analyse der Werte zum Gebrauch der einzelnen Merkmale doch noch gezeigt, dass der Habitus nicht zu 100 % berechenbar ist: Liegen die Unterhaltungssuchenden in ihren Anteilen zum Gebrauch von Nonstandardmustern zumeist weit über dem Durchschnitt, liegen sie in Bezug auf den Gebrauch von *einzigste* weit darunter.

Außerhalb der Linguistik erbrachte die Theorie des geplanten Verhaltens (Kapitel 4. 9) gute Vorhersagewerte (Ajzen 2012) und auch die in dieser Studie vorgelegte Regressionsanalyse spricht m. E. dafür, dass dieses Modell für linguistische Fragestellungen weiterführend ist. Insbesondere möchte ich vorschlagen, die erklärte Modellvariable ‚Sprachverhalten‘ direkt und nach Möglichkeit auf einem metrischen Messniveau zu erheben. Hier denke ich an Verfahren, wie sie

77 Zum Beispiel blendet das SiN-Projekt moderne Orte gesellschaftlicher Differenzierung als Störvariable gezielt aus und beschränkt sich auf kleine, ländliche Orte Schröder u.a. (2009: 43).

78 Zum Beispiel kommt das Ruhrgebiet in Schmidt und Herrgen (2011) so gut wie nicht vor, obwohl die Sprache des Ruhrgebiets zu einem bedeutenden Regiolekt zählen dürfte.

Herrgen u. a. (2001) mit der Messung von Standarddivergenz vorgeschlagen haben.

6 Literaturverzeichnis

- Ajzen, Icek/Fishbein, Martin (1980): Understanding attitudes and predicting social behavior. Englewood Cliffs, N.J: Prentice-Hall.
- Ajzen, Icek (1991): The theory of planned behavior. In: Organizational Behavior and Human Decision Processes Jg. 50, H. 2, S. 438-459.
- Ajzen, Icek (2012): The theory of planned behavior. In: Lange, Paul A. M. van/Kruglanski, Arie W./Higgins, E. Tory (Hrg.), Handbook of Theories of Social Psychology. London: Sage, S. 438-459.
- Allport, Gordon W. (1979): The nature of prejudice. Cambridge: Perseus Books.
- Ammon, Ulrich (2005): Standard und Variation. Norm, Autorität und Legitimation. In: Eichinger, Ludwig M./Kallmeyer, Werner (Hrg.), Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache? Berlin: de Gruyter, S. 28-40.
- Anders, Christina A. (2007): Alltagswissen und Einstellungen zum Substandard am Beispiel des Obersächsischen in seiner meißnischen und osterländischen Ausprägung. In: Deutsche Sprache Jg. 35, H. 2, S. 173-188.
- Anders, Christina A./Hundt, Markus/Lasch, Alexander (2010): Perceptual dialectology. Neue Wege der Dialektologie. Berlin: de Gruyter.
- Anders, Christina A. (2010): Wahrnehmungsdialektologie. Das Obersächsische im Alltagsverständnis von Laien. Berlin: de Gruyter.
- Anders, Christina A. (2011): Linguistische Laien wissen mehr als man ihnen zutraut! Zur Dynamik von inhaltsbezogenem Laienwissen. In: Christen, Helen/Patocka, Franz/Ziegler, Evelyn (Hrg.), Struktur, Verwendung und Wahrnehmung von Dialekt. Wien: Praesens, S. 10-28.
- Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrg.) (1981): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Opladen: Westdeutscher.
- Auer, Peter (1999): Sprachliche Interaktion. Eine Einführung anhand von 22 Klassikern. Tübingen: Niemeyer.
- Backhaus, Klaus (2006): Multivariate Analysemethoden. Eine anwendungsorientierte Einführung. Berlin: Springer.
- Becker, Anne K. (2003): Ruhrdeutsch. Die Sprache des Ruhrgebiets in einer umfassenden Analyse. Dissertation. Freiburg. Verfügbar unter: http://www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/703/pdf/diss_aktuell_ohne.pdf [Zuletzt geprüft: 01.04.2015].

- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1969): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt am Main: Fischer.
- Bierbrauer, Günter (2005): Sozialpsychologie. Stuttgart: Kohlhammer.
- Blasius, Jörg (2001): Korrespondenzanalyse. München: Oldenbourg.
- Bogumil, Jörg/Heinze, Rolf G./Lehner, Franz/Strohmeier, Klaus P. (2012): Viel erreicht - wenig gewonnen. Ein realistischer Blick auf das Ruhrgebiet. Essen: Klartext.
- Bohner, Gerd (1997): Einstellungen. In: Stroebe, Wolfgang/Jonas, Klaus/Hewstone, Miles (Hrg.), Sozialpsychologie. Eine Einführung. Berlin: Springer, S. 265-315.
- Bohnsack, Ralf (2007): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden. Opladen: Budrich.
- Boschmann, Werner (1982): Lexikon der Alltagssprache des Ruhrgebiets. Mit zahlreichen Abbildungen: 1000 Worte Bottropisch. Essen: Henselowsky.
- Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1984): Capital et marché linguistiques. In: Linguistische Berichte 90, S. 3-24.
- Bourdieu, Pierre (1990): Was heißt sprechen? Die Ökonomie des sprachlichen Tausches. Wien: Braumüller.
- Bourdieu, Pierre/Chamboredon, Jean-Claude/Passeron, Jean-Claude (1991): Soziologie als Beruf. Wissenschaftstheoretische Voraussetzungen soziologischer Erkenntnis. Berlin: de Gruyter.
- Bourdieu, Pierre (1992): Die verborgenen Mechanismen der Macht. Hamburg: VSA.
- Bourdieu, Pierre (1993a): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1993b): Soziologische Fragen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loïc J. D./Beister, Hella (1996): Reflexive Anthropologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1998): Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Brüsenmeister, Thomas (2008): Qualitative Forschung. Ein Überblick. 2. überarb. Aufl. Wiesbaden: VS.
- Buchholz, Hanns J./Heineberg, Heinz/Mayr, Alois/Schöller, Peter (1971): Modelle kommunaler und regionaler Neugliederung im Rhein-Ruhr-Wupper-Ballungsgebiet und die Zukunft der Stadt Hattingen. Bochum: (Herausgegeben vom Geografischen Institut der Ruhr-Universität Bochum).
- Cornelissen, Georg (2011): Lexikalische Variation in der Alltagssprache der Stadt Essen. Was die Gewährsleute 2009 dazu meinten. Niederdeutsches Jahrbuch 134, S. 93-112.
- Davies, Winifred V. (1999): Geregeltes Durcheinander oder unregelmäßiges Miteinander? Versuch einer Beschreibung der sogenannten Umgangssprache in Mannheim-Neckerau. Linguistische Berichte 178, S. 205-229.
- Davies, Winifred V./Langer, Nils (2006): The making of bad language. Lay linguistic stigmatisations in German: past and present. Frankfurt am Main: Lang.
- Diekmann, Andreas (2004): Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen. Reinbek: Rowohlt.
- Duden (2005): Richtiges und gutes Deutsch. Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle, Bd. 9. Mannheim: Duden.
- Durkheim, Emile (1965): Die Regeln der soziologischen Methode. Neuwied: Suhrkamp.
- Eco, Umberto (1972): Einführung in die Semiotik. München: Fink.
- Eichinger, Ludwig M. (2009): Aktuelle Spracheinstellungen in Deutschland. Erste Ergebnisse einer bundesweiten Repräsentativumfrage. Mannheim: Institut für Deutsche Sprache.
- Esser, Hartmut (1986): Können Befragte lügen? Zum Konzept des „wahren Werts“ im Rahmen der handlungstheoretischen Erklärung von Situationseinflüssen bei der Befragung. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie Jg. 38, H. 2, S. 314-336.
- Esser, Hartmut (1990): „Habits“, „Frames“ und „Rational Choice“. Die Reichweite von Theorien der rationalen Wahl (am Beispiel der Erklärung des Befragtenverhaltens). In: Zeitschrift für Soziologie Jg. 19, H. 4, S. 231-247.
- Esser, Hartmut (1993): Soziologie. Allgemeine Grundlagen. Frankfurt am Main: Campus.

- Flick, Uwe (1995): Qualitative Forschung. Theorien, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Reinbek: Rowohlt.
- Flick, Uwe (2002): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Reinbek: Rowohlt.
- Flick, Uwe (Hrg.) (2007): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek: Rowohlt.
- Fuchs-Heinritz, Werner/König, Alexandra (2005): Pierre Bourdieu. Eine Einführung. Konstanz: UVK.
- Germanistisches Seminar (2014): Bibliografie zur Wahrnehmungsdialektologie (Stand: Juli 2014), www.wahrnehmungsdialektologie.uni-kiel.de/bibliographie [letzter Aufruf 01. April 2015].
- Glaser, Barney G./Strauss, Anselm L. (1965): Awareness of dying. Chicago: Aldine.
- Glaser, Barney G./Strauss, Anselm L. (1967): The discovery of grounded theory. Strategies for qualitative research. Chicago: Adline.
- Gloy, Klaus (1997): Sprachnormen als ‚Institutionen‘ im Reich der Gedanken und die Rolle des Individuums in Sprachnormierungsprozessen. In: Mattheier, Klaus J. (Hrg.), Norm und Variation. Frankfurt am Main: Lang, S. 27-52.
- Goffman, Erving (1967): Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goffman, Erving (2005): Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Güttler, Peter O. (2000): Sozialpsychologie. Soziale Einstellungen, Vorurteile, Einstellungsänderungen. München: Oldenbourg.
- Hardt, Michael/Negri, Antonio (2002): Empire. Die neue Weltordnung. Frankfurt am Main: Campus.
- Hartmann, Dietrich (2006): Bewertungen der regionalen Umgangssprache des Ruhrgebiets. In: Voeste, Anja/Gessinger, Joachim (Hrg.), Dialekt im Wandel. Perspektiven einer neuen Dialektologie. Duisburg: Redaktion Obst, S. 197-204.
- Helfferrich, Cornelia (2005): Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews. Wiesbaden: VS.
- Hellberg, Helmut (1936): Studien zur Dialektgeographie im Ruhrgebiet und im Vest Recklinghausen. Marburg: Elwert.

- Henn, Beate (1980): Pfälzisch. Dialekt/Hochsprache - kontrastiv. Düsseldorf: Schwann.
- Henn, Beate (1988): Die Illusion der Regel. Zu Pierre Bourdieus strukturalismuskritischer Erklärung sprachlicher Varianz. In: GAL e.V. (Hrg.), Sprache und Individuum. Kongreßberichte der 17. Jahrestagung der Gesellschaft für Angewandte Linguistik. Hamburg 1986. Tübingen, S. 68-70.
- Henn-Memmesheimer, Beate (1990): Normtheorie oder Praxeologie zur Erklärung sprachlicher Varianz. In: Settekorn, Wolfgang (Hrg.), Sprachnorm und Sprachnormierung. Deskription - Praxis - Theorie. Wilhelmsfeld: Egert, S. 153-164.
- Henn-Memmesheimer, Beate (1997): Verwendung von Elementen des Standard-Nonstandard-Kontinuums als Ergebnis funktionaler Handlungswahl. In: Mattheier, Klaus J. (Hrg.), Norm und Variation. Frankfurt am Main: Lang, S. 53-69.
- Henn-Memmesheimer, Beate (1998): Vorwort. In: Henn-Memmesheimer, Beate (Hrg.), Sprachliche Varianz als Ergebnis von Handlungswahl. Tübingen: Niemeyer, S. VII-XVII.
- Henn-Memmesheimer, Beate (2006a): Wortgeschichten. Driften im semantischen Raum. In: Eitelmann, Matthias/Stritzke, Nadyne (Hrg.), Ex Praeteritis Praesentia. Sprach-, literatur- und kulturwissenschaftliche Studien zu Wort- und Stoffgeschichten: Festschrift zum 70. Geburtstag von Theo Stemmler. Heidelberg: Winter, S. 43-66.
- Henn-Memmesheimer, Beate (2006b): Zum Status perlokativer Akte in verschiedenen sprachwissenschaftlichen Theorien. In: Proost, Kristel/Winkler, Edeltraud (Hrg.), Von Intentionalität zur Bedeutung konventionalisierter Zeichen. Festschrift für Gisela Harras zum 65. Geburtstag. Tübingen: Narr, S. 199-218.
- Hermanns, Harry (1992): Die Auswertung narrativer Interviews. Ein Beispiel für qualitative Verfahren. In: Hoffmeyer-Zlotnik, Jürgen H. P. (Hrg.), Analyse verbaler Daten. Über den Umgang mit qualitativen Daten. Opladen: Westdeutscher, S. 110-141.
- Herrgen, Joachim/Lameli, Alfred/Rabanus, Stefan/Schmidt, Jürgen E. (2001): Dialektalität als phonetische Distanz. Ein Verfahren zur Messung standarddivergenter Sprechformen, archiv.ub.uni-marburg.de/es/2008/0007/pdf/dialektalitaetsmessung.pdf [letzter Aufruf 27.19.2013].
- Hill, Paul B./Kopp, Johannes (2004): Familiensoziologie. Grundlagen und theoretische Perspektiven. Wiesbaden: Springer.

- Himmelreich, Hildegard (1939): Volkskundliche Beobachtungen an der Umgangssprache in Gelsenkirchen. Dissertation masch. Münster.
- Hinnenkamp, Volker/Selting, Margret (Hrg.) (1989): Stil und Stilisierung. Arbeiten zur interpretativen Soziolinguistik. Tübingen: Niemeyer.
- Hundt, Markus (1992): Einstellungen gegenüber dialektal gefärbter Standardsprache. Eine empirische Untersuchung zum Bairischen, Hamburgischen, Pfälzischen und Schwäbischen. Stuttgart: Steiner.
- Hundt, Markus (2009): Normverletzungen und neue Normen. In: Konopka, Marek/Strecker, Bruno (Hrg.), Deutsche Grammatik. Regeln, Normen, Sprachgebrauch. Berlin: de Gruyter, S. 117-140.
- Kelle, Udo (2008): Die Integration qualitativer und quantitativer Methoden in der empirischen Sozialforschung. Theoretische Grundlagen und methodologische Konzepte. Wiesbaden: VS.
- Keller, Rudi (1980): Zum Begriff des Fehlers im muttersprachlichen Unterricht. In: Cherubim, Dieter (Hrg.), Fehlerlinguistik. Beiträge zum Problem der sprachlichen Abweichung. Tübingen: Niemeyer, S. 24-42.
- Keller, Rudi (1995): Zeichentheorie. Zu einer Theorie semiotischen Wissens. Tübingen: Francke.
- Keller, Rudi (2003): Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache. 3. durchges. Aufl. Tübingen: Francke.
- Keller, Rudi (2007): Ist das Deutsche bedroht? In: Geo Wissen 10, S. 24-29.
- Knoblauch, Hubert (2005): Wissenssoziologie. Konstanz: UVK.
- Kohlscheen, Jörg (2007): „Die feinen Unterschiede“ in der Sprache. Zum Verhältnis von Spracheinstellung und Habitus am Beispiel von Studierenden der Ruhr-Universität Bochum. Saarbrücken: VDM.
- Kohlscheen, Jörg (2011): Rezension von Christina Ada Anders (2010). Wahrnehmungsdialektologie. Das Obersächsische im Alltagsverständnis von Laien. In: Linguistische Berichte 228, S. 489-498.
- Köllmann, Wolfgang (1990): Beginn der Industrialisierung. In: Abelshauser, Werner/Köllmann, Wolfgang/Brüggemeier, Franz-Josef (Hrg.), Das Ruhrgebiet im Industriezeitalter. Geschichte und Entwicklung. Düsseldorf: Schwann, S. 12-79.
- Krais, Beate/Gebauer, Gunter (2002): Habitus. Bielefeld: Transcript.

- Krech, Eva-Maria/Kurka, Eduard/Stelzig, Helmut/Stock, Eberhard/Stölzer, Ursula/Teske, Rudi (Hrg.) (1982): Großes Wörterbuch der deutschen Aussprache. Leipzig: VEB Bibliographisches Institut.
- Kruse, Jan (2008): Reader „Einführung in die Qualitative Interviewforschung“, www.soziologie.uni-freiburg.de/kruse/ [letzter Aufruf 20. November 2013].
- Labov, William (1978): Sprache im sozialen Kontext. Beschreibung und Erklärung struktureller und sozialer Bedeutung von Sprachvariation. Königstein/Taunus: Scriptor.
- Lamnek, Siegfried (1995): Qualitative Sozialforschung. Methodologie. 3. korr. Aufl. Weinheim: Beltz.
- Lenz, Alexandra N. (2003): Struktur und Dynamik des Substandards. Eine Studie zum Westmitteldeutschen (Wittlich/Eifel). Stuttgart: Steiner.
- Leuenberger, Petra (1999): Ortsloyalität als verhaltens- und sprachsteuernder Faktor. Eine empirische Untersuchung. Tübingen: Francke.
- Löffler, Heinrich (2005): Germanistische Soziolinguistik. Berlin: Schmidt.
- Löw, Martina (2001): Raumsoziologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Maas, Utz (2008): Sprache und Sprachen in der Migrationsgesellschaft. Die schriftkulturelle Dimension. Osnabrück: V & R unipress.
- Macha, Jürgen (1991): Der flexible Sprecher. Untersuchungen zu Sprache und Sprachbewusstsein rheinischer Handwerksmeister. Köln: Böhlau.
- Mattheier, Klaus J. (1985): Dialektologie der Dialektsprecher - Überlegungen zu einem interpretativen Ansatz in der Dialektologie. In: Germanistische Mitteilungen 21, S. 47-67.
- Maurer, Marcus/Jandura, Olaf (2009): Masse statt Klasse? Einige kritische Anmerkungen zu Repräsentativität und Validität von Online-Befragungen. In: Jakob, Nikolaus/Schoen, Harald/Zerback, Thomas (Hrg.), Sozialforschung im Internet. Methodologie und Praxis der Online-Befragung. Wiesbaden: VS, S. 61-73.
- Mayring, Philipp (2002): Einführung in die qualitative Sozialforschung. Weinheim: Beltz.
- Mayring, Philipp (2008): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Weinheim: Beltz.

- Menge, Heinz H. (1979): Einflüsse aus dem Polnischen im Ruhrgebiet. Exemplarische Behandlung eines Kapitels aus der „Volkslinguistik“. *Niederdeutsches Wort* 19, S. 86-116.
- Menge, Heinz H. (1982): Erhebung von Sprachdaten in ‚künstlicher‘ Sprechsituation. In: Besch, Werner (Hrg.), *Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung*. Berlin: de Gruyter, S. 544-548.
- Menge, Heinz H. (1985a): Einflüsse aus dem Polnischen im Ruhrgebiet? Exemplarische Behandlung eines Kapitels aus der „Volkslinguistik“. In: Mihm, Arend (Hrg.), *Sprache an Rhein und Ruhr. Dialektologische und soziolinguistische Studien zur sprachlichen Situation im Rhein-Ruhr-Gebiet und ihrer Geschichte*. Stuttgart: Steiner, S. 223-244.
- Menge, Heinz H. (1985b): Regionalsprache Ruhr: Grammatische Variation ist niederdeutsches Substrat. Eine forschungsleitende Hypothese. In: Mihm, Arend (Hrg.), *Sprache an Rhein und Ruhr. Dialektologische und soziolinguistische Studien zur sprachlichen Situation im Rhein-Ruhr-Gebiet und ihrer Geschichte*. Stuttgart: Steiner, S. 149-162.
- Menge, Heinz H. (1985c): War das Ruhrgebiet auch sprachlich ein Schmelztiegel? In: Mihm, Arend (Hrg.), *Sprache an Rhein und Ruhr. Dialektologische und soziolinguistische Studien zur sprachlichen Situation im Rhein-Ruhr-Gebiet und ihrer Geschichte*. Stuttgart: Steiner, S. 149-162.
- Menge, Heinz H. (1990): Sprache. In: Abelshauser, Werner/Köllmann, Wolfgang/Brüggemeier, Franz-Josef (Hrg.), *Das Ruhrgebiet im Industriezeitalter. Geschichte und Entwicklung*. Düsseldorf: Schwann, S. 339-360.
- Menge, Heinz H. (1997): Noch einmal von vorn? Zur Systematisierung der sprachlichen Variation im Ruhrgebiet. In: Ehlich, Konrad (Hrg.), *Sprache und Literatur an der Ruhr*. Essen: Klartext, S. 39-55.
- Menge, Heinz H. (2011): Die „plattdeutsche“ Umgangssprache des Ruhrgebiets. *Klaus-Groth-Gesellschaft Jahrbuch*, S. 155-170.
- Mey, Günter/Mruck, Katja (2011): Grounded-Theory-Methodologie: Entwicklung, Stand, Perspektiven. In: Mey, Günter/Mruck, Katja (Hrg.), *Grounded theory reader*. Wiesbaden: VS, S. 11-50.
- Mihm, Arend (1985): Prestige und Stigma des Substandards. Zur Bewertung des Ruhrdeutschen im Ruhrgebiet. In: Mihm, Arend (Hrg.), *Sprache an Rhein und Ruhr. Dialektologische und soziolinguistische Studien zur sprachlichen Situation im Rhein-Ruhr-Gebiet und ihrer Geschichte*. Stuttgart: Steiner, S. 163-193.

- Mihm, Arend (1997): Die Realität des Ruhrdeutschen - soziale Funktion und sozialer Ort einer Gebietssprache. In: Ehlich, Konrad (Hrg.), Sprache und Literatur an der Ruhr. Essen: Klartext, S. 19-38.
- Möller, Robert/Elspaß, Stephan (2013): Atlas zur deutschen Alltagssprache, www.atlas-alltagssprache.de/r8-f4e-f-2/ [letzter Aufruf 27. Oktober 2013].
- Monka, Michael/Voß, Werner (1996): Statistik am PC. Lösungen mit Excel. München: Hanser.
- Neuland, Eva (1993): Sprachgefühl, Spracheinstellungen, Sprachbewußtsein. Zur Relevanz „subjektiver Faktoren“ für Sprachvariation und Sprachwandel. In: Mattheier, Klaus J. (Hrg.), Vielfalt des Deutschen. Festschrift für Werner Besch. Frankfurt am Main: Lang, S. 723-747.
- Niebaum, Hermann (1985): Zur niederfränkisch-niedersächsischen Sprachgrenze im Duisburger Raum. In: Mihm, Arend (Hrg.), Sprache an Rhein und Ruhr. Dialektologische und soziolinguistische Studien zur sprachlichen Situation im Rhein-Ruhr-Gebiet und ihrer Geschichte. Stuttgart: Steiner, S. 63-82.
- Niedzielski, Nancy A./Preston, Dennis R. (2000): Folk linguistics. Berlin: de Gruyter.
- Otte, Gunnar (2004): Sozialstrukturanalysen mit Lebensstilen. Eine Studie zur theoretischen und methodischen Neuorientierung der Lebensstilforschung. Wiesbaden: VS.
- Otte, Gunnar (2005): Entwicklung und Test einer integrativen Typologie der Lebensführung für die Bundesrepublik Deutschland. In: Zeitschrift für Soziologie Jg. 34, H. 6, S. 442-467.
- Popper, Karl (1984): Logik der Forschung. Tübingen: J.C.B. Mohr.
- Purschke, Christoph (2008): Regionalsprachlichkeit im Hörerurteil. In: Christen, Helen/Ziegler, Evelyn (Hrg.), Sprechen, Schreiben, Hören. Zur Produktion und Perception von Dialekt und Standardsprache zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Wien: Praesens, S. 183-202.
- Purschke, Christoph (2011): Regionalsprache und Hörerurteil. Grundzüge einer perzeptiven Variationslinguistik. Stuttgart: Steiner.
- Rehbein, Boike (2006): Die Soziologie Pierre Bourdieus. Konstanz: UVK.
- Reichert, Jo (2007): Abduktion, Deduktion und Induktion in der qualitativen Forschung. In: Flick, Uwe (Hrg.), Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek: Rowohlt, S. 276-286.

- Rosenberg, Milton J./Hovland, Carl I./McGuire, William J./Abelson, Robert P./Brehm, Jack W. (1960): Attitude organization and change. An analysis of consistency among attitude components. New Haven: Yale University Press.
- Rosenthal, Gabriele (2008): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. 2. Aufl. Weinheim: Juventa.
- Rues, Beate (2009): Phonetische Transkription des Deutschen. Ein Arbeitsbuch. Tübingen: Narr.
- Saussure, Ferdinand de (2001): Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Berlin: de Gruyter.
- Schendera, Christian (2008): Clusteranalyse mit SPSS. München: Oldenbourg.
- Schlobinski, Peter (1987): Stadtsprache Berlin. Eine soziolinguistische Untersuchung. Berlin: de Gruyter.
- Schmidt, Jürgen E./Herrgen, Joachim (2011): Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung. Berlin: Schmidt.
- Schnell, Rainer/Hill, Paul B./Esser, Elke (1999): Methoden der empirischen Sozialforschung. München: Oldenbourg.
- Scholl, Armin (2009): Die Befragung. Konstanz: UVK.
- Schröder, Ingrid/Elmentaler, Michael (2009): Sprachvariation in Norddeutschland (SiN). In: Niederdeutsches Jahrbuch 132, S. 41-68.
- Schulze, Gerhard (1992): Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt am Main: Campus.
- Schütz, Alfred (1971): Das Problem der Relevanz. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schütz, Alfred (1972): Das Problem der sozialen Wirklichkeit. Gesammelte Aufsätze I. Den Haag: Nijhoff.
- Schwingel, Markus (1995): Bourdieu zur Einführung. Hamburg: Junius.
- Selting, Margret/Auer, Peter/Barden, Birgit/Bergmann u.a. (1998): Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem (GAT). In: Linguistische Berichte 173, S. 91-122.
- Selting, Margret/Auer, Peter/Barth-Weingarten (2009): Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem 2 (GAT 2). In: Gesprächsforschung: Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion 10, S. 353-402.

- Selting, Margret/Hinnenkamp, Volker (1989): Einleitung: Stil und Stilisierung in der interpretativen Soziolinguistik. In: Hinnenkamp, Volker/Selting, Margret (Hrg.), Stil und Stilisierung. Arbeiten zur interpretativen Soziolinguistik. Tübingen: Niemeyer, S. 1-23.
- Siebenhaar, Beat (2000): Sprachvariation, Sprachwandel und Einstellung. Der Dialekt der Stadt Aarau in der Labilitätszone zwischen Zürcher und Berner Mundart. Stuttgart: Steiner.
- Statistisches Bundesamt (2013): Bildungsstand der Bevölkerung 2013. Wiesbaden.
- Stickel, Gerhard/Volz, Norbert (1999): Meinungen und Einstellungen zur deutschen Sprache. Ergebnisse einer bundesweiten Repräsentativerhebung. Mannheim: IDS.
- Strauss, Anselm L. (1991): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. München: Fink.
- Strauss, Anselm L./Corbin, Juliet (1996): Grounded theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Beltz.
- Strohmeier, Klaus P.: „Oberstadt“ und „Unterstadt“. Zwei Kindheiten in Zeiten des demografischen Wandels. In: Leshwange, Martina/Liebig, Reinhard (Hrg.), Aufwachsen offensiv mitgestalten: Impulse für die Kinder- und Jugendarbeit. Essen: Klartext, S. 51-66.
- Strohmeier, Klaus P./Kersting, Volker (1996): Sozialraum Ruhrgebiet stadträumliche Differenzierungen von Lebenslagen, Armut und informelle Solidarpotentiale. In: Bovermann, Rainer/Goch, Stefan/Priamus, Heinz-Jürgennd (Hrg.), Das Ruhrgebiet - ein starkes Stück Nordrhein-Westfalen. Politik in der Region 1946-1996. Essen: Klartext, S. 451-475.
- Thies, Udo (1985): Die gesprochene Sprache im Ruhrgebiet - Eine ‚Monovarietät‘? In: Mihm, Arend (Hrg.), Sprache an Rhein und Ruhr. Dialektologische und soziolinguistische Studien zur sprachlichen Situation im Rhein-Ruhr-Gebiet und ihrer Geschichte. Stuttgart: Steiner, S. 107-148.
- Tophinke, Doris/Ziegler, Evelyn (2006): „Aber bitte im Kontext!“ Neue Perspektiven der dialektologischen Einstellungsforschung. In: Voeste, Anja/Gessinger, Joachim (Hrg.), Dialekt im Wandel. Perspektiven einer neuen Dialektologie. Duisburg: Redaktion Obst, S. 203-222.
- Truschkat, Inga/Kaiser-Belz, Manuela/Volkman, Vera (2011): Theoretisches Sampling in Qualifikationsarbeiten: Die Grounded-Theory-Methodologie zwischen Programmatik und Forschungspraxis. In: Mey, Günter/Mruck, Katja (Hrg.), Grounded Theory Reader. Wiesbaden: VS, S. 353-379.

- Urban, Dieter/Mayerl, Jochen (2008): Regressionsanalyse: Theorie, Technik und Anwendung. Wiesbaden: VS.
- Volli, Ugo (2002): Semiotik. Eine Einführung in ihre Grundbegriffe. Tübingen: Francke.
- Voß, Werner (1994): Die Gültigkeit des zentralen Grenzwerttheorems bei endlichen Stichprobenumfängen oder wie entstehen Faustregeln? Bochum: Diskussionspapiere aus der Fakultät für Sozialwissenschaft, Ruhr-Universität Bochum.
- Voß, Werner (2000): Taschenbuch der Statistik. München: Fachbuchverlag Leipzig.
- Wienold, Hanns (2000): Empirische Sozialforschung. Praxis und Methode. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Ziegler, Evelyn (1996): Sprachgebrauch - Sprachvariation - Sprachwissen. Eine Familienfallstudie. Frankfurt am Main: Lang.

A Screenshots des Online-Fragebogens

1) Wie ausgeprägt nehmen Sie die Sprache des Ruhrgebiets in Ihrem Wohnumfeld wahr?

☐ gar nicht
 ☐ kaum
 ☐ mittelmäßig
 ☐ ziemlich
 ☐ stark

2) Und wie ausgeprägt sprechen Sie selbst Ruhrdeutsch?

☐ gar nicht
 ☐ kaum
 ☐ mittelmäßig
 ☐ ziemlich
 ☐ stark

3) Nun folgen verschiedene Aussagen zum Thema Ruhrgebiet und dessen Sprache. Bitte entscheiden Sie, inwiefern die Aussagen zutreffen.

	trifft zu	trifft eher zu	trifft eher nicht zu	trifft nicht zu	weiß nicht
Meine Freunde und Bekannten sprechen eher Hoch- als Ruhrdeutsch.	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Ruhrdeutsch zu sprechen, fällt mir leichter als Hochdeutsch.	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Ich persönlich finde die Sprache des Ruhrgebiets völlig in Ordnung.	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Bei vielen Leuten ist die Sprache des Ruhrgebiets schlecht angesehen.	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Ich lebe richtig gerne im Ruhrgebiet.	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Wenn es darauf ankommt, spreche ich eher Hochdeutsch.	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Ich habe mich bereits intensiver mit der Sprache des Ruhrgebiets beschäftigt.	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>

4) Die Sprache des Ruhrgebiets wirkt auf mich...					weiß nicht
	trifft zu	trifft eher zu	trifft eher nicht zu	trifft nicht zu	
sympathisch	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
gebildet	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
humorvoll	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
salopp	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
vertraut	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
geordnet	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>

5) Manche sprachlichen Merkmale sind mehr oder weniger akzeptiert. Bitte beziehen Sie die Bewertung auf eine lockere Atmosphäre in geselliger Runde.					weiß nicht
	akzeptabel	eher akzeptabel	eher nicht akzeptabel	nicht akzeptabel	
Zusammenziehungen: z.B. <u>kannste</u> statt <u>kannst du</u> .	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Vertauschung von <i>mir</i> und <i>mich</i> : z.B. gib <u>mich</u> den Ball statt gib <u>mir</u> den Ball.	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Ausfall von <i>t</i> : z.B. <i>nich</i> statt <i>nicht</i>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
ken statt <i>chen</i> : z.B. <i>bissken</i> statt <i>bisschen</i>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Steigerung von <i>einzig</i> : <i>einzigste</i> statt <i>einzig</i>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Gebrauch von <i>tun</i> derart: <i>Peter tut mir helfen</i> .	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
<i>wie</i> statt <i>als</i> : z.B. <i>Ich bin größer wie du</i> .	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Verlaufsform mit <i>am</i> : z.B. <i>Ich bin noch am essen</i> .	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>

6) Schätzen sie nun bitte ein, ob die oben bewerteten Merkmale zu Ihrem ganz gewöhnlichen Sprachgebrauch zählen.

	trifft zu	trifft eher zu	trifft eher nicht zu	trifft nicht zu	weiß nicht
Zusammenziehungen: z.B. <u>kannste</u> statt <u>kannst du</u>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Vertauschung von <i>mir</i> und <i>mich</i> : z.B. <u>gib mich</u> den Ball statt <u>gib mir</u> den Ball.	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Ausfall von <i>t</i> : z.B. <u>nich</u> statt <i>nicht</i>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
ken statt <i>chen</i> : z.B. <u>bissken</u> statt <u>bisschen</u>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Steigerung von <i>einzig</i> : <u>einzigste</u> statt <i>einzig</i>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Gebrauch von <i>tun</i> derart: <i>Peter tut mir helfen</i> .	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
<i>wie</i> statt <i>als</i> : z.B. <i>Ich bin größer <u>wie</u> du</i> .	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Verlaufsform mit <i>am</i> : z.B. <i>Ich bin noch <u>am</u> essen</i> .	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>

7) Der persönliche Sprachgebrauch wird auch von der sprachlichen Umgebung geprägt. Welche sprachliche Umgebung hat Ihren Sprachgebrauch geprägt?

	gar nicht	kaum	mittelmäßig	ziemlich	stark
Ruhrdeutsch	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Hochdeutsch	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
eine andere Mundart Deutschlands	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
eine andere Sprache (z.B. Türkisch)	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>

8) Was trifft auf Ihre Persönlichkeit zu?					
	trifft zu	trifft eher zu	trifft eher nicht zu	trifft nicht zu	weiß nicht
In geselliger Runde kann ich gut Geschichten erzählen.	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Ich lege allgemein viel Wert auf mein Äußeres.	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Situationen, in denen ich mich blamieren könnte, gehe ich konsequent aus dem Weg.	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
In meinem Beruf spielt bzw. spielte gutes Sprachvermögen eine große Rolle.	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>

9) Lebensart und Sprache gehören für viele Menschen zusammen. Entscheiden Sie bitte, inwiefern folgende Aussagen auf Sie zutreffen.					
	trifft zu	trifft eher zu	trifft eher nicht zu	trifft nicht zu	weiß nicht
Ich pflege einen gehobenen Lebensstandard.	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Ich gehe viel aus.	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Ich lebe nach religiösen Prinzipien.	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Ich halte an alten Traditionen meiner Familie fest.	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Ich genieße das Leben in vollen Zügen.	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Mein Leben gefällt mir dann besonders gut, wenn ständig etwas los ist.	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>

10) Es folgen ein paar Freizeitaktivitäten. Markieren Sie bitte bei jeder Tätigkeit, ob Sie das oft, manchmal, selten oder nie machen.

	oft	manchmal	selten	nie	weiß nicht
Kunstaussstellungen oder Galerien besuchen	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Bücher lesen	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
im Internet surfen	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Aktivsport treiben	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>

11) Wie häufig lesen Sie folgende Arten von Tageszeitungen?

	oft	manchmal	selten	nie	weiß nicht
Eine Boulevardzeitung, z.B. Bild	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Eine überregionale Tageszeitung, z.B. die FAZ	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Eine Lokalzeitung, z.B. die WAZ	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>

12) Wenn Sie einmal in einem Restaurant richtig gut Essen gehen, wie viel geben Sie dann maximal pro Person mit Getränken aus?

€

- ☐ Ich gehe nie ins Restaurant.
- ☐ Ich werde immer eingeladen.
- ☐ Weiß nicht.

13) In welchem Stadtteil Essens wohnen Sie? Zur Orientierung können Sie [hier](#) auf die Karte schauen.

14) Seit welchem Jahr wohnen Sie in Essen?

Falls Sie kurzfristig woanders wohnten, nennen Sie bitte das Jahr, seit dem Sie erstmals in Essen leben.

☐ Seit Geburt (bitte weiter mit Frage 16!)

☐ Seit dem Jahr:

15) Wo haben Sie vorher gewohnt?

Mehrfachantworten sind möglich.

☐ In einer anderen Stadt des Ruhrgebiets

☐ Im Umland des Ruhrgebiets

☐ In einer anderen Region Deutschlands

☐ Im Ausland

16) Falls Sie zur Zeit zur Schule gehen, welche Schulform besuchen Sie?

17) Welchen höchsten allgemein bildenden Schulabschluss haben Sie?

☐ Keinen Abschluss

☐ Hauptschulabschluss bzw. Volksschulabschluss

☐ Realschulabschluss bzw. Mittlere Reife

☐ Fachhochschulreife, Abschluss einer Fachoberschule

☐ Abitur

☐ Einen anderen Abschluss. Und zwar:

18) Welchen beruflichen Abschluss haben Sie?

Mehrfachantworten sind möglich.

- ☐ Noch im Studium
- ☐ Noch in der Ausbildung
- ☐ Keinen beruflichen Abschluss und nicht in Ausbildung
- ☐ Beruflich-betriebliche Ausbildung (Lehre)
- ☐ Beruflich-schulische Ausbildung
- ☐ Ausbildung an einer Fach-, Meister- oder Technikerschule
- ☐ Fachhochschulabschluss
- ☐ Hochschulabschluss

19) In welchem Jahr sind Sie geboren?

Im Jahr:

20) Zum Schluss noch eine Angabe zu ihrem Geschlecht.

☐

Männlich

☐

Weiblich